

Jahrbuch

für

Jüdische Geschichte und Literatur

1912


EX LIBRIS
R.A
ACHILLE BAUMANN

Jahrbuch

für

jüdische Geschichte und Literatur

Herausgegeben

vom Verbande der Vereine für jüdische Geschichte und Literatur in Deutschland.

Mit Beiträgen von

S. Bernfeld, Ulrich Frank, L. Geiger, M. Philippson, S. Schechter, L. Scheinhaus, Dr. Stier.

Fünfzehnter Band.

Berlin 1912.
Verlag von M. Poppelauer.

Druck von Berthold Levy, Berlin C.
Neue Friedrich-Straße 48.

Inhalts-Verzeichnis.

Rückblick auf das Jahr 5671.

Von **Martin Philippson.**

Eine wesentliche Veränderung in der äußeren Stellung und in der inneren Gestaltung unserer Glaubensgenossenschaft ist während des verflossenen Jahres nirgends hervorgetreten. Die Lage einer kleinen, nicht nur durch die Rasse und die körperlichen Merkmale, sondern auch im Glauben von der ungeheuren Mehrheit ihrer Mitbürger verschiedenen Minderzahl wird immer eine schwierige bleiben, selbst wenn die Gesetze ihre Gleichberechtigung auf das unzweideutigste aussprechen. Denn das Abweichende, Besondere wird der großen Menge — auch wenn sich viele ihrer Bestandteile zu den Gebildeten rechnen — stets als etwas Seltsames, Ungehöriges, Unnormales, und deshalb tadelnswert und antipathisch erscheinen. Das ist der wahre Grund des Gefühls-Antisemitismus, der, vielleicht mit Ausnahme Italiens, eigentlich allerorten, sei es ausgesprochenermaßen, sei es im stillen, die Gemüter der christlichen Bevölkerungen beherrscht, die ohnedies in der angeblich „christlichen“ Kultur, die ja in Wahrheit in ihren hauptsächlichen Bestandteilen und Ergebnissen nichts weniger als christlich ist, sowie in dem nicht minder zweifelhaften „Ariertum“ die glänzendsten und allein der Obmacht würdigen Elemente der menschheitlichen Entwickelung erblicken. Nur ganz hervorragende Geister und vorzugsweise gerecht empfindende Charaktere vermögen sich von der Abneigung gegen die vielfach anders geartete Minderheit zu befreien und ihr volle Gerechtigkeit zukommen zu lassen. Erfahrungen, wie wir sie leider im verflossenen Jahre in

dem aufgeklärten und rechtlich denkenden England, seit zwei Jahrzehnten in dem republikanischen freiheitlichen Frankreich gemacht haben, bringen von neuem den schmerzlich empfundenen Beweis von der schwer zu überwindenden Macht des Vorurteils der vielen gegen die wenigen.

Sollen wir deshalb unser eigenstes Wesen aufgeben und in schrankenloser „Assimilation", mit Verzicht auf den väterlichen Glauben und der uralten Ueberlieferung, in die Menge untertauchen? Gewiß nicht. Das wäre für den einzelnen eine Feigheit und ein Verrat am Heiligsten; für die Gesamtheit ein schweres Verbrechen an der geschichtlichen Entwickelung, die der Religionsgemeinschaft Israels ihren bestimmten, wichtigen Platz innerhalb der menschheitlichen Evolution angewiesen hat. Das Judentum hat seine Aufgabe weiter zu erfüllen — zu diesem Schlusse sind auch zahlreiche scharfe und unparteiische Denker christlichen Ursprungs gekommen — und wir, die wir die Ehre haben, an ihr mitzuarbeiten, dürfen sie nicht im Stiche lassen.

Oder sollen wir samt und sonders zum Zionismus, zum exklusiv jüdischen Nationalismus übergehen, der auf die Gemeinschaft mit den übrigen Völkern verzichten und aus den Juden einen eigenen völkischen und staatlichen Organismus machen will?

Wir verstehen vollkommen den gerechten und edlen Unwillen der Tausende von Juden, die, empört durch die Ungerechtigkeit der uns umgebenden Massen, nicht mehr von den uns zugeworfenen Brosamen leben, sondern sich auf sich selbst, auf die eigene Nationalität zurückziehen wollen; ja, wir begrüßen solche männliche Entschlossenheit als einen sympathischen Charakterzug unserer Jugend. Allein ganz abgesehen von der tatsächlichen Unmöglichkeit eines Judenstaates und Judenvolkes unter den gegenwärtigen Verhältnissen, die sich ja nur allzu deutlich herausgestellt hat, bedeutet das Bekenntnis zum Zionismus den Verzicht auf die vieltausendjährige Berufung der israelitischen Gemeinschaft zur Trägerin der reinen Gottesidee, zur Lehrmeisterin der Menschheit. Der Lehr-

meister ist ja meist nicht gern gesehen, ein Gegenstand der Abneigung, des Spottes und der Befehdung. Allein seine Rolle ist darum nicht minder eine große, segensreiche, notwendige und deshalb zwar dornen- aber auch ruhmvolle. Und wenn unsere Väter während langer Jahrtausende sich unter weit schwierigeren und gefährlicheren Umständen dieser Rolle mit unentwegter und begeisterter Festigkeit unterzogen haben, wenn sie unter Hohn, Mißhandlung und Tod nie aufhörten, jubelnd zu verkünden: „Wie schön ist unser Teil!“ dann haben wir vollends die Pflicht, unter weit geringeren Nachteilen und Kränkungen an der geschichtlichen Aufgabe unserer Gemeinschaft festzuhalten und sie weder dem ungerechten Vorurteil noch der Aussicht auf ein kleines orientalisches Staats- und Stammeswesen zum Opfer zu bringen.

Es ist sehr erfreulich, daß der im vergangenen Augustmonat in Basel tagende zehnte Zionistenkongreß sich fast völlig auf diesen Boden gestellt hat. Da war von dem politischen, dem staatlichen Zionismus so gut wie nicht die Rede, sondern man beschloß die Förderung der auch der überwiegenden Mehrzahl der nicht zionistischen Juden durchaus erwünschten Kolonisation, zumal in Palästina, sowie die Entwickelung und Ausbildung der hebräischen als lebenden Sprache, die das jüdische Bewußtsein zu stärken und zu kräftigen imstande ist. Auf das lebhafteste zu begrüßen ist, daß mehrere Redner die religiöse Grundlage als auch für den Zionismus unentbehrlich betonten und damit dem antireligiösen oder wenigstens religiös indifferenten Treiben mancher zionistischer Persönlichkeiten und Kreise scharf entgegen traten. Damit fällt wieder eine Schranke zwischen den Zionisten und den bekenntnistreuen Juden. Der zehnte Zionistenkongreß bereitete den gemeinschaftlichen Boden vor, auf den wir uns neben unsere zionistischen Brüder stellen und ihnen zu gemeinsamer Arbeit die Hand reichen können. Es wird diese Gemeinschaft erleichtert und die Kluft weiter überbrückt werden, wenn die Verhandlungen des zehnten Kongresses auch darin vorbildlich bleiben, daß die Sprache der Zionisten den übrigen Israeliten

gegenüber sich von Schmähungen, Verdächtigungen und Radaumachen frei erhält.

In Deutschland geht das schon jahrzehntelang betriebene Spiel weiter: auf der einen Seite wird hier und dort die verfassungsmäßige Gleichberechtigung der Juden zur Wahrheit gemacht, auf der anderen in einer, aller Gerechtigkeit hohnsprechenden Weise verweigert. Die von dem Bundesrate entworfene und vom Reichstage angenommene neue Verfassung des Reichslandes Elsaß-Lothringen enthält eine für uns höchst erfreuliche Bestimmung: wie die katholischen Bischöfe und Vertreter der evangelischen Konsistorien soll auch ein Vertreter der israelitischen Konsistorien in der ersten Kammer des Reichslandes seinen Sitz erhalten. Dadurch ist staatsrechtlich die jüdische Gemeinschaft den übrigen Religionsgemeinschaften völlig gleichgestellt — ein Verhältnis, wie es, trotz aller Bemühungen von jüdischer Seite, in keinem anderen deutschen Staate vorherrscht. Freilich haben bisweilen Juden auch in anderen ersten Kammern, selbst im preußischen Herrenhause, gesessen, aber nur als Einzelpersonen, niemals als Vertreter der Judenheit. Wir dürfen wegen der Neuerung allerdings nicht allzu sehr triumphieren, da in Elsaß-Lothringen von altersher, infolge der früheren Zugehörigkeit zu Frankreich, die Gleichberechtigung der Israeliten in weit größerem Maße durchgeführt ist, als sonst irgendwo in Deutschland.

Ebenfalls erfreulich ist die Ernennung eines Juden, des Professor Ehrlich in Frankfurt a. M., zur höchsten preußischen Rangstufe, dem Wirklichen Geheimen Rat mit dem Titel Exzellenz. Es ist zum ersten Male in Preußen, daß einem Juden diese hohe Ehrung zu teil wird. Und sie betrifft keinen Geldmann, sondern einen Forscher, der sich als Förderer der Wissenschaft wie als praktischer Mediziner die denkbar größten Verdienste erworben hat; einen Mann, dem früher die ordentliche Professur auf einer deutschen Universität verweigert wurde, weil er sie nicht durch schnöden Abfall erkaufen wollte, der also seinen Ehrenschild als Jude rein und unbefleckt erhalten hat. Gerade deshalb haben wir allen Grund, auf diese

Auszeichnung Ehrlichs stolz zu sein, der übrigens von vielen Potentaten Europas wegen des von ihm entdeckten, vielen Tausenden zur Rettung gereichenden Heilmittels mit den höchsten Orden bedacht worden ist — auch von dem Kaiser von Rußland! Ein Mann wie Ehrlich bietet von neuem den Gegenbeweis des Geredes der Antisemiten und Rassenfanatiker, daß Juden wohl Talentchen, aber kein Genie, ja keine hervorragende Begabung besitzen könnten.

Der deutsche Reichstag hat sich auch mit der Schächtfrage beschäftigt, einer Frage, in der alle Juden einig sind; auch diejenigen, die das rituelle Schächten nicht mehr als ein religiöses Gebot betrachten, stehen auf dem Boden, daß eine Behinderung oder gar ein Verbot des Schächtens eine unerträgliche Beschränkung der Gewissensfreiheit ihrer altgläubigen Brüder bedeutet und darum mit allen Mitteln zu bekämpfen ist. Die große Mehrheit des Reichstages hat sich dieser Auffassung angeschlossen. Auf Veranlassung des Zentrumsführers Gröber fügte die Reichstagskommission der Novelle des Strafgesetzbuches, die Tierquälerei mit erhöhten Strafen belegt, den Antrag bei: „Landesrechtliche Bestimmungen, welche in die rituellen Vorschriften einer Religionsgesellschaft über das Schlachten von Tieren eingreifen, sind unzulässig." Nicht als ob der Antragsteller und seine Gesinnungsgenossen das Schächten für eine Tierquälerei hielten; sie wollten nur verhindern, daß unter diesem Vorwande in irgend einem Lande oder einer Stadtgemeinde ein Schächtverbot erfolge. Bei der zweiten Lesung jener Gesetznovelle, am 10. Januar, sprachen Gröber selbst und Vertreter der meisten anderen Parteien sich auf das wärmste für den Antrag aus, nur die Antisemiten, ein Konservativer und ein vereinzelter Nationalliberaler dagegen. Wenn auch der Vertreter der Reichsregierung den Antrag als unannehmbar bezeichnete, weil er formell in die Rechte der Landesregierungen eingriffe, erklärte er doch mit Nachdruck, daß sie das Schächten in keiner Weise als unter das Gesetz gegen Tierquälerei fallend betrachte und niemals betrachten werde. Trotz seiner Einsprache nahm der

Reichstag mit allen Stimmen gegen die wenigen der Antisemiten, einiger Konservativen und vereinzelter Nationalliberalen den Antrag Gröber an. Man erwartet mit Zuversicht, daß er auch von dem Bundesrate in etwas abgeänderter Form schließlich gebilligt werden wird: etwa „die nach jüdischem Ritus geschlachteten Tiere fallen nicht unter das Gesetz.“ Das wäre allerdings eine bloß negative Bestimmung, die der Willkür einzelner Bundesstaaten, ja Stadtgemeinden das Verbot des Schächtens unter irgend einem anderen Vorwande freilassen würde. Die Stimmung aber zugunsten der altjüdischen Institution, wie solche sich im Reichstage wie bei der Reichsregierung deutlich ausgesprochen, hat ihre Wirkung nicht verfehlt. Wie mehrere andere Kommunen schon früher, so hat auch Aschersleben das dort längere Zeit bestehende Schächtverbot wieder aufgehoben. Vor allem hat das Königreich Sachsen das frühere Schächtverbot zurückgenommen. Nur der Magistrat und die Stadtverordnetenversammlung der „liberalen“ Stadt Leipzig haben das Schächten im dortigen städtischen Schlachthof mit einer hohen Abgabe belegt, die es nahezu unmöglich macht.

Aber nicht Fortschritte, lediglich Rückschritte haben wir zu verzeichnen in der für das ganze deutsche Reich typischen und deshalb überaus wichtigen Frage der Beförderung von Juden zu Offizieren — wohlgemerkt zu Reserveoffizieren, denn an jüdische Offiziere der Linie wagen wir in Deutschland garnicht zu denken, während sie doch in allen anderen großen Heeren, mit Ausnahme des russischen, in starker Anzahl vorhanden sind. Der preußische Kriegsminister gab in seinen Erklärungen vor dem Reichstage zu, daß die grundsätzliche Nichtbeförderung jüdischer Einjähriger zum Reserveoffizier eine Tatsache sei und ein Ausfluß antisemitischer Gesinnung, die er mißbillige. Aber diese Prinzipienerklärung verlor allen praktischen Wert, da er für jeden Fall der Hintansetzung, den man ihm vorgelegt hatte, eine anderweite Entschuldigung fand. Solche Präzedenzien lassen darauf schließen, daß der Minister auch in zukünftigen entsprechenden Fällen die Vorwände gelten lassen wird, mit

denen die militärischen Behörden aller Instanzen ihr antisemitisches Vorgehen beschönigen. Die seit vielen Jahren wiederholten und mit einem Uebermaß von Beweisen versehenen Vorstellungen an Reichstag und Kriegsminister haben nicht das mindeste geholfen, und zwar aus dem einfachen Grunde, daß der Kriegsminister garnicht die Macht hat, auf die einzelnen Offizierkorps bei der Vorbereitung und der Wahl zum Reserveoffizier einzuwirken. Helfen könnte hier einzig und allein eine direkte Eingabe an den Kaiser, wie dies ein früherer Kriegsminister dem „Verbande der deutschen Juden" klipp und klar, aber leider ohne Erfolg, dargetan hat. Nur dieser Schritt gibt die Möglichkeit des Gelingens. Wird er nicht unternommen, so können wir ungezählte Entrüstungsmeetings veranstalten, unaufhörliche Beschwerden bei Reichstag und Kriegsminister einreichen — die betreffenden militärischen Instanzen lachen nur darüber und bestärken sich um so mehr in ihrer antisemitischen Handlungsweise.

Und doch übt diese Frage den größten Einfluß auf die soziale, ja ökonomische Stellung der Juden aus. Weil die Offiziere solche nicht unter sich dulden, wollen andere Körperschaften sie gleichfalls nicht aufnehmen. Nur so erklärt sich auch die schmähliche Zurückweisung jüdischer Praktikanten bei einzelnen Krankenhäusern nichtkonfessioneller Art. Auch hier konnte keine Abhilfe geschafft werden, und die preußischen Regierungsbehörden jeglichen Grades erklärten zwar grundsätzlich das Auftreten jener Krankenhausleiter für verwerflich, sich selber aber zur Abhilfe achselzuckend für nicht berechtigt. Vergeblich wandten sich sämtliche preußische Aerztekammern mit Bitte um Remedur an das Ministerium — den reaktionär-antisemitischen Kreisen gegenüber wagt dieses nicht einzuschreiten. So geht es in dem „Rechtsstaat", dem „Kulturstaat" Preußen zu.

Trotz der klerikalen Richtung, die jetzt in der Regierung Bayerns vorherrscht, und die den Juden, besonders auf dem Gebiete des Unterrichtswesens, mancherlei Beschränkungen bringt, ist dort die Gesinnung viel weniger antisemitisch, als im Norden unseres Vaterlandes. Ein

hervorragender jüdischer Richter wurde zum ersten Staatsanwalt in Frankenthal ernannt. Bekanntlich sucht man unter den preußischen Staatsanwälten vergeblich einen Juden.

Die Regierung Württembergs hat ihrem Landtage einen Gesetzentwurf über die staatsrechtliche Stellung und innere Organisation der jüdischen Gemeinden vorgelegt. Er bewahrt deren schon bestehende Unterordnung unter eine israelitische Oberkirchenbehörde, die mit weitgehenden Befugnissen ausgerüstet ist; sie kann sogar innerhalb ihres gesetzlichen Wirkungskreises den königlichen Oberämtern Aufträge erteilen — eine Macht, wie sie in keinem anderen Staate einer jüdischen Behörde zu Teil geworden ist. Allerdings werden ihre Mitglieder nicht von den Juden gewählt, sondern vom Könige ernannt. Nur der „weitere Rat", der ihr zur Seite steht, geht in seiner überwiegenden Mehrheit aus der Wahl der Glaubensgenossen hervor. Der ganze Entwurf ist durchaus im bürokratischen Geiste gehalten, und es muß sehr zweifelhaft bleiben, ob er der freien Bewegung innerhalb der israelitischen Religionsgemeinschaft des Königreichs — für das Gesetz gibt es eine solche nicht, sondern nur eine „israelitische Landeskirche" — genügenden Spielraum gewährt.

Binnen kurzem finden in ganz Deutschland die Wahlen zum Reichstage statt. Wir können uns hier nicht für die eine oder die andere politische Partei interessieren, aber das müssen wir von neuem aussprechen, daß es für jeden seiner eigenen Würde und der Würde seiner Religionsgemeinschaft bewußten Juden eine Schande ist, wenn er einem Kandidaten seine Stimme gibt, der sich nicht als Verfechter voller Gleichberechtigung nicht nur der Juden sondern auch des Judentums in Staat und Reich bekannt hat. Der Jude, der zumal in der Stichwahl lieber für einen Rechts-Nationalliberalen, einen Konservativen oder gar einen Antisemiten, als für einen aufrichtig Liberalen, einen Fortschrittler oder Sozialdemokraten stimmt, begeht einen Verrat an seiner Religion und an sich selbst. „Nur die allergrößten Kälber

wählen ihren Metzger selber.“ Es ist endlich Zeit, daß unserer Regierung die Unterwürfigkeit unter den reaktionären Rassendünkel unmöglich gemacht werde und Deutschland aufhöre, im Wettstreit mit Rußland den Antisemitismus zu betreiben. Das ist nicht allein eine Lebensfrage für die deutsche Judenheit, nein, auch eine Frage der Würde und der Kultur für unser deutsches Vaterland.

Die Wahlen zum Reichsrat haben in Oesterreich erfreulicherweise eine vollkommene Niederlage der christlich-sozialen, d. h. antisemitischen, Partei ergeben. Zumal in deren bisheriger Hochburg, in Wien, hat sie von 20 Mandaten nur vier bewahrt, und diese sind Männern zugefallen, die jeder politischen Bedeutung entbehren. Im ganzen ist sie von 96 auf 75 Mandate zurückgegangen. Auch im Tschechenklub gibt es nur noch sieben klerikale Mitglieder; im Polenklub anstatt neun Geistlicher nur noch einen. Die zahlreichste Partei ist der deutsche Nationalverband mit 95 Mitgliedern. Hoffentlich wird er sich nun, unter dem Einflusse des Wahlergebnisses, der antisemitischen Allüren entledigen, die er in den letzten Jahren nur allzuoft angenommen hatte.

Einen schweren Kampf bestehen die Juden auch in Ungarn. Grundsätzlich bekennt die dortige Regierung sich zu Freiheit und Recht; aber sie ist derartig mit feudalen und klerikalen Elementen durchsetzt, daß ihre einzelnen Maßnahmen oft einen antisemitischen Charakter tragen. So werden nicht allein die Grenzen gegen galizische Juden hermetisch verschlossen, sondern unbescholtene jüdische Familien, die von außerhalb zugezogen waren, werden nach jahrzehntelangem Aufenthalte im Lande plötzlich und ohne besondere Veranlassung ausgewiesen — ganz nach russischem Muster.

Auch in Frankreich ist der Antisemitismus noch nicht erstorben, doch beschränkt er sich dort auf die immer mehr zusammenschmelzenden reaktionären Parteien. Die royalistische Jugend — die sogenannten Camelots de Roi — verhinderte durch allabendliche Lärmszenen die Aufführung des Stückes „Après moi“ des bekannten dramatischen Schriftstellers Bernstein im Theater Français,

so daß der Autor schließlich sein Stück selber zurückzog. Daß Bernstein durch Desertion vor dem Militärdienste, allerdings vor vielen Jahren, sich gröblich vergangen hatte, kann das Treiben seiner Gegner nicht rechtfertigen, die im Grunde doch nur den Juden angriffen. Das offizielle Frankreich, die Vertretung der ungeheuern Mehrheit der Nation, teilt solche Gesinnungen in keiner Weise. Es befördert beständig Juden zu amtlichen Stellungen, besonders auch Offiziere bis zu den höchsten Graden hinauf. Die preußische Regierung aber muß diese judendurchseuchte französische Armee doch nicht für minderwertig halten, sonst würde sie in der Marokkoangelegenheit sich nicht so vorsichtig und nachgiebig gezeigt haben. Ebenso erlangen die französischen Juden die obersten Stufen in der Staatsverwaltung. In dem, während des jüngsten Sommers neugebildeten Kabinett Caillaux hat ein Jude, Lucien Klotz, der bisher Vizepräsident des Abgeordnetenhauses war, das Finanzministerium wieder erhalten, das er schon in einem früheren Kabinett einmal bekleidet hatte. Was sagt man dazu in Preußen, wo ein Jude nicht einmal Regierungsassessor wird? Man hat aber von einer Inferiorität der Staatsverwaltung in Frankreich, wo Israeliten große Ressorts leiten, der judenreinen deutschen gegenüber noch nichts gehört.

Nicht anders handelt unser Dreibundalliierter Italien. Hier wurde Senator Mortara zum Generalprokurator am Kassationshofe in Rom, also zu der höchsten staatsanwaltlichen Stellung im Königreiche, ernannt. Die italienischen Blätter begrüßen diese Beförderung als eine höchst verheißungsvolle Tatsache für die Weiterentwickelung besonders der Strafprozeßordnung in ihrem Vaterlande. Mortara, der gelehrte Kommentator der gesamten italienischen Gesetzgebung, ist der Begründer einer neuen, freisinnigen und durchaus modernen Richtung auf dem Gebiete des Gerichtsverfahrens.

Auch in Großbritannien ist ein Jude zu einem der vornehmsten juristischen Aemter ernannt worden: zum Attorney General oder höchsten Vertreter des Staates und Berater der Regierung in rechtlichen Fragen. Es

ist das erste Mal, daß ein Jude diesen verantwortlichen Posten bekleidet. In Preußen wird ein Israelit bekanntlich weder gewöhnlicher Staatsanwalt noch Kammergerichts- oder gar Reichsgerichtsrat noch Vorsitzender irgend eines Gerichtshofes, er müßte denn seine moralische Befähigung durch die Lüge einer Taufe aus Ehrgeiz dartun. Dafür herrschen auch bekanntlich in unserem Staate vorzugsweise Recht und Moral.

In vorurteilsfreiestem Sinne legte der Minister des Innern, Churchill, das neue Gesetz über wirksamere Verhütung von Verbrechen durch Ausländer vor dem Unterhause aus. Er wies dabei darauf hin, daß England jede Beschränkung des Asylrechts vermeiden und ferner wie bisher die Zuflucht vor Unterdrückung und Verfolgung im Auslande bleiben müsse. Es habe insbesondere jede Beunruhigung der zugewanderten jüdischen Bevölkerung zu vermeiden, die sich in überwiegendem Maße aus friedliebenden und die Gesetze achtenden Elementen zusammensetze; diese Leute hätten sicherlich durch ihr Betragen keinen Anlaß zu Maßregeln gegeben, die sie beunruhigen und ihnen Ungelegenheiten bereiten würden.

Wir nehmen mit großer Befriedigung von dieser Erklärung zu Gunsten der russischen Juden von höchster amtlicher Stelle Großbritanniens Akt. Sie widerlegt auf das glänzendste die Anschuldigungen, die gegen jene so häufig, innerhalb und außerhalb Englands ausgesprochen worden sind, und sie charakterisiert auf das schärfste die rohen Verfolgungen, die die russische Regierung sich gegen ihre jüdischen Untertanen fortgesetzt zu schulden kommen läßt.

Das englische Volk gab die gleiche Gesinnung kund, wie seine Regierung. Bei den Parlamentswahlen im Dezember 1910 entsandte es nicht weniger als sechzehn Juden in das Unterhaus, und zwar neun Liberale und sieben Konservative. Während die Israeliten in England nur einen halben Prozent der Bevölkerung ausmachen, beträgt der Prozentsatz der jüdischen Parlamentsmitglieder weit über zwei Prozent. Uebrigens erweist die Parteizugehörigkeit der erwählten Israeliten von neuem, wie stark im Grunde die konservative Gesinnung bei

unseren Glaubensgenossen ist, und daß sie nur dort vom Radikalismus ergriffen werden, wo man ihnen mit brutaler Gewalt die ihnen zukommenden Rechte verweigert.

Mit dieser durchaus gerechten und vorurteilslosen Haltung der überwiegenden Mehrheit des britischen Volkes stehen die antisemitischen Unruhen in schroffem Gegensatz, die im August dieses Jahres in dem südlichen Wales von Seiten der Bergarbeiter veranstaltet worden sind. Wie soll man sich diese in dem England des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts bisher unerhörten Vorgänge erklären? Gewiß, sie stehen mit der leidenschaftlichen Strikebewegung im Zusammenhange, die in jenem Monate das ganze Land aufwühlte. Aber warum richteten sie sich vorzugsweise gegen die jüdischen Händler und Hausbesitzer? Die eigentliche Ursache liegt weiter zurück. Vor einigen Jahren wurde den walisischen Bergarbeitern der Zuzug einiger Hunderte von russisch-jüdischen Mitbewerbern sehr unbequem, die in ihrer Not und ihrer Bedürfnislosigkeit sich mit geringeren, als den dort üblichen Lohnsätzen begnügten. Es kam schon damals zu Ausschreitungen gegen die unglücklichen Einwanderer, deren meiste, unter dem Eindrucke solcher Feindschaft, sich lieber dem altgewohnten Handel wieder zuwandten. In der Hitze des Lohnkampfes richtete sich jetzt der Haß der notleidenden Ausständischen besonders wider ihre früheren Gegner, die Juden. So tritt uns deutlich der Zusammenhang der Dinge vor Augen. Die öffentliche Meinung in England hat übrigens diese Ausschreitungen mit Unwillen und Beschämung aufgenommen, und es hat sich bereits ein Bund zum Schutze der Juden gebildet. Dieser rohe Ausbruch eines lokalen Antisemitismus, so bedauerlich er auch an sich ist, wird nur dazu dienen, die günstige Stellung unserer Glaubensgenossen in Großbritannien zu befestigen.

Sie herrscht auch in den englischen Kolonien vor, zumal in Australien, wo die Juden trotz ihrer geringen Anzahl seit lange in dem städtischen und dem staatlichen Leben neidlos eine hervorragende Rolle spielen. Noch im ver-

gangenen Herbst haben die Wahlen im Staate Neu-Süd-Wales zwei Juden in das dortige Parlament entsandt.

In den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika gilt auf politischem Gebiete — allerdings nicht auf gesellschaftlichem — der Grundsatz unbedingter Gleichwertigkeit aller konfessionellen Gemeinsamkeiten nach wie vor in vollstem Umfange. Allerdings haben einige amerikanische Offiziere sich gegen jüdische Kameraden antisemitische Kundgebungen zu schulden kommen lassen; aber sie haben in allen Kreisen, auch bei dem Kriegs- und dem Marineminister lebhafteste Mißbilligung gefunden, und eine sofort veranstaltete Enquête hat erwiesen, daß unter den 330 Offizieren des Marinekorps sich nicht weniger als 30 Juden befinden, die sich hoher Achtung und Beliebtheit erfreuen. Die jüdischen Mitglieder des Senats und des Repräsentantenhauses sind mit rühmenswerter Tatkraft vorgegangen und haben die Ausmerzung der schuldigen Offiziere aus dem Dienste der Vereinigten Staaten gefordert. Die große Republik jenseits des Wassers wird, trotz der Ausschreitungen einzelner Militaristen, in löblichster Weise ihre Ueberlieferung des gleichen Rechtes für alle, ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses, auch weiterhin betätigen.

Auch in der neuerdings dem konstitutionellen Leben gewonnenen Türkei herrschen diese Grundsätze. Der Sultan wie die Minister haben bei Gelegenheit des israelitischen Neujahrsfestes den Juden Glückwünsche und die Versicherung wohlwollendster Gesinnung ausgesprochen. In den Senat wurde ein zweiter Jude als Mitglied berufen. Juden nehmen hohe Stellungen in den verschiedensten Zweigen der osmanischen Verwaltung ein; der eine sogar als Schulinspektor der kleinasiatischen Inseln. Man denke sich: ein Jude als Inspektor christlicher und mohammedanischen Unterrichtsanstalten! Bei uns wäre ähnliches nicht möglich. Die türkische Regierung betreibt mit allem Eifer den Eintritt israelitischer Zöglinge in die türkischen Schulen, nicht nur um sie zu wahren Bürgern ihres Reiches zu erziehen, sondern mit

der ausgesprochenen Absicht, aus ihnen höhere Verwaltungsbeamte zu entnehmen.

Nur in einem Punkte zeigt diese Regierung sich überaus ängstlich: wenn es sich darum handelt, neben allen den verschiedenen Nationalitäten, die schon die Einheit des osmanischen Reiches gefährden, noch eine jüdische Nation entstehen zu lassen. Das will sie unter keinen Umständen dulden. Deshalb ist sie, mit Recht oder mit Unrecht, eine grundsätzliche Gegnerin des Zionismus. In ihrer Besorgnis, eine geschlossene jüdische Masse in Palästina sich bilden zu sehen, widersetzt sie sich leider einem weiteren Anwachsen der jüdischen Kolonisation in dem Lande unserer Väter. Sie erweist bei jeder Gelegenheit ihre Freundschaft für die in der Türkei geborenen Israeliten; aber sie will überhaupt keine jüdische Einwanderung in größeren geschlossenen Mengen mehr zulassen. Dieses Uebelwollen erstreckt sich höchst beklagenswerter Weise noch über Palästina hinaus auf alle Teile des Reiches. Sie findet dabei die Zustimmung des türkischen Volkes. Man darf nicht vergessen, daß die im osmanischen Reiche vollzogene Umwälzung zum großen Teile eine Wiedergeburt des Islam in ihm bezweckt. Die beiden mohammedanischen Hauptrassen in demselben, die türkische und die arabische, wollen sich in die Herrschaft teilen und widerstreben deshalb dem Aufkommen eines weiteren, des jüdischen Elementes neben dem christlichen, das schon so viel Stärke besitzt. Diese Dinge kamen auch in der Kammer wiederholt zur Sprache, und da man die Juden im allgemeinen zu treffen sich scheute, wandte man sich mit großer Schärfe gegen den Zionismus. Der Minister des Innern erklärte, er werde keineswegs die Bildung zionistischer, mit politischen Zwecken verbundener Kolonien erlauben. Das zionistische Aktionskomitee in Köln hat zwar eine Erklärung erlassen, die zur Beruhigung der leitenden türkischen Kreise über seine Absichten bestimmt ist. Aber es steht zu unserem Bedauern nicht zu hoffen, daß jene von ihrer einmal gefaßten Meinung in diesem Punkte zurückkommen werden — zum großen Schaden der so verheißungsvollen jüdischen

Kolonisation in der Türkei. Dieselbe hat, wir sagen es mit wahrem Schmerzgefühl, zunächst nicht die mindeste Aussicht auf irgend eine Weiterentfaltung.

Dagegen erfreuen die einheimischen Israeliten sich fortgesetzt des Schutzes der osmanischen Regierung. In dem durch Aufstände zerrissenen Yemen — Südarabien — haben die Behörden sowie Offiziere und Soldaten während der militärischen Operationen die Juden auf das beste und wohlwollendste behandelt und sie vor der Wildheit und Grausamkeit der dortigen fanatischen Araber errettet. Nur die feste Begründung der türkischen Herrschaft in diesen Gegenden kann den yemenitischen Juden Sicherheit des Lebens und Eigentums sowie ein menschenwürdiges Dasein verbürgen.

Der islamitische Fanatismus hat sich leider auch in Persien wieder geltend gemacht, dessen Verfassung dem Namen nach den Israeliten volle Gleichberechtigung gewährt. Die in dem unglücklichen Lande herrschende blutige Anarchie hat es wilden Stämmen erlaubt, in der Stadt Schiras ein förmliches Pogrom zu veranstalten, an dem sich, ganz nach russischem Muster, auch die Soldaten beteiligten. Ergebnis: 12 Juden getötet, 50 verwundet, der Rest — an 6000 — vollständig ausgeraubt. Die „Alliance" hat pekuniäre Hilfe gewährt und den französischen Gesandten in Teheran um Beistand gebeten. Aber weder dieser noch das sofort freiwillig gewährte Einschreiten der englischen Diplomatie können helfen, da Persien tatsächlich der wirksamen Regierung entbehrt. Nur die Herstellung geordneter Zustände kann hier Abhilfe schaffen, und solche ist nur wahrscheinlich bei dem Eintritte eines europäischen Protektorats.

Das gilt auch für das Schmerzenskind der Diplomatie, für Marokko. Wenn hier, was ja wahrscheinlich ist, die französische Vorherrschaft sich einsetzt, nur dann werden die dortigen Israeliten aus schmählicher Knechtschaft und steter Unsicherheit erlöst werden. Vom deutschen Standpunkte aus kann man mit der Begründung des französischen Protektorates in Marokko unzufrieden sein — und sie bedeutet in der Tat nicht gerade einen deutschen

Erfolg — aber für die Juden des Landes wird sie die Rettung ausmachen.

Der europäische Einfluß hat auch in China dem Judentum neue Entfaltung gegeben. In der englisch-chinesischen Stadt Hongkong befindet sich jetzt eine jüdische Gemeinde mit einem ständigen Kultusbeamten und einer, vor zehn Jahren auf Kosten des bekannten jüdisch-indischen Kaufmannshauses Sassoon erbauten Synagoge. Die Gemeinde ist mit Erfolg bemüht gewesen, Thorarollen und andere Kunstschätze der früheren jüdischen Gemeinden Chinas zu sammeln und wieder zur Benutzung zu bringen. So lebt aus hundertjährigem Todesschlaf das Judentum wieder auf in dem Reiche der Mitte.

Und wie stand es während des verflossenen Jahres in den beiden Schmerzensländern der Judenheit, in Rumänien und Rußland?

Für Rumänien durften wir besseres hoffen, nachdem die sogenannte konservative, weniger judenfeindliche Partei zur Regierung gekommen war, und an ihrer Spitze der den Israeliten ziemlich günstig gesinnte Peter Carp. Allein er konnte nicht verhindern, daß sein Handelsminister einen neuen Schlag gegen die „Fremden", das heißt gegen die dortigen Juden geführt hat, denen man ja mit geringen Ausnahmen die Bürgerqualität abspricht. Er beraubte sie abermals eines ehrenhaften Broterwerbs, indem er durch ein neues Reglement die Eröffnung von Kommissions- und Speditionsbureaus den „Rumänen" vorbehielt. Die Juden haben sich mit einer Beschwerde an den Ministerpräsidenten gewandt — ob mit Erfolg steht noch dahin.

Rußland aber ist noch heute, wie vor einem Jahrhundert, der Staat des „durch den Meuchelmord gemilderten Despotismus". Dem Namen nach gibt es dort freilich seit sechs Jahren eine konstitutionelle Verfassung, allein der Zar und seine Minister kümmern sich darum nur so viel es ihnen beliebt. Der Despotismus ist noch der alte, und seine einzige aber sehr wirksame Beschränkung, der Meuchelmord, vollzieht sich gegen Zaren — noch Alexander den Zweiten! — und Minister,

wie Plehwe und jetzt Stolypin. Der politische Mord ist immer ein verabscheuenswertes Verbrechen, aber mit dem letzten Ministerpräsidenten, seinem jüngsten Opfer, kann man unmöglich Sympathien empfinden. Er trat sein hohes Amt als angeblich aufrichtig konstitutioneller Politiker an, mit der Zusage, die Verfassung zu erhalten, zu entwickeln und mit dem Zarentum zu versöhnen. In der Tat aber ordnete er sich ganz dessen reaktionärer Richtung und den auf die Unterdrückung aller anderen Nationalitäten in dem weiten Reiche gewandten Bestrebungen der „echten Russen“ unter. Besonders Finland wurde schmählich unterdrückt, seiner beschworenen Rechte beraubt, zerstückelt; und dann wurde den Juden gegenüber eine bewußte Politik der Erdrosselung und des Aushungerns betrieben. Pogrome wurden nicht geduldet, aber man ließ sonst den „Echten Russen“ alle Freiheit, die Juden dem gesamten Volke als Vaterlandsfeinde, Betrüger, Wucherer, Ritualmörder in den schwärzesten Farben zu schildern und zu deren Vernichtung aufzufordern. So hoffte man die Juden in stetem Schrecken zu erhalten, zur Verzweiflung zu bringen und zur Auswanderung zu veranlassen. Auch sonst suchte man ihnen das Leben in Rußland unmöglich zu machen. Das Wohnrecht wurde ihnen immer mehr beschränkt. Ganzen Kategorien von Israeliten, deren Wohnrecht außerhalb des Ansiedlungsrayons sich auf Entscheidungen der höchsten Instanzen, des Senats und des Reichsrats, gründete, wurde nunmehr dieses Recht abgesprochen, und die geltenden Bestimmungen erhielten einschränkende Auslegungen, die die schlimmen Zeiten Plehwes noch in den Schatten stellen. Kein Jude ist mehr seines Domizils sicher. Aus den verschiedensten Gegenden, besonders aus Kiew, Riga, dem Gouvernement Smolensk und anderen Orten kamen die traurigsten Nachrichten von Ausweisungen zum Teil schon Jahrzehnte lang ungehindert angesiedelter Familien. Diejenigen Juden in Turkestan, die noch von den Ausweisungsmaßregeln verschont geblieben waren, sind nun auch vertrieben worden, entgegen einem noch bestehenden Gesetze

vom Jahre 1900. Ebenso ging es in Sibirien, dem Kaukasus zu. Selbst von den großen Messen in Nischnij-Nowgorod, an denen die Juden sogar unter Nikolaus I. teilnehmen durften, werden sie jetzt durch polizeiliche Willkür ausgeschlossen. Man behandelt sie als vogelfreies Wild, das die Polizei nach Belieben jagen und ausbeuten kann.

Das neue Gesetz, das die Sonntagsruhe einführt, erstreckt sich auch auf die Juden und Mohammedaner. Vergebens hatte die freisinnige Minderheit in der Reichsduma beantragt, diese beiden zahlreichen Kategorien von dem Gesetze auszunehmen, die Mehrheit verwarf diesen gerechten Vorschlag. Wenn man nun bedenkt, daß die jüdischen kleinen Kaufleute und Handwerker, die alle den Sabbat sowie die vielen israelitischen Feiertage streng beobachten, die aber buchstäblich von der Hand in den Mund leben, nun gezwungen sind, an noch weiteren sechzig Tagen des Jahres müßig zu bleiben, so kann man sich eine Vorstellung von dem Elend und Hunger machen, die das neue Gesetz über Hunderttausende von Familien verhängt.

Auch gegen die Entwickelung der von den russischen Machthabern so sehr gefürchteten jüdischen Intelligenz schreiten diese systematisch ein. Man hält die Juden, bis auf einen kleinen Bruchteil, von den allgemeinen Schulen, von den Elementar- bis zu den Hochschulen hinauf, entfernt. Wenn sie selber Schulen gründen, so schließt man solche oder macht doch tatsächlich ihr Fortbestehen unmöglich. Ihre Literaturvereine werden verboten. Die Feindschaft gilt nicht dem Glauben, sondern der Rasse. Die getauften Juden werden vielfach denselben Beschränkungen unterworfen, wie die dem Glauben ihrer Väter treu gebliebenen. Allerdings scheint die christliche „Ueberzeugung" bei den getauften Juden Rußlands nicht tief zu wurzeln, seit der Einführung der Freiheit des Glaubensbekenntnisses (1905) sind nach den offiziellen Listen 4000 Täuflinge zum Judentum zurückgekehrt — tatsächlich sind es selbstverständlich noch viel mehr.

Endlich sind die Judenfeinde dazu vorgeschritten, wie einst König Friedrich Wilhelm IV., die Israeliten aus dem Heere ausschließen und ihnen damit das Kainszeichen vaterlandsloser Gesinnung auf die Stirn brennen zu wollen. Die Landesverteidigungskommission der Reichsduma machte deren Plenum diesen Vorschlag, „in der Erwägung, daß die Juden auf das Heer zersetzend wirken und ein für dieses besonders schädliches Element bildeten" — ohne einen Schatten des Beweises, vielmehr im schreienden Widerspruche zu dem Heldenmut, den gerade die jüdischen Soldaten in dem Japanischen Kriege bewährt haben. Der Vorschlag der Kommission rief unter den russischen Israeliten, die ihre Gegner als antimilitaristisch verleumden, großen Unwillen und lebhafte Gegenpetitionen an die Duma hervor, die glücklicherweise den Antrag mit beträchtlicher Mehrheit verwarf.

Die Regierung aber ist es, die durch ihre Beamten, ihre offiziösen Zeitungen und durch Flugblätter, die aus ihren Druckereien hervorgehen, den Judenhaß unter der Bevölkerung anregt und beständig anfeuert. Und dann beruft sie sich auf die Abneigung des Volkes gegen die Juden.

Selbst auf das Ausland erstreckt sich die Bekämpfung der Juden durch die russische Regierung. Das französische Ministerium beabsichtigte, den jüdischen General Valabregue zum Oberbefehlshaber des ganzen Heeres zu ernennen — da protestierte Rußland gegen eine solche Wahl, damit seine — bekanntlich ruhmbedeckten — Feldherren im Kriegsfalle nicht mit einem Juden zusammen zu arbeiten hätten. Und das republikanische Frankreich war schwach genug, um dem „Verbündeten" den hervorragenden Heerführer zu opfern.

An der Stelle des durch einen Geheimpolizisten ermordeten Stolypin ist der Finanzminister Kokowzow zum Premierminister ernannt worden. Selbstverständlich ist er ein Reaktionär. Er hat auch vor einigen Monaten einem Interviewer erklärt, daß „bei der in der Bevölkerung herrschenden Abneigung gegen das revolutionäre Gebahren der Juden" eine grundsätzliche Besserung ihrer Verhältnisse

augenblicklich unmöglich sei. Anderseits soll er ein Mann sein, der mit den westeuropäischen Verhältnissen genau vertraut und deshalb von der nationalistischen Ausschließlichkeit und Brutalität eines Stolypin weit entfernt sei. Tatsächlich hat er als Finanzminister die schon geplante Ausschließung der Juden vom Bankfach verhindert. Man hofft also, daß er der grausamen, über alle Gesetze weit hinausgehenden Bedrückung der Israeliten ein Ende bereiten wird. Ob mit Recht? Der Optimismus bleibt unseren Stammesgenossen eben selbst in den schlimmsten Lagen erhalten und bildet ein starkes Element ihrer unverwüstlichen Lebenskraft. Und so wollen auch wir die Hoffnung hegen, daß unseren unglücklichen sechs Millionen Glaubensbrüdern in Rußland die nächste Zukunft wenn auch nicht glückliche, so doch erträgliche Zustände bringen wird.

Literarische Jahresrevue.

Von **Simon Bernfeld.**

Wenn man die Erscheinungen des eben ablaufenden Jahres übersieht, könnte man vielleicht zu der Ansicht gelangen, daß in der Erforschung des Judentums nunmehr ein Stillstand eingetreten sei. Gegen die früheren Jahre ist zweifellos ein Rückgang zu verzeichnen. Will man dieser Meinung beitreten, so ließen sich für die an sich bemerkenswerte Erscheinung zwei Gründe anführen: Entweder ist das Thema bereits erschöpft, und es kann nur noch Nachlese gehalten werden; oder das Interesse für die Wissenschaft des Judentums hat nachgelassen, und der Eifer für dessen Aufklärung und Aufhellung ist erkaltet.

Beides halte ich jedoch nicht für zutreffend, und die nicht wegzuleugnende Tatsache, daß die Wissenschaft des Judentums in allen ihren Zweigen im letzten Jahre nicht mehr so eifrig gepflegt wurde wie bisher, muß auf eine andere Ursache zurückgeführt werden. Erschöpft ist das Thema gewiß nicht, so viel auch seit einem Jahrhundert daran gearbeitet wurde. Es gibt Gebiete dieser Wissenschaft, deren Erforschung man vor Jahren für abgeschlossen, oder wenigstens für in der Hauptsache bereits erreicht gehalten hat; aber gerade hier hat sich in der letzten Zeit eine Art „Umwertung aller Werte" vollzogen, die den Eifer des Forschers zu neuer Arbeit angeregt hat. Ich nenne zwei wichtige Zweige, vielleicht die wichtigsten, der Wissenschaft des Judentums: die Bibel-

kunde und die hebräische Sprache. Hier muß man nicht nur zulernen, was gewiß nicht schwer fällt, sondern auch viel umlernen, und dies ist nicht mehr so leicht.

Es ist ein erfreuliches Zeichen unserer Zeit, daß man jetzt das heilige Schrifttum mit anderen Augen betrachtet, als es früher der Fall war. Ein großer Fortschritt liegt schon in dem Umstande, daß die Bibel nicht mehr ausschließlich der Theologie gehört. In neuerer Zeit ist aber auch eine größere Unbefangenheit bei der kritischen Betrachtung dieses merkwürdigen Buches hinzugetreten. Der geschichtliche Teil der Bibel wird nicht mehr mit jenem Mißtrauen behandelt, durch dessen Brille die freisinnige protestantische Theologie diese Urkunde anzusehen gewöhnt war. Die Bibelkritik ist nunmehr ruhiger und besonnener geworden; die Jagd nach den gewagtesten Hypothesen hört immer mehr auf, ebenso der absprechende, ich möchte beinahe sagen: feindselige Ton in der Beurteilung der literarischen Denkmäler Israels, die schließlich doch der ganzen gebildeten Menschheit gehören. Man wird hoffentlich noch dazu kommen, die Bibelforschung von dem Parteikampfe auf religiösem Gebiete gänzlich loszulösen. Das wird voraussetzungslose Wissenschaft im besten Sinne des Wortes werden.

Das biblische Schrifttum kann nur in seiner Ursprache erforscht werden. Hat man sich schon in lexikalischer Hinsicht bequemen müssen, neue Bahnen zu betreten, und mit dem alten System, das seit Schultens vorherrschend war, zu brechen, so wird man endlich auch an die syntaktische Erforschung der hebräischen Sprache gehen müssen, ohne welche eine gesunde Bibelexegese nicht möglich ist. Auf diesem Gebiete ist noch sehr viel, fast alles, zu leisten. Man braucht nicht in der Ehrfurcht vor dem überlieferten Text der heiligen Schrift — dessen Vorzüge man jetzt übrigens mehr anerkennt — so weit zu gehen, daß man jede wissenschaftliche Textkritik zurückweisen möchte. Aber es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die „Textverbesserungsmethode", die auf ein stattliches Alter zurückblickt, so wenig Bleibendes geschaffen hat. Da gibt es keinen sicheren Besitzstand,

und was der gestrige Tag gebracht hat, wird schon heute über den Haufen geworfen. Es bleibt verwunderlich, daß die tatsächlichen Ergebnisse dieser Methode noch nicht entmutigend und abschreckend gewirkt haben. Es führen so viele Spuren in die textkritische Schule der Konjekturen, und so wenige aus ihr. Ueber S. D. Luzzatto ist man in den seltensten Fällen hinausgekommen.

Also erschöpft ist die Wissenschaft des Judentums gewiß nicht. Es gilt noch immer, den Spuren der Entwicklung nachzugehen, die das Judentum im Laufe der Jahrtausende erfahren hat. Nicht einmal seine Hauptquellen sind endgültig erforscht, so sehr wir die bereits vorliegenden Arbeiten auf diesem Gebiete zu schätzen und zu würdigen wissen. Und dann erst die reiche und mannigfaltige Beziehung des jüdischen Volkes und des Judentums zu der Außenwelt. Den Universalismus des Judentums werden wir in seiner ganzen geschichtlichen Bedeutung erst dann erfassen, wenn uns dessen Einwirkung, die mittelbare wie die unmittelbare, auf die Kulturentwickelung der Menschheit in vollem Umfange bekannt sein wird. Es sind in der letzten Zeit wichtige Tatsachen zu Tage gefördert worden, die ein neues helles Licht auf die Beziehungen des jüdischen Volkes zu den älteren heidnischen und den jüngeren christlichen Völkern werfen. Dadurch erhält die ältere und die neuere jüdische Geschichte ein ganz anderes Aussehen. Und schließlich muß ja immer in Betracht gezogen werden, daß wir es mit der Geschichte und dem Geistesleben eines Volkes zu tun haben, das sein Dasein auf geschichtlichem Boden nach Jahrtausenden zählt. Dieses Volk hat in seiner Jugendzeit die alten Kulturstaaten gesehen, das Pharaonenreich wie die babylonisch-assyrische Weltmacht, und während es dann das Aufblühen und den Niedergang der andern geschichtlichen Völker erlebt hat, ist es zu allen in Beziehungen getreten; es hat gelernt und gelehrt, und das eine war für die menschliche Gesittung so heilsam wie das andere.

Nun kann ja angenommen werden, daß das Interesse für diese Forschungen in Abnahme begriffen sei.

Ich glaube dies freilich nicht. Ein Jahr ist kein großer Zeitabschnitt in der Geschichte, auch nicht in der Geschichte der Wissenschaften. Es können äußere, rein zufällige Ursachen die etwas kärgliche Ernte in diesem Jahre herbeigeführt haben. Kleinere Arbeiten werden oft übersehen, obwohl sie mitunter viel bieten, und größere gedeihen nicht von heute auf morgen. Vielleicht darf noch erwähnt werden, daß vieles in Zeitschriften, deren Zahl immer größer wird, zerstreut liegt. An sich haben die periodischen Erscheinungen gewiß ihre Berechtigung und ihren Nutzen; sie leisten Kleinarbeit und retten solches vom Untergange, das für größere Werke oder selbst kleinere selbständige Schriften nicht ausreicht. Sie verleihen auch den wissenschaftlichen Forschungen einen gewissen Grad von Lebendigkeit und von Aktualität; sie versinnbildlichen das Wachstum der Wissenschaft. Aber es läßt sich nicht leugnen, daß dadurch auch viele Kräfte zersplittert und dem Schaffen entzogen werden. Auch verhindert die Zeitschriftenarbeit das Reifen großer Ideen und leitender Gedanken, die gerade auf dem Gebiete der Wissenschaft des Judentums von großer Bedeutung wären. Wir dürfen nämlich bei allen Einzelheiten nicht den allgemeinen Gesichtspunkt verlieren: das Judentum in seinem Universalismus als einen großen Kulturfaktor zu verstehen.

In der letzten Zeit sind keine Aufsehen erregenden Entdeckungen in Bezug auf die ältere Geschichte Israels gemacht worden. Ich vermeide die Bezeichnung „sensationell“, die vielleicht hier angebracht wäre. Wir haben es erlebt, daß wichtige archäologische Funde, die für die Bibelkunde und die jüdische Religionsgeschichte von großer Bedeutung waren, zu Sensationen benutzt wurden. An solchen Funden waren die letzten Jahre reich, und sie gaben Stoff zu neuen Forschungen, oder sie führten zu einer eingehenden Prüfung der bekannten Ergebnisse. Daß nunmehr alles abgeschlossen sei, kann nicht behauptet werden. Vieles erwarten wir noch von der nächsten Zeit. Zwei Tatsachen sind besonders hervorzuheben, weil sie nach jeder Richtung von großer Wichtig-

keit sind. Die eine betrifft die Erforschung der älteren biblischen Geschichte, die bis zur Zeit der ersten Propheten zurückreicht. Ausgrabungen im alten Gebiet von Samaria dürften bedeutsame Funde ans Tageslicht fördern; jenes große Zeitalter der Omriden, in die die Wirksamkeit der Propheten Elija und Elisa fällt, ist trotz der Lebendigkeit, mit der die biblische Geschichte die Ereignisse schildert, noch immer nicht genügend aufgehellt. Manche Einzelheiten kennen wir aus den neuesten Ergebnissen der assyrologischen Forschung, die den summarischen Bericht der Königsbücher ergänzen. Aber hier handelt es sich nur um die politischen Ereignisse, soweit sie die Geschichte Assyriens berühren. Es war aber damals auch für die innere Entwickelung Israels eine große Zeit; das Auftreten des Propheten Elija in der Geschichte des Nordreiches ist nach der Schilderung in den Königsbüchern unvermittelt. Wir haben es hier zweifellos mit einem größeren Zitat aus einem anderen geschichtlichen Werk zu tun. Man kann erwarten, daß die neuen Ausgrabungen ein neues helles Licht auf die Geschichte jener Epochen werfen werden; was bisher davon bekannt wurde, läßt auf wichtige Entdeckungen schließen, die in Aussicht stehen.

Gleichzeitig wird aber eine andere Epoche in der Geschichte des Judentums mit großem Eifer erforscht. Ich meine die Zeit, in der das Christentum aufhörte, eine innere Angelegenheit des Judentums zu sein, und sich immer mehr zu seiner antijüdischen Tendenz entwickelte. An sich ist es schon genug bedeutsam, daß man in den letzten Jahrzehnten verschiedene apokryphische und pseudo-epigraphische Schriften aufgefunden hat, die garnicht aus judenchristlichen Kreisen stammen und uns oft getreu die religiöse Stimmung jener Zeit schildern, in der die judenchristliche Bewegung sich einerseits gegen das Judentum, andererseits aber auch gegen die judenchristlichen Strömungen kehrte. Die Reihe dieser Schriften, die in früheren Jahrhunderten der Vergessenheit anheimgefallen waren, wird durch neue Funde immer größer. Und je mehr das Dunkel aufgehellt wird, das über der

älteren christlichen Geschichte früher lag, desto stärker wird die wissenschaftliche Ueberzeugung, daß ohne genaue Kenntnis des Judentums, des „Spätjudentums", wie sich jüngere protestantische Theologen ausdrücken, die Entstehung und Entwickelung des Christentums nicht zu verstehen ist.

Es wäre jedoch vielleicht an der Zeit, die Aufmerksamkeit der Forscher auf ein Gebiet zu lenken, das in der Wissenschaft des Judentums noch immer nicht genügend bearbeitet wird — ich meine die jüdische Religionsphilosophie.

Vor einem Jahrhundert wurde der große Schaden sichtbar, der dem Judentum aus der mangelhaften Kenntnis seiner Geschichte entstanden war; es wurde aus diesem Grunde von den Außenstehenden und vielfach auch von den Juden selbst arg verkannt. Der Eifer, mit dem man sich daher in erster Reihe der Erforschung der Geschichte des jüdischen Volkes und des Judentums widmete, ist erklärlich. Die religionsphilosophische Vertiefung des Judentums blieb hingegen aus. Gewiß hat man sich verständnisvoll mit der Geschichte der jüdischen Religionsphilosophie beschäftigt, und in neuester Zeit wird dieser Zweig der Wissenschaft des Judentums wiederum mit großem Erfolg gepflegt. Es sind auf diesem Gebiete manche Schriften von bleibendem Werte entstanden. Aber es fehlt uns eine moderne jüdische Religionsphilosophie in dem Sinne, wie beispielsweise Herrmann Cohen seit Jahren ihre Umrisse zeichnet, und zu der er auch manchen wertvollen Beitrag bereits gegeben hat. Im Mittelalter hat die jüdische Religionsphilosophie die höchste Blüte erreicht, da sich jüdische Denker Jahrhunderte hindurch mit dem Problem befaßten, das Judentum mit der philosophischen Strömung ihrer Zeit in Einklang zu bringen, oder die Grenzen zwischen Glauben und Philosophie zu ziehen. Ebenso hat es nicht an Männern gefehlt, die das Judentum in seinem Verhältnis zu den anderen Religionen beleuchteten und seine Vorzüge hervorhoben. Man hat nicht die Polemik gescheut, ohne die eine wirksame Apologie des Judentums nicht möglich ist. Nach unserer Auffassung bedeutet eine ehrliche

Apologie des Judentums — und nur eine solche wünschen wir — dessen richtige Erkenntnis und Erfassung.

Die Religionsphilosophie des Mittelalters hatte zweifellos zum Teil auch große prinzipielle Mängel, indem sie das Judentum zuweilen in Formen hineinzuzwängen bemüht war, die ihm völlig fremd waren. Man muß auch stets in Erwägung ziehen, daß die philosophischen Theorien von Zeit zu Zeit wechseln, während das Judentum als ethische Wahrheit unvergänglich ist. Aber selbst diese Irrtümer waren der Erforschung des Judentums und dessen Vertiefung sehr förderlich. Es erfuhr dadurch eine helle Beleuchtung, und viele große Gedanken der jüdischen Religionsphilosophie werden für die Zukunft ihren Platz in unserem Geistesleben behaupten.

In diesem Sinne können wir den weiteren Ausbau der jüdischen Religionsphilosophie auch für unsere Zeit wünschen. Es sind einige gute Anfänge vorhanden. Man darf dabei niemals die Besorgnis hegen, daß die Religionsphilosophie immer nur einseitig sein werde, da sie von einem bestimmten philosophischen System ausgehen müsse. Die Vielseitigkeit, und mit ihr die wahre Auffassung des ethischen und philosophischen Gehalts des Judentums, wird schon herbeigeführt werden, wenn sich viele denkende Köpfe mit diesem Problem beschäftigen. Der Weg zur Wahrheit führt über den Irrtum, zumal wenn es sich um religiöse und ethische Wahrheiten handelt.

* *
*

Der Ausgangspunkt des Judentums und damit auch des Christentums und des Islam ist und bleibt die Bibel, das Buch, das wie kein anderes in fremde Sprachen übersetzt wurde und seit Jahrtausenden der Gegenstand der Erforschung und der lebhaftesten Erörterung bildet. Wie viel auch bereits über dieses größte Buch geschrieben wurde, es wird immer klarer, daß wir noch weit vom Endziel — d. h. von der lückenlosen Kenntnis der Bibel — entfernt sind. Man muß noch viel lernen, um zu diesem Ziele zu gelangen, und vielleicht

muß man noch mehr vergessen — eine Menge von Vorurteilen und vorgefaßten Meinungen, die das Verständnis des heiligen Schrifttums bis jetzt erschwert oder gar unmöglich gemacht haben.

Betrachten wir nun die Erscheinungen des letzten Berichtsjahres, unter denen wir zwar keine großangelegte, epochemachende Schrift finden, wohl aber manches Tüchtige und Treffliche. Ed. König gab uns in seiner Schrift „Babylonien und die Deutung des Alten Testaments" in gemeinverständlicher Form einen Abriß von dem Nutzen der Assyriologie für das Verständnis der Bibel, wobei er seinen konservativen Standpunkt wahrte, den er seit jeher in diesen Erörterungen eingenommen hat. Von M. Kegel ist erschienen: „Wilhelm Vatke und die Graf-Wellhausensche Hypothese", ein Buch, dessen Lektüre unter allen Umständen zu empfehlen ist, selbst solchen, die noch immer von der Graf-Wellhausenschen Theorie in der Erforschung der Pentateuchquellen nicht lassen wollen. Lesenswert ist die kurze und populär geschriebene „Literaturgeschichte des Alten Testaments im Abriß" von H. Anz; sie wird namentlich Religionslehrern in den höheren Gymnasialklassen gute Dienste leisten. Die Zeitgeschichte der Bibel behandelt literargeschichtlich auch H. Schmidt in seiner Schrift „Die Epochen der alttestamentlichen Geschichtsschreibung"; ferner „Geschichte und Erbauung im Alten Testament", eine exegetische Untersuchung von A. Schulz. Die assyriologische Forschung bringt uns noch immer neue Aufschlüsse über Inhalt und Form der Bibel; ein bedeutendes Buch auf diesem Gebiete hat jetzt A. Sarsowsky veröffentlicht: „Keilschriftliches Urkundenbuch zum Alten Testament." In englischer Sprache ist erschienen: „The Old Testament in the light of the ancient East" von A. Jeremias in zwei Bänden. Es ist dies eine erweiterte Umarbeitung und Uebersetzung seines bekannten Buches „Das alte Testament im Lichte des alten Orients", das viel Brauchbares enthält. Eine tüchtige Arbeit leistete A. T. Pierson in seinem Buche: „Knowing the scriptures: rules and methods of Bible study." Von dem trefflichen Werke

S. R. Driver's „An introduction to the literature of the Old Testament" ist jetzt die achte Auflage erschienen. Ebenso sind zu erwähnen die Schriften von T. Child: „The Bible, its ration, principle of interpretation" und „Biblical criticism" von R. B. Taylor. Mit der ästhetisch-künstlerischen Seite der Bibel beschäftigt sich Th. E. Miller in seinem Buche: „Portraits of women of the Bible." Für das Bibelstudium sehr förderlich sind zwei Atlanten, die im letzten Jahre erschienen sind: K. Guthes „Bibelatlas" und E. Nestles „Bibelatlas."

Einzelschriften der Bibel haben im Laufe des Jahres ihre eifrige Bearbeitung gefunden. Von den Erscheinungen auf diesem Gebiete, die mir zu Gesicht gekommen sind, hebe ich hervor „Die Urgeschichte und die Patriarchen" von H. Gunkel. Es ist der 1. Band der Sammlung „Schriften des alten Testaments", von der im vorigen Jahre der 1. Band der 2. Abteilung erschienen ist. Unter den Erscheinungen in englischer Sprache, die übrigens eine immer größere Bedeutung für die Wissenschaft des Judentums gewinnt, ist von Wichtigkeit die Schrift H. M. Wiener's: The Origin of the Pentateuch." Mit den einzelnen Büchern des Pentateuchs beschäftigen sich M. Flunck in seiner Schrift „Expositio in Genesim." (1. Teil); L. Mechineau in dem Werke „L'historicité des trois premières chapitres de la Genèse;" J. Rinieri in seiner Schrift „Biblia e Babele", über die ersten Kapitel in der Genesis, ein Nachzügler in dem Streit „Bibel und Babel", der bei uns erfreulicherweise bereits aus der Mode gekommen ist. Zu dieser Gattung von Schriften gehört auch die von J. Sinclair: „Bible beginnings: a plain commentary on the first eleven chapters of Genesis." Eine interessante und lesenswerte Studie über den biblischen Schöpfungsbericht, vom katholischen Standpunkt aus beleuchtet und mit dem Schöpfungsepos der Babylonier verglichen, gibt V. Zapletal in seinem Buche „Der Schöpfungsbericht der Genesis". Es sind darin manche treffliche Bemerkungen, von denen der Verfasser mit Recht sagt, daß sie deshalb nicht abzuweisen wären, weil sie „rationell" klingen.

Denn rationell heißt eben vernünftig und solche Ansichten verdienen ebenso gehört zu werden, wie die vielen gewagten Hypothesen, die man als feststehende Tatsachen hinzustellen liebt. Mit demselben Thema befaßt sich auch die Schrift von A. Allgeier: „Ueber Doppelberichte in der Genesis.“ Ich möchte dabei die Tatsache als erfreulich bezeichnen, daß sich in neuester Zeit auch katholische Theologen eingehend mit Bibelkunde abgeben, wobei sie einer konservativen Methode huldigen. Wie man sich auch zu diesen Theorien stellen mag, wird man es doch willkommen heißen, daß auch die konservative Richtung zu Worte kommt. Die bis jetzt alleinherrschend gewesene Quellenkritik hat stets einen wichtigen Punkt außeracht gelassen, daß nämlich auch die Annahme von verschiedenen Quellen nicht dazu führen darf, die Thora in ihrem geschichtlichen Teil als etwas Zerrissenes und Zusammenhangloses anzusehen. Abgesehen von der dogmatischen Seite dieser Frage gibt es da auch eine künstlerische, und für diese zeigen die katholischen Forscher viel mehr Verständnis. Das läßt sich im allgemeinen auch von der zuletzt erwähnten Schrift sagen.

Das Interesse für die Bibelkunde, das seit Jahren bei vielen gebildeten Laien wahrzunehmen ist, hat eine große Zahl populärwissenschaftlicher Monographien hervorgerufen, die einzeln oder in Sammlungen erschienen sind. Zu dieser Gattung von Schriften gehört das Büchlein „Adam und Eva“, über das Werden und Wesen der ersten Menschen, von J. Göttsberger. Ferner zwei sehr lesenswerte kleinere Schriften von J. W. Rothstein, unter dem Gesamttittel „Moses und das Gesetz“. Das erste Heft behandelt das Thema „Gesetzgebung in Israel und Babel (Moses und Hammarabi)“ und das zweite „Moses, sein Leben und sein Lebenswerk“. Daß der Verfasser den Lehrer Israels als geschichtliche Person auffaßt, ist als ein erfreulicher Fortschritt der heutigen Bibelforschung zu bezeichnen. Es ist dies ein Standpunkt, den beispielsweise auch Stade einnimmt. In italienischer Sprache erschien über dasselbe Thema die Schrift von S. Minocchi: „Mosè ei libri Mosaici“. Ueber das

14. Kapitel der Genesis (die Geschichte von dem Krieg zwischen den babylonisch-assyrischen Königen und den Herrschern von Sodom und dessen Vasallstaaten), dessen Inhalt in früheren Jahren als Zielscheibe des „wissenschaftlichen" Witzes diente, jetzt aber als eine ernste Geschichtsquelle gilt, schrieb J. Meinhold eine Monographie, „1. Mose 14, eine historisch-kritische Untersuchung". Das zweite Buch Moses, das von den Exegeten so ziemlich vernachlässigt wurde, hat J. Weiß mit einem ausführlichen Kommentar versehen. Der Verfasser, ein katholischer Theologe, ist zwar bibelkritisch sehr zurückhaltend; der Kommentar bietet jedoch viel Brauchbares und zeugt von weitgehender Beherrschung des Stoffes. Die textkritischen Bemerkungen sind oft wissenschaftlich sehr wertvoll. Die Untersuchungen über das im Tempel unter der Regierung Josijas aufgefundene Buch der Lehre sind noch immer nicht abgeschlossen. Diese Frage wird neuerdings eingehend erörtert von E. Naville in seiner Schrift: „La découverte de la loi sous le roi Josias".

Je mehr die Geschichtlichkeit der historischen Schriften der Bibel bestätigt wird, wächst auch das Interesse für diese Bücher. Die Bibelforschung hat sich ihnen wieder mit großem Eifer zugewandt. Im letzten Jahre sind auf diesem Gebiete erschienen: „Les livres de Samuel" von P. Dhorme, „Chronologie der beiden Königsbücher" von F. A. Herzog, eine gründliche und fleißige Arbeit, die sich mit dieser schwierigen Frage (die Chronologie der Königsbücher bietet bekanntlich manche Schwierigkeit) mit großer Sachkenntnis beschäftigt. Ferner sind noch zu erwähnen: „Die Bücher der Könige" von A. Sauda (1. Band: das erste Königsbuch); „Die Bücher der Könige und die Bücher der Chronik" von N. Schlögl.

Die Propheten Israels werden immer mehr in ihrem unsterblichen Wirken gewürdigt. Ihre große Persönlichkeit und ihr Eintreten für die Wahrheit und die sittliche Vervollkommnung der Menschheit erregen in unserer Zeit die Bewunderung aller sittlichen Naturen. Es ist gewiß kein Zufall, daß die Literatur über die prophetischen Bücher in der letzten Zeit so stark ange-

wachsen ist. Im letzten Jahre sind folgende wichtige Erscheinungen zu vermerken: „Leben, Wirken [und] Wunder des Propheten Elisa“ von J Herrmann, eine hübsche Schilderung in gemeinverständlicher Form; „Im Prophetenmantel“, Bilder aus Elisas Leben von G. W. Ulrich-Kerwer. Wissenschaftlich gehalten sind die Schriften: „Studies in the Book of Isaiah“ von M. G. Glazebrook; „Der Prophet Jesaja“ von Kober; „The prophecy of Isaiah“ (2 Bände) von G. C. Morgan; „The composition of the Book of prophet Isaiah“ von R. H. Kennet, eine Forschung im Lichte der Geschichte und der Altertumskunde; „The Book of the Isaiah“ mit Einleitung und Noten von G. W. Wade. Mit dem Propheten Jeremia beschäftigt sich das Buch „Jeremiah and Lamentations“ von A. S. Peake (Band 1: Jeremia 1—24, mit Einleitung, Noten, revidiertem Text, Karten und Index); ferner „Die anonymen Propheten gegen Babel in der Zeit des Exils“ von P. Lohmann. Mit den kleinen prophetischen Schriften beschäftigen sich die neuen Untersuchungen „Die kleinen Propheten“ von P. Rißler, eine gute Arbeit, die textkritisch und exegetisch viel Gutes bringt. Der Verfasser hat nicht nur die alten Uebersetzungen fleißig zu Rate gezogen, es ist ihm auch philologisch manche glückliche Erklärung dunkler Stellen gelungen. Auf demselben Gebiete ist auch die Arbeit von B. Duhm: „Anmerkungen zu den 12 Propheten“. Einzelne Bücher aus dieser Gruppe bearbeitete J. C. K. How (Joel and Amos, mit Einleitung und Noten); G. G. V. Stonehouse (The Book of Habakkuk, mit Einleitung, Uebersetzung und Noten); D. Macfadyen (The messenger of Good: study of the Prophet Malachi). Die Propheten im allgemeinen behandelt A. Westphal in seiner Schrift „Law and the Prophets“. Eine kleine, aber sehr lesenswerte Schrift ist die Monographie von J. Herrmann: „Die soziale Predigt der Propheten“. In englischer Sprache ist erschienen: „The Sermons, epistles and apocalypses of Israel's Prophets from the beginning of the assyrian period to the end of the Maccabean struggle“ von Ch. F. Kent.

Auch die poetischen Bücher und die biblische Poesie im allgemeinen haben im letzten Jahre ihre Bearbeiter gefunden. Mit der alten Frage des poetischen Rhythmus in der Bibel befaßt sich M. Berkowicz in seiner Schrift „Der Strophenbau in den Psalmen und seine äußeren Kennzeichen“. Eine ähnliche Arbeit, die sich jedoch mehr mit dem Inhalt der biblischen Poesie beschäftigt, liefert W. Stark: „Die Lyrik des alten Testaments“. Ferner sind zu erwähnen: „Der Psalter“ von Stöhrmann; „Libanon“, exegetisch-homiletischer Kommentar zu den Psalmen (1. Teil: Buch 1 und 2) von J. Nobel; „Die Psalmen“, hebräisch und deutsch mit einem kurzen wissenschaftlichen Kommentar von N. Schlögl. Textkritisch steht diese Forschung auf einem sehr freisinnigen Standpunkt, während sie literarisch ganz konservativ ist. Wie weit die vom Verfasser vorgeschlagenen Emendationen einen rechten Sinn geben, muß einzeln untersucht werden; in manchen Fällen aber erscheinen derartige Vorschläge zur Textverbesserung ganz unnötig. Noch zu erwähnen sind „The rhytmic Psalter“ von F. H. Wales; „The Hexaplar Psalter“ (die Psalmen in sechs englischen Versionen) von W. A. Wright.

Mit den biblischen Büchern der Spruchdichtung und dem ewig denkwürdigen Lehrgedicht Hiob haben sich Denker und Sprachforscher seit jeher eingehend beschäftigt. Von den Erscheinungen des letzten Jahres, die mir zu Gesicht gekommen sind, erwähne ich: Volz, „Weisheit (Sprüche, Hiob usw.)“; Leimbach, „Das Buch Job“. Ein bedeutsames Buch, dessen Lektüre ich allen Freunden der Bibel empfehlen möchte, ist die in der Sammlung „Biblische Studien“ erschienene Schrift: „Eine babylonische Quelle für das Buch Job?“, eine literargeschichtliche Untersuchung von S. Landersdorfer. Die alte Frage nach dem Heimatlande und dem Ursprunge dieses Buches hat man in neuester Zeit durch dessen Abhängigkeit von einem ähnlichen babylonischen Gedicht („Vom leidenden Gerechten“) endgültig lösen wollen. Das babylonische Gedicht liegt zurzeit bloß in Bruchstücken vor, und M. Jastrow hat zuerst die Ansicht ausgesprochen, daß in ihm

die Vorlage zum Buch Hiob zu suchen sei. Dieser Ansicht hat sich dann Martin angeschlossen, nachdem unterdessen weitere Bruchstücke des babylonischen Gedichtes „Vom leidenden Gerechten" bekannt geworden waren. Indessen kommt der Verfasser der vorliegenden Schrift nach einer gründlichen Untersuchung zu dem Ergebnis, daß höchstens von einer Aehnlichkeit des Gedankens die Rede sein kann. Das Problem vom unschuldig leidenden Gerechten, das immer alle denkenden und sittlich empfindenden Naturen beschäftigt hat, habe verschiedenartig seine Lösung gefunden, wenn auch zwischen den beiden in Frage kommenden Gedichten mancher gedanklicher Zusammenhang zu finden sei. Die Erörterung dieser Frage ist gewiß noch nicht abgeschlossen. Aber das Buch Landersdorfers wird bei künftigen Untersuchungen stets als Ausgangspunkt dienen.

Mit Hiob verwandt ist das biblische Buch „Kohelet"; beide behandeln eigentlich dasselbe Problem vom Leiden der Gerechten und dem Glück der Gottlosen und suchen eine ausreichende Erklärung für diese Erscheinung. Nur gibt das Buch „Kohelet" die Stimmung eines Beobachters wieder, der mehr in das viel verzweigte Gesellschaftsleben geschaut hat; er klagt über das soziale Unrecht, das Gott ungestraft gewähren lasse. Deshalb stehen uns die schwermütigen Betrachtungen und schmerzlichen Empfindungen des Verfassers noch viel näher als der Aufschrei des leidenden Hiob. Das Buch „Kohelet" hat inhaltlich und literarisch seit jeher die Geister beschäftigt und auf die Leser einen eigenartigen Zauber ausgeübt. Es bietet einen ästhetischen Genuß trotz seines tieftraurigen Inhalts, der zuweilen wie eine erschütternde Tragödie wirkt. Kein Wunder also, daß immer neue Versuche gemacht werden, das Buch zu erklären und zu deuten. Und ebensowenig darf es uns Wunder nehmen, daß die Meinungen über die Tendenz des Buches noch immer soweit auseinander gehen. — Eine neue eigenartige Ansicht äußert G. Lange über dieses Buch („Das Buch Kohelet", übersetzt und erklärt), indem er ihm gar eine optimistische Lebensanschauung zuschreibt. Auch von R. Breuer ist (in seiner Ausgabe der „fünf Rollen")

jetzt das Koheletbuch erschienen. V. Zapletal hat das Buch Kohelet kritisch und metrisch untersucht, übersetzt und erklärt, herausgegeben (das Buch liegt bereits in 2. Auflage vor). Diese Studie hat ihren großen Wert in der Objektivität des Verfassers und in dessen großem Fleiß, mit dem er alle bereits vorhandenen einschlägigen Arbeiten benutzt hat.

Auch das Hohelied bildet jetzt eine Lieblingsstudie der Literarhistoriker und Bibelforscher. M. Epstein hat jetzt „das älteste Liebeslied der Welt" „Das Hohelied Salomos" veröffentlicht. In englischer Sprache ist erschienen: The messages of the Poets: „The Book of Job and Canticles, and some minor poems in the Old Testament" von N. Schmidt.

An die Forschungen über die biblischen Bücher reihen sich die über die Apokryphen, die allerdings im letzten Jahre spärlich waren. Ich erwähne die gründliche und fleißige Arbeit von E. Bayer: „Das dritte Buch Esdras und sein Verhältnis zu den Büchern Esra-Nehemia." Bei der Herstellung des Textes hat sich der Verfasser von allen Extremen ferngehalten. Er ist weder ausschließlich der vatikanischen Rezension gefolgt, wie es seit Fritzsches Arbeiten lange Zeit hindurch geschah, noch hat er sich einseitig der alexandrinischen Rezension angeschlossen, wie es jetzt allgemein üblich ist. Die Ansicht des Verfassers, daß gerade die Glätte des alexandrinischen Kodex auf eine spätere Umarbeitung schließen lasse, ist durchaus zutreffend. — Mit dem vor Jahren entdeckten hebräischen Text der „Sprüche Ben-Sira" befaßt sich Mc Rae in seinem Buche „The hebrew Text of Ben-Sira" (Kap. 39, 15—43, 39) mit Uebersetzung und kritischen Noten. — Die „Oden Salomos", die vor wenigen Jahren entdeckt wurden, und von denen bereits Harnack eine deutsche Ausgabe veranstaltet hat (Revue des vorigen Jahrganges S. 34), haben H. Hansen zu einer neuen, zu einer deutschen Nachdichtung angeregt: „Die Oden Salomos in deutschen Nachdichtungen." Mit diesem neu aufgefundenen apokryphischen Buche beschäftigen sich noch G. Diettrich in seiner Schrift: „Die Oden Salomos",

W. Frankenburg in der Schrift: „Das Verständnis der Oden Salomos“ und H. Grimme, „Die Oden Salomos.“

Im Anschluß an diese Arbeiten möchte ich noch solche erwähnen, die sich mit alten Bibelübersetzungen beschäftigen. Es sind im letzten Jahre erschienen: J. Hänel, „Außermasoretische Uebereinstimmung zwischen der Septuaginta und der Peschitta in der Genesis“; P. Glaue und A. Rahlfs, „Fragmente von einer griechischen Uebersetzung des samaritanischen Pentateuchs“; J. Schleifer, „Sahidische Bibelfragmente aus dem Britischen Museum zu London.“ — Ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der homiletischen Exegese wird uns durch die Veröffentlichung zweier Schriften Hippolyts („Ueber die Segnungen Jacobs“ und Daniel-Kommentar) aus einer Handschrift des Meteoronklosters durch C. Diobonniotis gegeben. Bei der großen Bedeutung, die der schon früher bekannte Daniel-Kommentar von Hippolyt für die ältere Geschichte des Christentums hat, wird die Veröffentlichung des vorliegenden Textes zweifellos neue Erörterungen hervorrufen.

* *
*

Das Gebiet der Religionsgeschichte hat im letzten Jahre ebenfalls eine fleißige Bearbeitung erfahren. Wenn man mich fragen sollte: welche neue Ergebnisse haben die Forschungen gebracht? so möchte ich darauf antworten, daß jede neue Beleuchtung einer geschichtlichen Tatsache, oder jede neue Aufhellung einer religiösen Idee von der größten Wichtigkeit für das Verständnis der Religionsgeschichte ist. Tatsächlich wird die Kenntnis der religionsgeschichtlichen Entwickelung im allgemeinen immer mehr von dem Chaos befreit, in dem sie in früheren Jahrhunderten versunken war. Wir wissen jetzt, wie es geworden ist. Das Judentum gewinnt aber sehr viel bei dieser wissenschaftlichen, geschichtlich-kritischen Beleuchtung.

Von den Erscheinungen des letzten Jahres, die mir bekannt geworden sind, möchte ich hervorheben: A. Loisy, „The religion of Israel“; T. K. Cheyne, „The two

religions of Israel"; F. Weber, „Jüdische Theologie auf Grund des Talmuds und verwandter Schriften" (in 2. Auflage) und die dem genannten Buche inhaltlich verwandte Schrift von A. Marmorstein, „Die Bezeichnungen für Christen und Gnostiker im Talmud und Midrasch" (Religionsgeschichtliche Studien, 1. Heft). Von dem vor kurzen verstorbenen Gelehrten E. Kautzsch ist jetzt erschienen: „Biblische Theologie des alten Testaments"; ferner J. Nikel, „Das alte Testament und die vergleichende Religionsgeschichte"; L. Hirschfeld, „Die Lebensweisheit der talmudischen Literatur in dichterischer Gestaltung".

Einen wichtigen, geradezu Aufsehen erregenden Fund hat der bekannte Forscher S. Schechter in seiner Schrift „Fragment of a Zadokite Work" veröffentlicht; es ist dies ein bedeutsamer Beitrag zu der Geschichte der Halacha, durch den die Anschauung A. Geigers, die er zuerst in seiner „Urschrift" ausgesprochen hat, bestätigt wird. Es ist dies ein lehrreiches Beispiel von dem Ahnungsvermögen eines scharfsinnigen Forschers, der seine Augen zu schauen geübt hat, wo andere noch im Dunklen herumtappten. Daß es eine ältere zadokitische Halacha gegeben hat, die zwar von der jungen pharisäischen verdrängt, aber nicht vernichtet wurde (sie ist vielmehr in der pharisäischen Halacha aufgegangen), hat Geiger nicht etwa nur beiläufig behauptet und ausgesprochen, sondern mit voller wissenschaftlicher Sicherheit verfochten. Man kann sagen, daß die Verteidigung dieser Ansicht sein Lebenswerk war, und er hat sie in der Tat bis zu seinen letzten Lebenstagen mit großem Eifer geführt. Nur konnte er damit nicht durchdringen, und zwar aus rein äußerlichen Gründen, die zu erörtern nicht hier der Ort wäre. Der Fund Schechters wird zweifellos eine „Umwälzung" auf diesem Gebiete herbeiführen. Nicht minder ist die zweite Veröffentlichung Schechters: „Fragments of the commandments by Anan", ein interessanter Beitrag zur Geschichte des Karäismus.

Eine hübsche, gemeinverständliche Monographie ist die Schrift von J. Döller: „Die Messiaserwartung im

alten Testament". Man findet in diesem kleinen Buche manche anregende Ausführungen und vor allem einen neuen Ton. Der Verfasser läßt den Messiasgedanken, den er für älter hält, als gemeinhin angenommen wird, nicht in der Erniedrigung Israels entstehen, sondern in der ewigen Sehnsucht der Menschen nach einem sittlichen Ideal. Der israelitische Messiasgedanke ist mit der prophetischen Idee innig verwandt und, was sehr wichtig ist, ebenfalls ein Produkt der religionsgeschichtlichen Entwickelung. Man wird der hier gegebenen Anregung nachgehen dürfen. Mit diesem Thema verwandt ist das Problem, mit dem sich E. Albert in seiner Schrift: „Die israelitisch-jüdische Auferstehungshoffnung in ihrer Beziehung zum Parsismus" befaßt. Mit der religiösen Vorstellung der Wiederauferstehung beschäftigt sich Fr. Delitzsch in seiner Schrift: „Das Land ohne Heimkehr". Zu erwähnen ist noch die Arbeit von A. Neuwirth, „Das Verhältnis der jüdischen Fasten zu dem der alten Heiden"; R. Seeberg, „Nähe und Allgegenwart Gottes" mit einem Anhange über die ältesten trinitarischen Formeln. Allerdings vertritt der Verfasser in dieser Schrift mehr die christliche Auffassung von der Nähe und Allgegenwart Gottes.

Die unauflöslichen Beziehungen zwischen Judentum und Christentum, die nur Dilettanten vom Schlage Chamberlains in Abrede zu stellen versuchen konnten, sind auch im letzten Jahre in verschiedenen Schriften untersucht worden. Die Schrift des bekannten russischen Philosophen W. Solowjeff, des früh verstorbenen edlen Denkers und Menschenfreundes, „Judentum und Christentum", ist in einer guten deutschen Uebersetzung erschienen. Solowjeff gehört zu den wenigen Zeitgenossen, die die jüdische Moral im Christentum ernst nehmen. Sehr wichtig für die Erforschung des Christentums in seiner ältesten Epoche ist die umfassende Arbeit A. Drews': „Die Zeugnisse für die Geschichtlichkeit Jesu, eine Antwort an die Schriftgelehrten mit besonderer Berücksichtigung der theologischen Methode" (2. Teil seines Werkes: „Christusmythe"). Der Verfasser geht allen so-

genannten „historischen“ Zeugnissen aus alter Zeit (Josephus, Tacitus, Sueton usw.) hart zu Leibe. Seit dem „Leben Jesu“ von David Fr. Strauß ist eine solche Schrift über die Entstehungsgeschichte des Christentums nicht erschienen. Sie verdient gelesen zu werden, und wird zweifellos auch viele Leser finden. — Die Schrift von A. Jeremias „Hat Jesus Christus gelebt?“ zeigt deutlich, in welcher argen Verlegenheit sich die moderne protestantische Theologie befindet. Sie hat eine ganze neue Terminologie erfunden, um das zu verschweigen, was sie nicht sagen kann. Keine Sprache der Welt ist dazu so geeignet, wie die deutsche. Diese moderne Mystik wird ebenfalls nicht von langer Dauer sein, denn der Mythos kann nicht Geschichte werden.

Untersuchungen über die Beziehungen zwischen Judentum und Christentum bieten auch folgende Schriften: H. Wace, „Prophecy, Jewish and Christian“; W. Köhler, „Gnosis“; P. Fiebig, „Jüdische Wundergeschichten des neutestamentischen Zeitalters unter besonderer Berücksichtigung des Verhältnisses zum Neuen Testament.“

Wichtige Schriften auf dem Gebiete der Quellenuntersuchung sind: A. Schmidtke, „Neue Fragmente und Untersuchungen zu den judenchristlichen Evangelien“, ein Beitrag zur Literatur und Geschichte der Judenchristen, und A. Harnack, „Neue Untersuchungen zur Apostelgeschichte und zur Abfassungszeit der synoptischen Evangelien“. Die Forschung Schmidtkes ist für die Kenntnis des Urchristentums, wie es sich in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts bis um das Jahr 150 der christlichen Zeitrechnung entwickelt hat, von größter Wichtigkeit. Der Verfasser stellt die Identifikation des sogenannten hebräischen Urevangeliums Matthäus mit der aramäischen Bearbeitung desselben Evangeliums, die seit Hieronymus angenommen wurde, auf Grund seiner Untersuchungen in Abrede. Dadurch erscheinen viele Ansichten über die älteste Fassung des Evangeliums Matthäus widerlegt.

Mit einem großangelegten religionsgeschichtlichen Werke trat im letzten Jahre W. W. Baudissin hervor: „Adonis und Esmun“. Es ist dies eine Untersuchung

zur Geschichte des Glaubens an Auferstehungsgötter und Heilsgötter. Was der Verfasser hier über die beiden genannten phönizischen Gottheiten sagt, kommt für unsere literarische Revue wenig in Betracht. Auch die Beziehungen der religiösen Vorstellungen der Phönizier, wie sie in der Verehrung dieser Gottheiten zum Ausdruck gelangen, zu der babylonisch-assyrischen Gottheit Tammus, würden für die religionsgeschichtliche Behandlung des Judentums nicht von großer Bedeutung sein, obwohl uns bekannt ist, daß die Juden in der ersten Zeit des babylonischen Exils dem Tammuskultus huldigten (vergl. Ezechiel 8, 14). Hingegen muß mit aller Entschiedenheit der Versuch zurückgewiesen werden, den Gottesbegriff Israels, durch den das Judentum seine geschichtliche Bedeutung erlangt hat, nun gar auf phönizische Einflüsse zurückzuführen. Statt des Panbabylonismus, mit dem Delitzsch vor zehn Jahren Sensation machte, soll nun der Panphönizismus gefördert werden. Natürlich läßt sich ein auch in seinem äußeren Umfange so großes Buch (etwa 600 Seiten stark), das viele wichtige Forschungen bietet, nicht in solcher Kürze besprechen.

* *
*

Sehen wir nun, was im letzten Jahre auf dem Gebiete der jüdischen Geschichte, von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart, erschienen ist. Ich habe bereits einleitend hervorgehoben, daß neue überraschende Funde aus der ältesten Geschichtsepoche in den letzten Jahren nicht gemacht worden sind. Wir sind nach dieser Richtung etwas verwöhnt, da sich in früheren Jahren die Nachrichten über solche Funde förmlich überstürzten. Indessen ist es vielleicht gut, daß auf diesem Gebiete ein wenig Ruhe eingetreten ist. Wir brauchen Zeit, um die wertvollen Dokumente der altisraelitischen Geschichte wissenschaftlich zu sichten und zu verwerten. Die geschichtliche Literatur des letzten Jahres ist quantitativ nicht unansehnlich; sie hat nur qualitativ nicht viel gebracht. Und doch sind auch manche wichtige Erscheinungen zu verzeichnen.

Eine interessante Studie bietet F. Böhl in seinem Buche „Kanaanäer und Hebräer", aufgrund archäologischer Funde der letzten Jahre. Wir gelangen in der Erforschung des israelitischen Altertums immer weiter hinauf. Seit der Auffindung des berühmten Tell-Amarnaarchivs ist uns die Geschichte Israels bis nahe zum 15. vorchristlichen Jahrhundert bekannt geworden. Die meisten Forschungen befassen sich mit der Vorgeschichte Palästinas, also mit der Epoche vor der Eroberung des Landes durch die israelitischen Stämme. Die vorliegende Schrift ist eine fleißige Arbeit, die von einem annehmbaren Gesichtspunkt ausgegangen ist. Auch als religionsgeschichtliche Studie verdient sie Anerkennung. — Mit dieser Arbeit verwandt sind die Schriften „Une dynastie chaldéenne" (Die Könige von Ur) von Ch. G. Janneau und „Die Aramäer", historisch-geographische Untersuchungen von S. Schiffer. In dem Werke „Grundsteine zur Geschichte Israels" von M. Gemoll bietet sich eine großangelegte ethnologische Forschung, die für das Verständnis der Bibel und der älteren Geschichte der israelitischen Stämme ungemein wichtig ist. Die Erörterungen über den bekannten Mesastein setzt W. H. Bennet in seiner Monographie „The Moabite Stone" fort. Eine vorzügliche Schrift, die von allen Bibelfreunden gelesen zu werden verdient, gab M. Löhr in der populärwissenschaftlichen Schilderung „Israels Kulturentwickelung", reich illustriert und mit einer Karte. Dieses Buch gibt uns ein interessantes Bild vom Kulturleben der Israeliten in Palästina und im biblischen Zeitalter. Erwähnen möchte ich noch die Monographie: „Die Hagada aus Aegypten" von S. Jampel, die die archäologischen Funde in Aegypten, soweit sie den Aufenthalt Israels in diesem Lande betrifft, geschichtlich behandelt.

C. F. Lehmann-Haupt veröffentlichte eine großangelegte Arbeit: „Israel, seine Entwickelung im Rahmen der Weltgeschichte", und aus ihr den Auszug, die schön geschriebene volkstümliche Schrift: „Die Geschichte Judas und Israels im Rahmen der Weltgeschichte" (in der Sammlung „Religionsgeschichtliche Volksbücher"). Aehnlich ist das

ausführlichere Geschichtswerk von G. Weinheimer, „Geschichte des Volkes Israel“ (in 2 Bänden), die bis zur Eroberung Jerusalems durch Titus reicht. Das Buch ist glänzend und packend geschrieben. Es wäre zu wünschen, daß auch die spätere jüdische Geschichte in solcher gemeinverständlichen und anziehenden Weise geschrieben würde. Von dem großen Geschichtswerke Grätz' ist der erste Band in zweiter Auflage (dem eine Biographie des Historikers von Ph. Bloch beigegeben ist), von der zweiten Hälfte des 2. Bandes die dritte Auflage erschienen.

Die bekannten Funde in Elephantine, die vor wenigen Jahren so großes Aufsehen erregt haben, und deren große Wichtigkeit für die jüdische Geschichte genügend gewürdigt wurde, hat jetzt E. Sachau unter dem Titel: „Aramäische Papyrus und Ostraka aus Elephantine“ veröffentlicht. Der bekannte Forscher, der sich um die Sammlung und Aufhellung dieser geschichtlichen Dokumente großes Verdienst erworben hat, gibt in diesem auch typographisch bemerkenswerten Werke, 88 Schriftstücke auf 75 Lichtdrucktafeln und an 325 Seiten Text, ich möchte sagen ein Stück Geschichte. Dazu noch den erzählenden Teil und die Sprüche und Fabeln der Ahikar, über die man früher im Dunkeln war. Unter diesen Schriftstücken befindet sich eins aus dem Jahre 494 (aus der Regierungszeit Darius I.); es ist die älteste Urkunde im aramäischen Idiom und betrifft den abgeschlossenen Tausch eines Ackerloses. — In die griechische Epoche hineinragend ist auch die Studie von C. F. Lehmann-Haupt: „Der jüdische Kirchenstaat in persischer, griechischer und römischer Zeit“. Einen Beitrag zu der Geschichte des jüdisch-römischen Krieges (66—70) bietet die Schrift „Josephus und Justus von Tiberias“ von H. Luther.

Gehen wir zur späteren Geschichte des jüdischen Volkes, nach der Zerstörung des zweiten Tempels, über. Auch im letzten Jahre sind manche gute Monographien über verschiedene Episoden erschienen. Von R. Leszynsky liegt eine tüchtige Arbeit „Die Juden in Arabien zur Zeit Mohameds“ vor, eine geschichtliche Darstellung, die mit großem Fleiß und mit umfassender Kenntnis des einschlägigen Quellenmaterials ausgeführt wurde. Eine vorzügliche, das Thema erschöpfende

Studie, die wichtige Bausteine zu einer neuen Geschichte der Juden enthält, bietet N. Straus in seiner Schrift: „Die Juden im Königreich Sizilien unter Normanen und Staufen". Der Verfasser hat für seine Arbeit neues Quellenmaterial verwertet, das seine Vorgänger nicht gekannt haben. Ein neues Gebiet hat M. Hoffmann mit seiner vortrefflichen Arbeit „Der Geldhandel der deutschen Juden während des Mittelalters" (bis zum Jahre 1356), betreten. Bei weitgehender Beherrschung der externen Literatur hat es Hoffmann in diesem Werke zum erstenmal unternommen, die jüdischen (hebräischen) Quellen für die Geschichte des Wirtschaftslebens zu benutzen. Es ist dies ein gelungener Versuch, von dem man hoffen möchte, daß er den Verfasser selbst und vielleicht auch andere zu weiteren Forschungen auf diesem Gebiete aneifern werde. In großem Umfange behandelt W. Sombart dasselbe Thema in seinem umfangreichen Werke: „Die Juden und das Wirtschaftsleben". Dieses merkwürdige Buch, das in kurzer Zeit mehrere Auflagen erlebt hat, verdient zweifellos das große Aufsehen, das es bei seinem Erscheinen erregte. Es hat große Vorzüge, die hauptsächlich in dem reichen, aus den entlegensten Quellen herbeigeholten Material und in der glänzenden Darstellung bestehen, aber auch große Mängel aufzuweisen. Da der Verfasser fast ohne Vorarbeiten an das große Werk getreten ist, dürfte es ihm nicht verargt werden, wenn er sich in manchen Einzelheiten vergriffen hat. Durchaus anfechtbar ist aber der Standpunkt, d. h. die Voraussetzung, von der er ausgegangen ist, obwohl er geschickterweise damit erst zum Schluß kommt. Als ein wichtiger Beitrag zur Geschichte des Wirtschaftslebens würde das Buch auf Anerkennung rechnen dürfen, trotz der Einseitigkeit der Darstellung, die Sombart selbst zugibt und öfter betont. Aber der Verfasser hat in seine Arbeit gewissermaßen alle Seiten der Judenfrage hineingezogen, die religiöse, wirtschaftliche und gesellschaftliche; auch das Rassenproblem findet da eine eingehende Erörterung. In Bezug auf das letztere debutiert er sogar mit einer neuen Theorie. Die Bezeichnung „Einseitigkeit" genügt nicht mehr, um den oft sehr gewagten Standpunkt Sombarts zu charakterisieren. Jedenfalls sind die Ergebnisse dieses Buches mit der größten Vorsicht aufzunehmen,

mögen die einzelnen Tatsachen — die übrigens nicht immer nachgeprüft werden können — an sich stimmen. Denn die Beleuchtung, die sie durch den Verfasser erfahren, ist oft irreführend. Das Buch müßte eine Reihe von Schriften hervorrufen, die Darstellung Sombarts zu berichtigen und zu ergänzen. Sonst muß befürchtet werden, daß das falsche Bild viel Verwirrung hervorrufen wird.

Ueber die Geschichte der Juden im späten Mittelalter liegen noch folgende Schriften vor: J. Kracauer, „Geschichte der Frankfurter Juden im Mittelalter“, die politische Geschichte der Frankfurter Juden bis zum Jahre 1349 enthaltend; L. Steinthal, „Die Geschichte der Augsburger Juden im Mittelalter“; M. Balaban, „Skizzen und Studien zur Geschichte der Juden in Polen; M. Berson, „Das Urkundenbuch, die Juden in Altpolen betreffend 1388—1782“ (polnisch). Mit der Geschichte der Juden in Polen befaßt sich A. J. Brawer in seiner Schrift: „Galizien, wie es an Oesterreich kam“, die viel interessantes Material über das wirtschaftliche, soziale und religiöse Leben der Juden in Galizien enthält. Zu erwähnen ist noch die Monographie „Luthers Stellung zu den Juden“ von R. Lewin. In Spanien und Portugal interessiert man sich jetzt für die Geschichte der Juden, die man am Ende des 15. Jahrhunderts aus der Heimat gejagt hat, wodurch diesen beiden Staaten unheilbare Wunden geschlagen wurden. Es liegen zwei dieses Thema betreffende Veröffentlichungen vor: „Los judios en el territorio de Barcelona“ von D. Fr. Boforull y Sans (das Buch behandelt das Zeitalter des 10. bis zum 13. Jahrhundert; die drei veröffentlichten Urkunden sind allerdings zum größten Teil schon anderweitig bekannt); „O Judeus em Amsterdam“ von J. Mendes dos Remedios. Mit diesen Schriften verwandt ist die englisch geschriebene Monographie „Notes on the history of the Jews in Barbados“ von N. D. Davis. Ebenso verdient die Schrift Erwähnung: „The Jews of Baltimore“ von Js. Blum und die Darstellung „De joodse Gemeente te Groningen“ von J. Mendels (2. vermehrte Auflage).

Die Zeitgeschichte und die moderne Judenfrage behandeln verschiedene Veröffentlichungen des letzten Jahres:

N. Birnbaum, „Ausgewählte Schriften zur jüdischen Frage“ (2. Band). In russischer Sprache sind erschienen: „Jüdische Frage, zusammengestellt in der Kanzlei der vereinigten Adelsgesellschaft“; „Die jüdische Frage“ von D. Goworow; „Die Rechtsgleichheit und die jüdische Frage“ von A. Liprandi; „Die jüdischen Gesetze die Andersgläubigen betreffend in antisemitischer Beleuchtung“ von H. A. Pereferkowitsch. Die zuletzt genannte Schrift des bekannten jüdischen Gelehrten in Rußland enthält eine Abwehr antisemitischer Verleumdungen, die jetzt im Stile der westeuropäischen Schmähungen gegen das Judentum im russischen Reich stark verbreitet sind. Ein trauriges Zeichen der Zeit ist das „Handbuch der russischen Gesetze, die Juden betreffend“, von M. P. Mysch (Nachtrag 1903—1909). Die verschiedenen Ausnahmebestimmungen und Drangsalierungen der Juden in Rußland werden euphemistisch mit dem Wort „Gesetz“ bezeichnet. Gegen diese moderne Ghettopolitik wendet sich eine Schrift des bekannten jüdischen Schriftstellers J. Hessen: „Gesetz und Leben (Wie haben sich die beschränkenden Gesetze über die Ansiedelung der Juden in Rußland ausgebildet).“ Noch sind zu erwähnen: „Sammlung von Abhandlungen betreffend die soziale und kulturelle Geschichte der Juden in Rußland“ (2. Band). Eine sehr brauchbare Arbeit, die auch einen wissenschaftlichen Wert hat, ist die in deutscher Sprache erschienene Darstellung: „Jüdisches Genossenschaftswesen in Rußland“ von A. Hillmann (Veröffentlichungen des Bureaus für Statistik der Juden, Heft 8).

In das Gebiet der jüdischen Kulturgeschichte gehört die Schrift von M. H. Friedländer, „Das Leben und Wirken der Juden in Oesterreich in vormärzlicher Zeit“. In dieser Monographie werden verschiedene Vorgänge aus dem Gemeindeleben, aus dem Erziehungs- und Unterrichtswesen und aus dem Privatleben (Gebräuche bei Verlobungen und Hochzeiten, bei Kindergeburten, in der Synagoge, Sabbat und Feiertage) kulturgeschichtlich geschildert. Einen Blick in das Privatleben einer jüdischen Familie im Anfang des 17. Jahrhunderts gewährt uns die überaus interessante Veröffentlichung „Jüdische Privatbriefe aus dem Jahre 1619“ von A. Landau und B. Wachstein. Das jüdische Kultur-

leben jener Zeit in Böhmen und in den angrenzenden österreichischen Provinzen spiegelt sich in diesen Briefen unmittelbar ab. Seit der Veröffentlichung der Memoiren der Glückel von Hameln, die mit Recht dankbar aufgenommnn wurden, ist auf diesem Gebiet keine so wichtige Erscheinung zu verzeichnen, wie die vorliegenden Privatbriefe. Mit dem modernen Kulturleben der deutschen Juden befaßt sich eine eigenartige Schrift: „Der Untergang der deutschen Juden", eine volkswirtschaftliche Studie von F. Theilhaber. Dieses Buch hat mit seinen erschreckenden Zahlen von Taufen, Mischehen und den abnehmenden Geburten bei den deutschen Juden großes Aufsehen erregt. Wie man sich auch zu dieser Veröffentlichung stellen mag, die hier behandelten Probleme sind ernst genug, und die Ausführungen des Verfassers verdienen die weitgehendste Beachtung. In das kulturhistorische Gebiet gehört auch die Schrift von H. Loewe: „Die Sprache der Juden".

Die Biographik ist im letzten Jahre sehr spärlich bearbeitet worden. Ich kann nur die Schrift „La famiglia da Pisa" von M. Cassuto erwähnen. In dieses Gebiet gehört auch die Festschrift, die zum 70. Geburtstage des bekannten Gelehrten Israel Levy in Breslau erschienen ist (herausgegeben von M. Brann und J. Elbogen); ferner die „Festschrift zum 40jährigen Amtsjubiläum des Herrn Rabbiners Dr. Sal. Carlebach in Lübeck" (herausgegeben von M. Stern). Der letzte Jahresbericht der „Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums" bringt die gehaltvollen Reden, die G. Klein und J. Elbogen anläßlich des 100. Geburtstages Abraham Geigers in der Aula dieser Anstalt gehalten haben und in denen das Leben und Wirken Geigers in seiner Vielseitigkeit gewürdigt wurde.

Von anderen Hilfswissenschaften der Geschichte erwähnen wir hier zuerst die Geographie. Obenan steht für uns das Interesse für die Geographie und Geschichte Palästinas in alter und neuer Zeit. Dieses Interesse zeigt sich jetzt in allen Kreisen, und es wird von den Angehörigen der verschiedenen Glaubensbekenntnisse geteilt. Die hübsche volkstümliche Schrift „Palästina und seine Geschichte" von H. v. Soden liegt in dritter Auflage vor. P. Rohrbach ver-

öffentlichte eine ähnliche Arbeit „Im Lande Jahwehs und Jesu" (eine wenig geschmackvolle Zusammenstellung und ebenso wenig passende Benennung eines Landes). Ferner ist noch zu erwähnen: „Zum Klima von Palästina" von F. M. Exner (mit zwei Tafeln). Von Thomsons bibliographischem Handbuch „Palästinaliteratur" ist Band II (die Literatur 1905—09) erschienen. Mit der palästinischen Archäologie verwandt ist die syrisch-mesopotamische. Eine sehr lesenswerte gemeinverständliche Schilderung über die neuesten Entdeckungen in Mesopotamien gibt Th. Witzel in der vortrefflichen Schrift „Die Ausgrabungen und Entdeckungen im Zweiströmeland"; sie enthält einen erschöpfenden Bericht über alles Wissenswerte auf diesem Gebiete.

Die Statistik ist die modernste Hilfswissenschaft der Geschichte und verzweigt sich jetzt selbst in verschiedene Abteilungen, die alle von großer Bedeutung sind. Auch für die Erforschung des Judentums ist sie wichtig, denn sie gibt Aufschluß über Charakter und Beschaffenheit des jüdischen Stammes. Schon Zunz hat die Bedeutung der Statistik für die Wissenschaft des Judentums erkannt. Allerdings ist da die größte Vorsicht nötig, denn statistische Zahlen können irreführen und auch gemißbraucht werden. Bekannt ist das Wort Bismarcks von der Statistik, die eine Wissenschaft sei, mit der man alles beweisen könne. Indes haben wir gerade in dem letzten Jahre manche treffliche Schrift auf diesem Gebiete erhalten. Die vorzügliche Arbeit A. Ruppins „Die Juden der Gegenwart", die mit Recht ungeteilte Anerkennung gefunden hat, ist jetzt völlig umgearbeitet in einer neuen Auflage erschienen. Das Buch gehört zu den besten dieser Gattung und zeichnet sich durch Objektivität und Sicherheit des Urteils aus. Der Verfasser hat in der neuen Auflage das statistische Material ziemlich beiseite geschoben und behandelt sein Thema mehr ethnographisch und soziologisch. Auf diesem Gebiete ist noch eine kleine Schrift „Die Juden in der modernen Rassetheorie" von M. Besser zu erwähnen. In englischer Sprache ist erschienen: „The Jews, a study of race and environment" von M. Fishberg.

* * *

Man muß immer von Neuem gegen die irrige Meinung ankämpfen, als ob das Judentum eine bloße Altertumsforschung wäre. Dazu möchten es wohl seine Gegner und Verkleinerer machen. Da es sich niemals in die Fesseln eines Dogmenglaubens schlagen ließ, blieb es stets im Fluß der Entwickelung und jede Entwickelungsepoche hat ihre Literatur, in der sich die Zeitideen ausdrücken. Jüdische Schriftsteller und Denker, die das Judentum im Rahmen der Anschauungen ihrer Zeit behandelt haben, maßten sich nie an, die Wahrheit zu besitzen; sie traten vielmehr immer als Wahrheitssucher auf. Das verleiht der jüdischen Literatur, auch der älteren, einen besonderen Reiz, und wir lesen sie mit großem Interesse. Es sind dies menschliche Dokumente, Gedanken von Menschen, die nach den höchsten Idealen gestrebt haben. Auch in ihren Irrtümern, vielleicht gar in diesen am meisten, erscheinen sie uns verehrungswürdig, und jedenfalls versuchen wir sie zu verstehen. Die Literatur des Judentums hat auch ihre Literaturgeschichte, die noch nicht abgeschlossen ist. Wir suchen unsere Denker und Schriftsteller aus den geistigen Strömungen ihrer Zeit zu verstehen.

Von Arbeiten über ältere Epochen des jüdischen Schrifttums ist die englisch geschriebene Schrift zu erwähnen: „Old Testaments narratives" von E. W. H. Stebbins und H. H. Saunderson. Von dem Werke L. Ginzbergs „The legends of the Jews" ist der dritte Teil erschienen (enthaltend biblische Geschichten und Personen vom Exodus bis zum Tode Moses). E. G. King veröffentlichte: „Early religious poetry of the Hebrews". In dieses Gebiet gehört auch die Schrift von E. Cantrell: „Bible and modern Literature". Das monumentale Werk „Talmudische Archäologie" von S. Krauß ist im letzten Jahre bis zum zweiten Bande gediehen (Schriften, herausgegeben von der Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums). Die vorliegenden zwei Bände, die 1442 Seiten Text und 64 Abbildungen enthalten, behandeln verschiedene Vorgänge und Einrichtungen der Juden im talmudischen Zeitalter: Wohnungen und Hausgeräte, Nahrung und ihre Zubereitung, Kleidung und Schmuck, Körperpflege, Familienleben, Landwirtschaft, Gewerbe, Verkehr und Handel. — Tal-

mudische Stoffe behandeln in ihren Schriften R. Leszynsky („Die Lösung des Antoninusrätsels") und L. G. Broughton über die Königsgleichnisse in Midrasch und Talmud („Kingdom parables and their teaching"). Mit der Frage des Antoninus, der im Talmud als der Freund des Rabbi Juda I. vielfach erwähnt wird, hat sich in der letzten Zeit S. Krauß eingehend beschäftigt. Leszynsky tritt nun mit der Behauptung auf, daß der Antoninus der Agada kein anderer sei als Antoninus Pius. So unwichtig diese Erörterung an sich erscheinen mag, hängt doch von dem Ergebnis die Beantwortung der Frage ab, wann Juda I. gelebt und die Mischna abgefaßt habe. Zieht man in Betracht, daß Juda I. kein hohes Alter erreicht hat, so wird man die ganze Chronologie der Mischna und des Talmud umdatieren müssen, wenn man sich der Ansicht Leszynskys anschließt. Diese Frage weiter zu erörtern, muß ich mir hier versagen.

Eine wichtige archäologische Studie bietet L. Blau in seiner Schrift: „Die jüdische Ehescheidung und der jüdische Scheidebrief", von der der erste Teil erschienen ist. Es ist dies eine gründliche und umfassende Arbeit, die diese Einrichtung („Die Ehescheidung im Judentum") nach den Quellen und in ihrer Entwicklung beleuchtet.

Auch Ausgaben von Mischna und Talmud verdienen erwähnt zu werden. Von der berühmten Talmudhandschrift in der Bibliothek zu München, die von den bedeutendsten Talmudforschern mit großem Erfolg bereits benutzt wurde, veranstaltet jetzt H. Strack eine photographische Ausgabe. Es ist dies ein großes Unternehmen, von dem bis jetzt nur Anfänge vorliegen. Die glückliche Beendigung dieses Werkes werden alle Freunde der talmudischen Forschung wünschen. Damit wird auch der in neuester Zeit entstandene Zweifel erledigt werden, wie weit der bekannte Gelehrte R. N. Rabbinowitz, der diese Handschrift zur Grundlage seines großen textkritischen Werkes gemacht hat, die Münchener Handschrift treu wiedergegeben habe. Die Arbeit von L. Goldschmidt, Text und deutsche Uebersetzung des babylonischen Talmuds, ist auch im letzten Jahre weiter gediehen. Es ist die dritte Lieferung vom 5. Band („Der Traktat Gittin") erschienen.

Von der Mischnajot-Ausgabe, vokalisierter Text mit deutscher Uebersetzung und gelehrten Noten, liegt die Lieferung 43—46 vor. Der oft gedruckte, übersetzte und erklärte (auch homiletisch ausgelegte) ethische Traktat der Mischna, die „Sprüche der Väter", ist jetzt auch in holländischer Uebersetzung von J. Dyserinck erschienen. H. Strack hat in seiner gewohnten Weise den Mischnatraktat „Pesachim", Text (mit großer Genauigkeit), wortgetreue und doch verständliche deutsche Uebersetzung und gelehrte Anmerkungen, herausgegeben. Ueber die schwierige Mischnastelle I, 6, die bis jetzt noch keine befriedigende Erklärung gefunden hat (der babylonische Talmud mußte sich zu einer sehr gezwungenen bequemen), ging Strack einfach hinweg. Das große Werk über den palästinischen Talmud „Ahabat Zion wiruschalajim" von B. Ratner, Varianten und Ergänzungen des Textes nach alten Quellen und handschriftlichen Fragmenten, wurde auch im letzten Jahre fortgesetzt; es erschienen die Traktate Roschhaschana und Sukka.

Das handschriftliche Jalkutwerk des Machir bar Abba Mari (Jalkut hamachiri) ist in einem weiteren Heft erschienen; es liegen vor die Agadasammlungen zu den prophetischen Büchern Amos, Obadja, Jona, Micha, Nachum und Habakkuk. Von den Veröffentlichungen des Vereins „Mekize nirdamim" sind zu erwähnen der Kommentar des Elieser aus Beaugency zu Ezechiel und den 12 kleineren prophetischen Büchern (Lieferung 2) und der Kommentar zum Mischnatraktat Abot des Joseph ben Jehuda. Beide zuletzt genannten Schriften sind zum ersten Mal veröffentlicht.

Die nachtalmudische Literaturepoche ist im letzten Jahre fast leer ausgegangen. Von dem berühmten zeitgenössischen hebräischen Dichter Ch. N. Bialik ist jetzt eine Sammlung Gedichte (Auswahl) in deutscher Uebersetzung von E. Müller erschienen. Es sind mehrere der herrlichsten Schöpfungen dieses gottbegnadeten Dichters trefflich übersetzt, darunter lyrische und epische, die zu den schönsten der Weltliteratur gezählt werden dürfen. Auch in italienischer Sprache sind Uebersetzungen

von Bialiks Gedichten durch Ar. Sorani herausgegeben worden. — Auch Heinrich Heine gehört gewissermaßen in die jüdische Literaturgeschichte. „Heine-Reliquien" betitelt sich eine Sammlung von bisher unbekannten Briefen und Aufsätzen Heines, die vom Neffen des Dichters, Maximilian von Heine-Geldern und Gustav Karpeles herausgegeben wurde. Das überaus schön ausgestattete Buch enthält auch 5 Bildnisse und 5 Facsimilien. Die Einleitung ist von G. Karpeles, die er vor dem Tode geschrieben hat; das Erscheinen des Buches hat er nicht erlebt. Das Buch wird allen Verehrern des Dichters als eine willkommene Gabe erscheinen. Diesem schließt sich eine Arbeit von P. Beyer an, „Der junge Heine", eine Entwickelungsgeschichte seiner Denkweise und Dichtung. In den bisherigen biographischen Schilderungen des Dichters befand sich eine Lücke, die man um so mehr bedauerte, als dadurch gerade die Zeit der Entwicklung Heines im Dunkeln war. Man wußte so wenig von seinen Erlebnissen in den Jahren, als er die Schule verließ und für kurze Zeit es mit dem Kaufmannsberuf versuchte, und noch weniger von seinen Studienjahren in Bonn. Und doch war gerade diese Epoche in der Entwicklung des Dichters von großer Bedeutung. Anläßlich seines 50. Sterbetages wurde manches aus Heines Erlebnissen in Bonn bekannt, was für das Verständnis seines Wesens von großem Interesse war. Es ist daher sehr erfreulich, daß jetzt diese Lücke in Heines Lebensschilderung durch die vorliegende Schrift ausgefüllt wird; sie schließt mit der Zeit ab, wo Heine nach Göttingen übersiedelt — seine Hinneigung zur Romantik, die wir bei ihm in der Bonner Zeit beobachten, war überwunden.

Die jüdische Religionsphilosophie hat ebenfalls im letzten Jahre ihre Bearbeiter gefunden. Eine gediegene Schrift, die uns Aufschluß über die Philosophie eines hervorragenden jüdischen Denkers im Mittelalter gibt, veröffentlicht J. Guttmann (in der Sammlung „Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters"): „Die philosophischen Lehren des Isaak ben Salomon Israeli". Interessant ist auch die einleitende

4*

Schilderung des geistigen Lebens der ägyptischen Juden im 9. und 10. Jahrhundert. Die Schrift gibt ein erschöpfendes Bild von der Philosophie Israelis, ihrem Ausgangspunkt und ihrer Einwirkung auf die jüdische Religionsphilosophie und die mittelalterliche Scholastik. Von D. Neumarks groß angelegtem Werk „Geschichte der jüdischen Philosophie des Mittelalters" ist nunmehr der zweite Band erschienen. Das Buch enthält zweifellos viel und vieles, aber es wird ihm nicht der Tadel erspart bleiben, daß die Darstellung geradezu planlos ist, und daß der Verfasser Dinge hineinzieht und mit Ausführlichkeit behandelt, die gewiß mit seinem Thema garnichts zu tun haben. In einer Geschichte der jüdischen Philosophie des Mittelalters — bibelkritische Erörterungen, eine Polemik gegen D. Hoffmann zugunsten der Graf-Wellhausenschen Theorie, eine Auseinandersetzung mit Jakob, bibelkritische Hypothesen, die zum mindesten ernstes Kopfschütteln hervorrufen müssen — das ist, gelinde gesagt, befremdend. Der Verfasser scheint sein Material nicht bewältigen zu können, vielmehr wird er von seinem Material überwältigt. Eine lesenswerte Schrift ist die Abhandlung „Goethe und Spinoza" von A. Trampe. Von dem vielgelesenen apologetischen Buch „Die Ethik des Judentums" von M. Lazarus ist jetzt der 2. Teil aus dem Nachlaß des Verfassers erschienen. Die Herausgeber J. Winter und A. Wünsche, die das Buch mühsam aus zerstreuten Notizen und Aufzeichnungen gesammelt haben, verdienen unsern Dank.

* *
*

Die Erforschung der hebräischen Sprache hat in der letzten Zeit keinen nennenswerten Fortschritt aufzuweisen. Dieses wäre an sich nicht überraschend, da kein neues Element in diesen Zweig der Wissenschaft hineingekommen ist, und wahrscheinlich auch nicht mehr hineinkommen kann. Die Assyriologie hat vor Jahren eine wahre Umwälzung auf dem Gebiet der hebräischen Sprachforschung hervorgerufen. Nun ist die neue Ordnung der

Dinge, wenn ich bei dem aus dem politischen Leben entnommenem Bilde bleiben darf, gesichert und legitimiert. Was jetzt noch kommen kann, das ist die Kleinarbeit, die gewiß ebenfalls ihre Berechtigung und ihren Nutzen hat. Eine große und dringende Forderung, die ich schon zu verschiedenen Malen ausgesprochen habe, blieb bisher unerfüllt: Die Erforschung der hebräischen Sprache nach ihrer syntaktischen Seite, und zwar die Sprache der Bibel wie auch die Sprache der Mischna und der Agada. Wir kennen eigentlich nur die hebräischen Worte, nicht aber die hebräische Sprache.

M. Belli schrieb eine „Grammatica elementaria della lingua hebraica", von der der 1. Teil erschienen ist. H. Stracks „Hebräische Grammatik mit Uebungsbuch" ist in 10. und 11. Auflage erschienen. In schwedischer Sprache ist unter dem Titel „Luach ha-schemot" ein Lexikon biblischer Eigen- und Ortsnamen von Strindberg erschienen. Der „Thesaurus totius hebraitatis" von Ben-Jehuda wird fortgesetzt; der 2. Band ist zu Ende gedruckt, und der 3. wird jetzt ausgegeben. — Das dem Hebräischen verwandte Aramäisch hat in den zwei folgenden Schriften Bearbeitung gefunden. H. Strack hat eine „Grammatik des Biblisch-Aramäischen" herausgegeben. Von J. B. Chabot ist eine Arbeit „Les langues et les littératures araméennes" erschienen. Der berühmte Forscher auf dem Gebiete der semitischen Philologie, J. Barth, hat den 2. Teil seines Werkes „Sprachwissenschaftliche Untersuchungen zum Semitischen" veröffentlicht. Man kann zu diesen selbständigen Arbeiten auch die fast unübersehbare Reihe von Abhandlungen in den verschiedenen Zeitschriften rechnen. Aber nichtsdestoweniger ist die Ernte im letzten Jahre auf diesem Gebiete äußerst spärlich ausgefallen.

*　　*
*

Von Jahr- und Sammelbüchern, die im letzten Jahre erschienen sind, hebe ich in erster Reihe das gediegene „Jahrbuch der Jüdisch-Literarischen Gesellschaft" zu Frankfurt (8. Jahrgang), das eine Fülle von wert-

vollen Abhandlungen enthält, hervor. Von großer Wichtigkeit ist das „Palästina-Jahrbuch des deutsch-evangelischen Instituts für Altertumswissenschaft des heiligen Landes in Jerusalem“, das G. Dalman herausgibt. Es ist jetzt der 6. Jahrgang erschienen. Von den „Mitteilungen des Gesamtarchivs der deutschen Juden“, herausgegeben von E. Teubler, liegt der 2. Jahrgang vor. Bei dieser Gelegenheit mag noch die Ausgabe der gesammelten Schriften D. Kaufmanns (herausgegeben von M. Brann), von den der 2. Band erschienen ist, Erwähnung finden; ebenso der 1. Teil der „Gesammelten Aufsätze“ von M. S. Zuckermandel. Auch die „russisch-jüdische Enzyklopädie“ schreitet rüstig fort. Im letzten Jahre gelangten drei weitere Bände (8—10) zur Ausgabe.

* *
*

Es liegen Bücher vor mir, die der Erwähnung wert sind, ohne daß ich sie in eine bestimmte literarische Rubrik einzureihen vermöchte. Das Judentum ist vielseitig und es wird von verschiedenen Gesichtspunkten beleuchtet. Auch seine Wissenschaft läßt sich nicht so leicht nach bestimmten Fächern ordnen und gehörig einreihen. Das ist ein günstiges Zeichen für beide, denn nur Lebloses läßt sich leicht schematisieren. Wir wollen hier manche literarische Arbeit anführen, die in keines der oben erwähnten Fächer hineinpaßt.

Das Verhältnis des Judentums und der Juden zu der Kunst behandeln S. M. Collmann in seiner Schrift „Jews in art“ und J. Fridolin in seiner Studie (russisch): „Kurze Geschichte der jüdischen Kunst“ (1. Teil bis zum 15. Jahrhundert). Eine nützliche und sehr gute Arbeit lieferte B. Tannenwald in seiner Darstellung „Die rechtlichen Verhältnisse der Juden in Hamburg“, die anläßlich des Jubiläums des hundertjährigen Bestehens der jüdischen Gemeinde in Hamburg, in der jetzigen Form, erschienen ist. Sie gewährt uns einen Blick in die eigentümliche Organisation dieser großen und angesehenen Gemeinde. — An ein sehr trauriges Ereignis, für die

Rechtsverhältnisse und Rechtssicherheit in Oesterreich noch trauriger als für die Juden, erinnert die Broschüre: „Der Fall Hilsner", den der anonyme Verfasser mit Recht als ein europäisches Justizverbrechen bezeichnet. Es liegt hier insofern ein europäisches Justizverbrechen vor, als die öffentliche Meinung über dieses Ereignis ziemlich gleichgültig hinweggegangen ist, obwohl der Fall viel schlimmer liegt, als s. Z. der vielbesprochene Fall Dreyfus. — Ein aktuelles politisches Thema behandelt A. Lichtwitz in der Schrift „Die jüdische Politik und ihr Verhalten zur Türkei", ein Mahnruf. Eine Psychologie der Diasporajuden will D. Pasmanik in seiner Studie „Die Seele Israels" geben.

Eine großangelegte Arbeit über das Zeitrechnungswesen aller Völker hat F. K. Ginzel unternommen. Der zweite Band, der jetzt erschienen ist, enthält die „Zeitrechnung der Juden, Naturvölker, der Römer und Griechen". Eine dankeswerte Arbeit lieferte J. Carlebach in seinem Buche „Lewi ben Gerson als Mathematiker", ein Beitrag zur Geschichte der Mathematik bei den Juden. Das Buch enthält auch den Abdruck einer bisher nur handschriftlich bekannt gewesenen Schrift des Gersonides „De numeris harmonicis". M. Holzmann hat eine „Geschichte der jüdischen Lehrerbildungsanstalt in Berlin" veröffentlicht. In der Schächtfrage nimmt E. Biberfeld das Wort in einer Broschüre „Halsschnitt, nicht Hirnzertrümmerung". Von mir zu Gesicht gekommenen gedruckten Predigten erwähne ich die „Homiletische Bibliothek" von J. Nobel (1. Teil: Kasualreden) und „Predigten" von M. S. Zuckermandel (1. Teil: Festpredigten). — Von Jugendschriften und Schulbüchern hebe ich hervor: S. Müller, „Jüdische Geschichte von der Zerstörung des zweiten Tempels bis zur Gegenwart"; „Ausgewählte Stücke der hebräischen Bibel für den Uebersetzungsunterricht" von M. Abraham und Th. Rothschild; J. B. Levy „Schaare limmud" (3. vermehrte und verbesserte Auflage); „Spruchbuch für den Religionsunterricht an den israelitischen Schulen Württembergs", herausgegeben von der Spruchbuchkommission. — Von dem „Institutum Judaicum" in Berlin

ist eine Schrift herausgegeben worden, die sich „Der Ebionitismus in der Judenmission" betitelt. Die Tendenz dieses Buches wird man aus dem Untertitel erfahren: „Christentum und national-jüdisches Bewußtsein", und vielleicht noch mehr aus dem Namen des Verfassers: Pastor Christlieb T. Lipshytz. Das vorliegende Heft enthält einen Vortrag, den der Verfasser auf der internationalen Judenmissions-Konferenz zu Stockholm am 9. Juni 1911 gehalten hat. Ich möchte mein Urteil über das freundliche Bemühen der Judenmissionsgesellschaften in allen Orten und Landen dahin zusammenfassen, daß schon in der Bezeichnung Judenmission eine schwere Beleidigung des jüdischen Stammes und eine garnicht zu rechtfertigende Selbstüberhebung liegt. Das älteste noch lebende Kulturvolk der Welt, an das zuerst Gottes Wort ergangen ist, und das die Propheten hervorgebracht hat, braucht keine Mission, die vielleicht unter den Naturkindern in Afrika berechtigt ist. Und was sich die Herren wohl einbilden mögen, die gerade uns Juden die religiöse Wahrheit lehren wollen. Ueber getaufte Juden als Missionsprediger will ich mich hier in einer wissenschaftlichen Revue des Urteils enthalten — aus Achtung vor der Wissenschaft.

* *
*

Die hebräische Literatur möchte ich diesmal im Zusammenhang behandeln, gleichviel in welches Fach die verschiedenen Erscheinungen in dieser Sprache gehören. Es ist mit der hebräischen Sprache wie mit dem Judentum, von dem schon Moses Mendelssohn gesagt hat, daß es keine geschichtliche Analogie hat, die hebräische Sprache ist keine lebendige (sie dazu wieder zu machen wird jetzt in Palästina unternommen), aber gewiß auch keine tote. Sie ist die Schrift- und Literatursprache für Millionen Juden im Osten und lebt literarisch weiter fort. In ihr erscheinen Bücher von großer Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit, die alle — so verschieden sie von einander sein mögen — das gemeinsame Merkmal aufzuweisen haben: sie sind ein beredtes Zeugnis von der Ent-

wickelungsfähigkeit — und somit auch von der Lebensfähigkeit — dieser Sprache. Das streng wissenschaftliche Buch hat deshalb eine gewisse Verwandtschaft auch mit der leichtesten Erzählung. Ich sage: mit der „leichtesten" Erzählung, denn im Westen hat man kaum eine Ahnung davon, welche leichten, ja welche leichtfertigen Dinge jetzt in hebräischer Sprache behandelt werden. Ich muß aber gestehen, daß ich sie doch gerne lese — so wenig ich sonst ein Freund dieser Literaturgattung bin — wenn sie schön geschrieben sind. Die hebräische Sprache hat doch ihren eigenartigen Reiz. Selbst der gewagteste Ausdruck verliert viel von seiner Gewagtheit, wenn er sich in das natürliche Kleid der hebräischen Sprache kleidet; die Form läßt oft den Inhalt vergessen. Gute und wirklich künstlerische Schöpfungen gewähren den ästhetischen Genuß des Inhalts und der Form.

Am schwächsten ist die wissenschaftliche Literatur in der hebräischen Sprache vertreten. Es fehlt nicht an guten Kräften, die Treffliches hätten leisten können; aber äußere traurige und innere noch traurigere Ursachen verhindern deren Entfaltung. Das Interesse für den Chassidismus, der in den letzten Jahren Mode geworden zu sein scheint, hat H. Zeitlin veranlaßt zwei Monographien auf diesem Gebiete zu veröffentlichen. Die Biographie des bereits vielgenannten Rabbi Nachman von Brazlaw und die des Rabbi Israel Baalschem, des Begründers des Chassidismus. Die Schriften Zeitlins zeichnen sich durch psychologisches Eindringen in den Charakter dieser eigenartigen Männer aus. Eine nützliche Arbeit leistete Ch. S. Margolius in seiner „Geschichte der Juden in Dubno" vom Jahre 1715 bis auf die Gegenwart. Ebenso trefflich ist eine Geschichte von China („Hasinim") von S. M. Perlmann; sie enthält am Schluß eine gute Darstellung über die Geschichte der Juden in diesem Reiche, wie auch über ihr Kulturleben in der Gegenwart. — Von der Agadasammlung („Sefer ha-agada"), die Ch. Rawnitzki und Ch. N. Bialik herausgegeben haben, ist nunmehr der 6. Band erschienen, der das ganze nicht genug zu empfehlende Werk abschließt.

Eine sehr willkommene Gabe brachte der Verein „Mekize Nirdamim", die Fortsetzung der Ausgabe des Diwans von Jehuda ha-Levi, die H. Brody seit Jahren mit unübertrefflicher Meisterschaft besorgt. Vom dritten Band ist das 1. Heft erschienen. — Die hebräische Enzyklopädie „Ozar Israel", die von J. D. Eisenstein herausgegeben wird, ist bis zum 5. Band gediehen.

Viel reichhaltiger sind die anderen Zweige der hebräischen Literatur im letzten Jahre bearbeitet worden, wobei ich von der Menge der Uebersetzungen, die leider zumeist mißlungen sind und vor allem ohne Plan und ohne Auswahl erscheinen, ganz absehen möchte. Einen literarischen Wert haben die eigenartigen Portraits, die N. Sokolow unter dem Titel „Persönlichkeiten" („Ischim") von Zeit zu Zeit veröffentlicht; es sind da manche geistvolle feuilletonistische Schilderungen berühmter zeitgenössischer Persönlichkeiten. Die reizende Utopie des im vorigen Jahre leider so früh verstorbenen hebräischen Humoristen E. L. Levinski: „Eine Reise in Palästina im Jahre 5800" (der jüdischen Zeitrechnung), ist in neuer Auflage erschienen; ebenso der erste Band seiner gesammelten Schriften. Von den gesammelten neueren Schriften des bekannten hebräischen Feuilletonisten D. Frischmann, dessen Feuilletons sich durch ihren Inhalt wie auch durch ihre schöne Sprache auszeichnen, ist nunmehr der 2. Band ausgegeben worden. Der pünktlich sich einstellende „Palästina-Kalender" („Luach erez Israel") von M. Lunz, der sehr viel guten Lesestoff auf den verschiedenen Gebieten enthält, hat uns auch in den Jahren 5671 und 5672 nicht im Stich gelassen. Es ist leider jetzt das einzige hebräische Jahrbuch, während alle andern seit Jahren ihr Erscheinen eingestellt haben. Von den gehaltvollen gesammelten Schriften (zumeist wissenschaftlichen Inhalts) von M. L. Lilienblum ist der 2. Band zur Ausgabe gelangt. — Erwähnungswert ist ein Lehrbuch über den Gesang („Torat ha-neginā") von Ab. Idelson, ein Handbuch für europäische und orientalische Gesänge und ein Liederbuch für Kinder mit Angabe der Melodien („Hasamir") von N. Pines.

Die Belletristik wurde seit jeher in der hebräischen Sprache gut gepflegt, weil sie noch immer die meisten Leser findet. Bezeichnend sind die vielen Uebersetzungen aus fremden Sprachen, die aber oft einen sehr schlechten literarischen Geschmack verraten. Manche sehr gewagte schlechte französische Novelle findet durch die Uebersetzung ihren Eingang in das hebräisch lesende Publikum. Der Kuriosität halber möchte ich noch erwähnen, daß solche geschmacklosen Erscheinungen in — Jerusalem das Licht der Welt erblicken. Man hat den Eindruck, daß das Publikum „Lesefutter" wünscht, und dieses Bedürfnis wird durch „unternehmende" Buchhändler (eine besonders traurige Erscheinung in der neuen hebräischen Literatur) „befriedigt". Nur die hebräische Poesie bietet zur Zeit ein überaus erfreuliches Bild.

Von Ch. N. Bialik, dem großen hebräischen Dichter, der bereits auch über den engeren Kreis des hebräisch lesenden Publikums hinaus bekannt ist, sind erschienen: „Volkslieder" („Meschire am") und eine Sammlung „Chason u-massa" (Vision und Prophetie). Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß auch diese neuen Gedichte den Dichter auf dem Höhepunkt seines Könnens zeigen. Sehr erfreulich ist es, daß die Gedichte Saul Tschernichowskys in einer neuen revidierten Ausgabe erschienen sind. Tschernichowsky verdient neben Bialik als hebräischer Dichter genannt zu werden; er ergänzt diesen in gewissem Sinne, da er westeuropäischer ist, wenn ich mich so ausdrücken darf. In seiner Dichtung offenbart sich mehr das moderne Leben. Er wurzelt nicht so sehr, wie Bialik, in der Vergangenheit, dafür aber neigt er weiter nach dem Westen hin; er pflegt somit eine andere Art des modernen jüdischen Lebens in der hebräischen Dichtung. Auch die Sammlung „Das Buch der Einsamkeit" („Sefer ha-bedidut") von Jakob Steinberg enthält manche sehr schöne lyrische Schöpfungen. Ein neues, viel versprechendes Talent offenbart sich in der Gedichtsammlung „Jeschimon" von D. Simonowitz. Von der erzählenden Dichtung wollen wir noch erwähnen die Erzählungen von M. M. Dolitzky: „Der Renaissance-

Kampf" („Milchemet ha-techija"). Von dem verstorbenen gemütvollen Erzähler Juda Steinberg ist erschienen der zweite Band Erzählungen, bisher ungedruckte Arbeiten des Dichters enthaltend; ferner eine Sammlung hebräischer Märchen und Jugenderzählungen. Auch sein Namensvetter Jak. Steinberg hat ein Bändchen Jugenderzählungen veröffentlicht. Sehr hübsche Bilder aus dem jüdischen Kinderleben gab S. Ben-Zion (A. S. Guttmann) „Sipporim mime ha-jaldut". Ein Teil der unvergleichlichen humoristischen Erzählungen des S. Rabbinowitz (Schalom aleichem), die in der jüdisch-deutschen Mundart erschienen sind, liegt jetzt in hebräischer Uebersetzung vor. In der Uebersetzung sind diese Erzählungen noch schöner als im Original, ein glänzender Beweis für die Frische und Biegsamkeit der hebräischen Sprache. — Außerdem möchte ich noch die Memoiren des hebräischen Dichters J. L. Levin erwähnen (Sikkaron be-sefer), der kürzlich sein 50jähriges Schriftstellerjubiläum gefeiert hat.

Im übrigen mag mir manche gute Erscheinung entgangen sein, was bei der mangelhaften Organisation des hebräischen Buchhandels leicht möglich ist.

Von der periodischen Literatur ist zu erwähnen die Monatsschrift „Haschiloach", die jetzt ihren 25. Band abschließt; die Wochenschrift „Haolom" im 4. Jahrgang, literarisch und publizistisch im vornehmsten Tone gehalten. In Berlin erscheint die Wochenschrift „Haibri", die das konservative Judentum sehr würdig vertritt und auch manche gute wissenschaftlichen Abhandlungen bringt. In Palästina gibt S. Ben-Zion eine gediegene Monatsschrift („Moledet") für die reifere Jugend heraus; in New York hat R. Brainin eine neue Wochenschrift „Ha-deror" begründet. Das Tageblatt „Hazifirah", das der bekannte Publizist N. Sokolow wieder in Warschau herausgibt, bietet ein erfreuliches Zeichen des Fortschrittes auf dem Gebiete der Tagespresse. Auch die Tageblätter „Haseman" in Wilna und „Haor" in Jerusalem haben ihr Erscheinen, das für einige Monate eingestellt gewesen war, wieder begonnen. Im allgemeinen zeigt die

hebräische Literatur in der letzten Zeit einen Aufstieg, vorläufig jedoch mehr quantitativ als qualitativ.

Im Anschluß an die hebräische Literatur hätte man auch die jüdisch-deutsche besprechen können, da die jüdisch-deutsche Mundart soviel hebräische Elemente aufgenommen hat. Aber gerade diese Literatur wird immer weniger jüdisch, in dem Sinne, daß in ihr das Judentum behandelt würde. Erzählungen aus dem jüdischen Leben im Osten, für die sich die Sprache am besten eignet, sind im letzten Jahre nicht viel erschienen. Die beiden Klassiker der jüdisch-deutschen Sprache S. J. Abramowitsch („Mendele moicher Seforim") und S. Rabbinowitz („Scholem aleichem") zeigen sich jetzt bemüht, ihre volkstümlichen Erzählungen ins Hebräische zu übertragen oder übertragen zu lassen.

* *
*

Neuere jüdische Belletristik ist mir im letzten Jahre nicht viel zu Gesicht gekommen. Daß die jüdische Erzählung immer mehr abnimmt, ist eine zu oft besprochene Tatsache, die man verschiedenartig zu begründen versucht hat. Ich begnüge mich hier mit der Aufzählung der Erscheinungen auf diesem Gebiete, die mir bekannt geworden sind. Das Leben und Wirken des Täufers Johannes hat E. Eggert zum Thema einer Dichtung gemacht („Der letzte Prophet"). Es ist dies die ewige Salome-Episode, an deren dichterischen Behandlung sich bereits viele versucht haben. Die Dichtung Eggers liegt bereits in 2. Auflage vor. Die Judithsage hat G. Kaiser zu einer „biblischen Komödie" verarbeitet. Es ist hier nicht der Ort, des längern auszuführen, daß sich biblische Stoffe zu einer solchen Art dichterischer Bearbeitung nicht eignen, obgleich dies in der letzten Zeit schon versucht wurde. Das Verhältnis der vielbesprochenen jüdischen Prinzessin Berenike zu Titus, das bereits als Romanstoff benutzt wurde, ist jetzt in einem Drama „Titus und die Jüdin" von H. Kyser verwertet worden. Mit dem modernen jüdischen Leben beschäftigt sich ein Roman von M. Brod „Jüdinnen"; der Dichter macht die in den Großstädten

häufig vorkommende Dekadence, die nicht spezifisch jüdisch ist, aber vielleicht unter Juden eine eigenartige Form annimmt, zum Ausgangspunkt seiner oft übertriebenen Schilderung. Aus dem russisch-jüdischen Volksleben ist ein Roman von J. Rabbinowitz „Jakob Saloweiczik's Jugend". Ebenso möchte ich noch die Skizzensammlung „Gestalten und Schatten" von L. M. Melamed mit Vorwort von J. Zangwill erwähnen. Die Sammlung schöner jüdischer Gedichte „Aus jüdischer Seele" von J. Loewenberg liegt bereits in 3. Auflage vor. Diese Gedichte verdienen die ihnen zu teil gewordene Beliebtheit und Verbreitung vollauf. Auch die Jugendschrift „Für unsere Jugend", ein Unterhaltungsbuch für die jüdische Jugend von E. Gut, mag noch hier angeführt werden.

*　　*
*

Man sieht, daß die Wissenschaft des Judentums in ihren verschiedenen Zweigen auch in einem „mageren" Jahre reichen Segen aufzuweisen hat. Außer den selbständigen Werken, von denen manche wichtige mir entgangen sein mögen, hätte eine vollständige Bibliographie auf diesem Gebiete auch die vielen Abhandlungen und kleinen Arbeiten in den verschiedenen Sprachen anzuführen. Sie hier zu besprechen, würde den Raum unseres Jahrbuches ungebührlich in Anspruch nehmen. Durch die Vielsprachigkeit, zu der sich die Wissenschaft des Judentums immer mehr entwickelt, bleibt uns in Westeuropa manche sehr wichtige Erscheinung unbekannt. Ich möchte beispielsweise auf die sehr inhaltreiche Quartalsschrift „Starina" (Altertumskunde) in St. Petersburg hinweisen, die eine Fülle von geschichtlichem und kulturgeschichtlichem Material über die Juden in Rußland und Polen enthält. Das Judentum erweist sich somit noch immer als ein unerschöpfliches Thema; die Arbeit auf diesem Gebiete wird noch lange nicht feiern.

Die Ehre im Talmud.

Von Rabbiner Dr. Stier.

Erster Teil.

Einleitung.

Den Kabod-Ehrbegriff in seiner vielfachen Bedeutung und Anwendung im Laufe jener Jahrhunderte, da das Hebräische noch Volkssprache gewesen, vielleicht noch darüber hinaus, zeigt uns die Bibel.

Man sollte glauben, daß uns die Bibel[1]) bei dem mannigfachen Gebrauch, den sie von dem Worte Kabod macht, alles gesagt hat, was sich vom religiös-moralischen Standpunkte über Ehre sagen läßt. Schlägt man jedoch den Talmud auf und faßt jene Stellen ins Auge, in denen die Lehrer der Mischna und Gemara ihre Ansichten ausgesprochen haben, merkt man sofort, daß, wenn auch keine neue Gedankenwelt sich auftut, die alten uns wert gewordenen Gedanken nicht nur in neuer Form und Gestalt, sondern auch in neuer Anwendung und Erweiterung erscheinen. Es ist mit dem Ehrbegriff wie mit manch anderem Begriff. Die heilige Schrift hat den Keim gelegt, auch manche Frucht zur Entfaltung gebracht, der Genuß derselben, die Anwendung bei den verschiedensten Anlässen, war auch den späteren Zeiten gewährt, und haben die Talmudlehrer hiervon ausgiebigen Gebrauch gemacht. Es mag dahin gestellt bleiben, ob der Ehrbegriff durch

---

[1]) S. Meine: „Ehre in der Bibel.“

die reiche Verwendung, die er gefunden, vertieft worden ist, jedenfalls sind die großen Barren der heiligen Schrift in gangbare Münzen umgeschlagen worden und hat so manches dort Ausgesprochene durch den Hinweis auf konkrete Fälle an Deutlichkeit gewonnen.

In der Absicht, das Gesetz zu erklären, es der Mit- und Nachwelt mitzuteilen, sind die Talmudlehrer zuweilen über das biblische Gesetz hinausgegangen. Das praktische Leben brachte neue Momente, die sie dem in der Bibel Gebotenen subsumieren mußten. Der Bau mußte erweitert werden und erhielt eine Ausdehnung und Gestalt, wie man sie zur Zeit des Mose und der Propheten kaum geahnt hatte. So geschah es auch mit dem Ehrbegriff. Ein Gebot, das in der Entstehungszeit der heiligen Schrift nicht möglich war, hatte sich im Laufe der Zeit notwendig herausgebildet, es ist das Gebot der Ehre gegenüber der heiligen Schrift selbst: „Die Ehre der Thora.“ Es ist bekannt, daß darunter nicht blos der Pentateuch, sondern das ganze heilige Schrifttum verstanden wird. Je weiter die Zeiten vorrückten, desto größer wurde der Kreis dieses Schrifttums, sodaß auch Mischna und Gemara, dann die diese erklärenden Schriften hinzugerechnet werden. Mit einem Worte: jede spätere Zeit sanktionierte das in vorangegangenen Zeiten entstandene Schrifttum, natürlich unter der Voraussetzung, daß es sich als religiöses und sittliches dokumentierte. Für dieses ganze Schrifttum wird, da man es, wohl mit Recht, als aus dem Quell der Thora geflossen betrachtete, Ehre im Namen der Thora verlangt. Aber nicht nur für das Schrifttum, für jene Tafeln oder Blätter, die die Buchstaben des Gesetzes trugen, ward Ehre gefordert, sondern auch für die lebendigen Träger der Thora, für die Gelehrten, Weisen — Weisenjünger. Es hatte sich neben anderen Ständen der Gelehrtenstand herausgebildet. Die Zahl derer, die sich mit der Auslegung der Thora beschäftigten, war eine große. Dieser Stand, aus Lehrern und Jüngern bestehend, mußte sich eine Stellung erringen. Nicht alle, die diesem Stande angehörten, entstammten angesehenen, reichen Familien. Fähigkeiten,

geistige Anlagen fragen nicht nach Reichtum. Aus den Kreisen der Armen und Aermsten pflegten die größten Männer hervorzugehen. So entstand der Satz: „Habt acht auf die Kinder der Armen, von ihnen geht die Lehre aus."[1]) Bei dem Umstande, daß die Gelehrten aus ärmlichen Verhältnissen hervorgegangen waren, auch selber Reichtümer nicht sammelten, war zu befürchten, daß ihr Ansehen, jedenfalls ihre gesellschaftliche Stellung leiden könnte. Ohne diese konnte aber nichts geschaffen werden. Auch fürchtete man für das Studium der Thora selbst. Es durfte nicht von Jedermann vorausgesetzt werden, daß er sich neben der Entsagung materieller Güter, auch im gesellschaftlichen Leben Gleichgiltigkeit gegen seine Person oder gar Mißachtung gefallen lassen werde. Daher wurde die „Ehre der Gelehrten", als der Träger der Gesetze und Vertreter der Religion zum Gebot erhoben.[2]) Diese Ehre galt aber nicht ihrer Person, sondern der durch sie vertretenen Thora.

Zu den Fragen, die eine Lösung suchten, gehört unter andern auch die, ob man auf eine einem gebührende Ehre verzichten dürfe oder nicht. Eine Verzichtleistung darf darum nicht dem Belieben jedes Einzelnen überlassen bleiben, weil zweierlei zu erwägen ist. Einerseits ob jenem, der die Ehrerweisung zu leisten hat, die Möglichkeit genommen werden darf, einer religiösen oder moralischen Pflicht zu genügen; andererseits, ob der, dem sie geleistet werden soll, durch einen Verzicht nicht die durch ihn vertretene Sache schädigt. Die Antwort lautet ihrem Grundgedanken nach: Wo die Ehrerbietung eine natürliche, wo nicht zu befürchten ist, daß durch ein- oder mehrmaligen Verzicht die Ehrerweisung überhaupt aufhören, die heilige Sache Schaden leiden könne, kann auf sie verzichtet

[1]) Nedarim 81 a.

[2]) Die Bibel, so Sprüche 3, 35, spricht von der Ehre der Weisen. Dort ist vom Gelehrtenstand nicht die Rede, sondern ausgesprochen, daß dem Weisen seine Handlungsweise Ehre bringen wird. Dort ist einer Erwartung Ausdruck gegeben, kein Gebot ausgesprochen. Der Talmud stellt ein Gebot auf.

werden; ist dieselbe aber eine bloß durch die Sitte überkommene, oder gar von außen befohlene, so daß obige Befürchtung gerechtfertigt ist, darf auf sie nicht verzichtet werden.

Auf eine Definition des Begriffes der Ehre haben sich die Talmudlehrer nicht eingelassen. Sie setzten bei ihren Lesern Verständnis für diesen Begriff voraus, wandten ihn bei vorkommender Gelegenheit an und fragten nur, ob bei dessen Anwendung das Böse hintangehalten, das Gute gefördert, das religiöse Gefühl und Leben gefestigt würde. Es war die ethisch-religiöse Seite, auf die sie ihr Augenmerk richteten.

Dabei muß besonders betont werden, daß es sich hier nicht, wie in der „Ehre der Bibel", um das Wort Kabod handelt, welchem Begriffe die in Betracht gezogene Ehre unter- oder beigeordnet werden kann, welchen Begriff sie näher erklärt, sondern, daß es sich hier, wenn auch Hinweise auf verwandte Begriffe nicht ganz ausgeschlossen werden, hauptsächlich um die verschiedenen Anwendungen des Ehrbegriffs handelt, welchen Wert man darauf legte, der Ehre würdig zu sein. Es soll nach Möglichkeit im Einzelnen dargelegt werden, wie man zur Zeit der Entstehung der Mischna und Gemara in den maßgebenden jüdischen Kreisen über Ehre dachte, ob und in welcher Weise man sie anwandte, unbekümmert darum, ob der Ausspruch, die Erzählung, das Gebot das Wort „Ehre" enthält oder nicht. Der Inhalt, nicht das Wort soll entscheiden.

Die Bedeutung des Wortes Kabod stand im allgemeinen den Talmudlehrern fest. So z. B. daß es unter Andern auch „Gott" bedeute. Der Gebrauch des Wortes in diesem Sinne ist ihnen geläufig. Wo sie den Namen Gottes nicht aussprechen oder schreiben wollten, sich dennoch veranlaßt sahen, der Erhabenheit Gottes Ausdruck zu geben, wandten sie oft das Wort Kabod an.

Wenn die Talmudlehrer, wo sich Gelegenheit zur Besprechung bot, keinen in der Bibel aufgestellten Punkt außer acht ließen, sind sie von den Verhältnissen doch

gezwungen worden, mit Nachdruck Dinge zu betonen, die zu ihrer Zeit besondere Wichtigkeit erlangt hatten.

Da ein großer Teil des Talmud nach dem Aufhören der israelitischen Unabhängigkeit entstand, also zur Zeit, wo die Fortdauer Israels als Gemeinschaft gefährdet war, mußten die berufenen Lehrer darauf sehen, die Gemeinschaft nicht auseinanderfallen zu lassen, vielmehr jedes Mittel ergreifen, das das Gefühl der Zusammengehörigkeit stärkt. Wo dieses Mittel finden und, wenn gefunden, anwenden bei Menschen, die gefesselt in aller Herren Länder geführt wurden, von denen sich höchstens einzelne Reste in Orten sammelten, wo sie unter Zittern und Schrecken das Leben fristen und ihrem Gotte dienen konnten? Die Aufgabe war ungemein schwierig, sie mußte gelöst werden und wurde nach Möglichkeit gelöst.

Jedes Volkstum hat seine Wurzel in der Familie. Israels Volkstum ward durch Roms Siege zerstört. Die zerstreuten Glieder sahen sich genötigt, wieder zum Anfange zurückzukehren und ihre Kraft in der Familie zu suchen. In der Ehre ward der Hebel angesetzt. Den Mittelpunkt der Familie bilden die Eltern. Der Satz: „Ehre Vater und Mutter“ sollte Israels zerstreute Glieder sammeln. Daher wurde der Begriff der Elternehre genau durchforscht. Es wurde gefragt und bestimmt: worin die Elternehre bestehe, wie weit sie gehen müsse, ob das Gebot Gültigkeit hienieden oder auch im Jenseits habe usw. Diese auf dem Grunde der Ehre, geeint mit Furcht — Ehrfurcht — ruhende Familie wurde zum Eckstein, auf dem das Gebäude Israels sich erheben sollte. Wenn man hieraus schließen wollte, daß der Ehrbegriff tendenziös und zu politischen Zwecken ausgebeutet wurde, würde man sich darum täuschen, weil zur politischen Ausbeutung einer Idee es einer Organisation bedarf, die Judenheit keine durchgreifende Organisation hat und damals am wenigsten hatte. Aber selbst wenn dies geschehen wäre, würde darin insofern kein Mißbrauch eines idealen Begriffes liegen, weil es einem hohen Zwecke, der Erhaltung der Gemeinschaft Israels diente. Die Eltern- und Familienehre hochzuhalten, drängte sich nicht nur

den führenden Geistern, sondern Jedem von selbst auf, der für die Gemeinschaft fühlte. Menschen, deren Volkstum die Gewalt zerstört hat, die aber das Gefühl der Zusammengehörigkeit nicht aufgegeben haben, zudem die Hoffnung auf eine Restauration im Herzen tragen, müssen nicht erst mit vorbedachten, wohl ausgesonnenen Plänen bearbeitet werden, sie finden es selbst heraus, daß der Eine auf den Andern angewiesen ist, und daß die Bande zwischen den einzelnen Gliedern so enge als möglich zu ziehen sind.

Was so in der Seele des Volkes lebte, lebte, vielleicht nur im verstärkten Grade, in den Seelen der Talmudlehrer, auch bei ihnen war es ein innerer Drang, dem sie, besser als die Menge, Worte und Ausdruck liehen.

Zur Pflege des Familienlebens sollte auch die des Geistes treten. Der Geistesschatz mußte geehrt, erhalten werden. Es ist die „Ehre der Thora", von der wir bereits sprachen. Diese wieder forderte, daß ihren Trägern, den Weisen, Gelehrten usw. Ehre zu teil werde.

Stellt man nun die Frage, welcher Art der Ehre die Alten ihre besondere Aufmerksamkeit zuwandten, so erhält man die Antwort: jener, die Zeit und Verhältnisse forderten: der Familienehre und der der Thora, mit allen ihren Bedingungen und Folgen. Mischna, Gemara, Midrasch haben wohl noch andere Arten Ehre in den Kreis ihrer Betrachtungen gezogen, einen großen Raum aber nehmen, neben der Gottesehre, auf die hinzuweisen sie nicht müde werden, die beiden genannten ein.

Wenn, wie oben ausgeführt, die Ehre dazu diente, um das Volksbewußtsein zu erwecken und wo vorhanden, wach zu erhalten, so darf nicht angenommen werden, daß sie zu egoistischen Zwecken irgend welcher Art mißbraucht wurde. Es muß ausgesprochen werden, daß, soweit menschliches Tun überhaupt frei von Egoismus ist, es hier der Fall war. Es darf nicht außer acht gelassen werden, daß die Ethik der Talmudlehrer auf dem Grunde der Religion ruhte, die Bibel das erste Wort gesprochen und die Menschen auf die Ebenbildlichkeit

Gottes verwiesen hat. Der Mensch ist das Kind Gottes und hat als solches ihm nachzustreben. Auch die Ehre, des Menschen innerstes, heiliges Gut muß egoistischer Triebe bar sein; sie darf nicht erstrebt werden, muß, wie sich die alten Lehrer ausdrücken, „von selber kommen." Selbst in der notwendig geforderten, sich selbst schuldigen Ehre, darf der Egoismus nicht mitwirken. Wo die Talmudlehrer die Forderung der Selbstachtung stellen, ist es der Gedanke des Pflichtgefühls, des sich selbst schuldigen Rechtes, der sich geltend macht. Man ist eben als Kind Gottes ehrenhaft zu handeln verpflichtet, unbekümmert darum, ob man durch diese Handlung die Anerkennung der Menschen findet oder nicht, an Ansehen gewinnt oder verliert.

Freilich, der Einwand, daß durch Wahrung der Ehre, durch Vollziehung ehrenhafter Taten ein Lustgefühl entsteht und dadurch sich der Egoismus auf Umwegen einschleicht, ist nicht abzuweisen. Gewiß, die ehrenhafte Tat erzeugt ein Lustgefühl, die unehrenhafte, wenn das Gewissen einigermaßen geschärft ist, das Gefühl der Unlust. Der Einwand bedarf aber kaum einer Widerlegung. Es ergeht der Ehre wie allen Tugendbegriffen und tugendhaften Handlungen. Geschehen sie zum Zwecke der eigenen Lustbefriedigung, dann ist wohl kein Verbrechen begangen worden, aber sie haben den Anspruch auf uneigennütziges Handeln, lautere Tugendhaftigkeit aufgegeben; geschehen sie ohne Absicht auf Lustbefriedigung, und stellt sich letztere als notwendige Folge von selbst ein, so kann ihnen die Tugendhaftigkeit nicht abgesprochen werden. Dieses Lustgefühl hat zumal mit der Außenwelt nichts zu schaffen, man gewinnt, was dem Ehrenstreben doch immer unterschoben wird, durch das Lustgefühl weder an Ansehen, noch an Anerkennung, es ist hier wie überall, wo es eintritt, die nicht beabsichtigte und ungesuchte Freude am Guten.

Zugegeben mag ferner werden, daß noch ein anderes Motiv bei der Empfehlung der Ehre unterläuft, ein Motiv, das die Talmudlehrer wohl ins Auge gefaßt haben mögen, wie alle, denen das Wohl ihres Standes,

Namens oder Volkes am Herzen liegt. Die Ehre ist teils Ergänzung, teils Ersatz des Rechtes. Da es für alle im Leben eintretende Fälle unmöglich ein Gesetz geben kann, sah man sich genötigt, wo ein solches fehlte, an die Ehre zu appellieren. Je lückenhafter die Gesetzgebung, je mangelhafter das Recht ausgebildet, je schwächer das Rechtsbewußtsein ist, desto mehr wird man gerade im Interesse des Rechtes auf die Ehre hinweisen, das Gefühl für dieselbe fördern, es möglichst zu stärken suchen. Es ist ferner zu beachten: Die Fassung des Gesetzes in seiner knappen Form ist eine Operation des geschulten Verstandes; die Ehre ist angeboren, Resultat der Umgebung, der Erziehung, der Zeit, sie hat ihren Sitz im Gefühle. Nicht jeder besitzt geschulten Verstand, um das Wesen des Gesetzes zu erfassen. Jeder aber, mit Ausnahme der ganz Entarteten, versteht einen Appell an seine Ehre; nur wenige verstehen nicht die Frage: Schämt ihr euch nicht? Es mag dahingestellt bleiben, ob in der neueren Zeit, mit ihren umfassenden Gesetzen, das Ehrgefühl schwächer oder stärker geworden ist, als in alten Zeiten, in denen die Gesetze erst geschaffen wurden; soviel ist gewiß, daß das Recht die Ehre auch heute nicht entbehren kann. Nicht nur, weil für alle vorkommenden Fälle des vielgestaltigen Lebens Gesetze nicht geschaffen werden können, sondern, weil selbst da, wo das Gesetz vorhanden ist, es für die verschiedenen Nuancen desselben Falles nicht ausreicht. Weder für den Richter, bei dem, selbst bei voller Gewissenhaftigkeit das Moment der Ehre bei der Entscheidung in die Wagschale fällt, noch für die Partei, bei der die Erfüllung des Gesetzes, wenn die Ehre nicht mitwirkt, eine äußerliche, zuweilen mangelhafte, immer eine erzwungene sein wird. Daß dadurch die Ehre zur Magd des Rechtes herabsinkt, ist nicht richtig, sie leiht ihm vielmehr ihren starken Arm, verinnerlicht das Gesetz, hilft dem Rechte zum vollen Recht. Sie hat demnach dem Rechte gegenüber eine doppelte Aufgabe. Zunächst da als Ersatz einzutreten, wo das Gesetz noch nicht geschaffen oder lückenhaft ist, sodann dem bestehenden Gesetz die Härte zwingender

Notwendigkeit zu nehmen und in ihm die Erfüllung einer im Menschen liegenden ethischen Forderung zu zeigen.

Aber nicht nur das. Die Ehre sucht auch Gesetz und Recht ihren Forderungen gemäß zu gestalten, ist darum von ungeheurem Einflusse auf die Geschicke der Menschen und gibt dem sozialen Kampf eine ethische Grundlage. Das will sagen: Obgleich das Ehrgefühl nicht in Jedem in gleicher Weise ausgebildet ist, soviel besitzt Jeder davon, daß es ihm zuflüstert: du mußt dem Andern, dem Nächsten im Rechte nicht nachstehen. So entsteht die Forderung, daß ein Gesetz für Alle gelte. Diese Forderung der Ehre nach einem das gleiche Recht bestimmenden Gesetze, oder kurz nach gleichem Recht, wird zunächst dem Standesgenossen gegenüber erhoben. Gleicher Stand und Beruf, gleiche soziale Stellung fordern gebieterisch Gleichheit des Gesetzes. Das Ehrgefühl, voll erwacht, bleibt bei der Gesetzesgleichheit der Standes- und Berufsgenossen nicht stehen. Es drängt notwendig zur Frage: Warum besteht für andere Berufs- und Menschenklassen ein anderes Gesetz als für mich? Die Ehre fordert von dem Richter gleiche Behandlung, gleiche Anwendung des Gesetzes ausnahmslos für Jeden. Das biblische Gebot: „Ein Recht soll euch sein, dem Fremden, wie dem Einheimischen", muß in Kraft treten. Vor dem Gesetze müssen Standesunterschiede und Vorrechte aufhören.

Im alten jüdischen Staate gab es tatsächlich keine Klassen, keine bevorzugten Stände. Der Priesterstand, der eine besondere Stellung einnahm, war kein vom Staate bevorrechteter Stand. Die ihm zu teil gewordene Ehre lag im Beruf, die Macht wurde ihm durch das Verbot, Grundeigentum zu besitzen, beschnitten. Wenn er dennoch zu Ansehen, zuweilen zur Macht gelangte, so hatte er dies dem Eifer zu danken, mit dem er die Pflichten seines heiligen Berufs erfüllte, es war also dankbare Anerkennung von Seiten des Volkes, oder er hatte Ansehen und Macht seiner persönlichen Tüchtigkeit zu danken; der Staat als solcher räumte ihm kein Vorrecht ein. Die dem Priester angewiesenen Einkünfte

wären wohl, wenn das Gesetz vom Volke getreulich befolgt worden wäre, beträchtlich gewesen und hätten dem Priester eine Art Macht verliehen; diese freiwillige und unfreiwillige Steuer floß aber nicht allzu reichlich. Das Volk mußte zuweilen, damit die Priester nicht darben, aufgefordert werden, die Hebe usw. zu bringen. Schon der Umstand, daß bei Darbringung verschiedener Gaben Jeder den ihm beliebigen Priester wählen konnte, macht die Stellung des letzteren zu einer abhängigen. Trotzdem ist die Stellung des Priesters nicht ohne Anfechtung geblieben. (IV. B. M. 16 ff.)

Ebensowenig kann man den im Laufe der Zeit sich herausbildenden Gelehrtenstand als einen im besagten Sinne vom Gesetze bevorrechteten, bevorzugten ansehen. Wer durch eigene Kraft und Tüchtigkeit sich emporringt und, um sich auf der Höhe zu halten, den Kampf fortgesetzt führen muß, dessen Stellung wird höchstens vom kleinlichen Neid angefochten, von Vernünftigen und Gutgesinnten aber gewürdigt, ihm wird gerne gehuldigt. Einer solch freien Huldigung erfreute sich der Gelehrtenstand. Dazu kam, daß er keine in sich abgeschlossene Klasse bildete. Jeder, der sich als befähigt auswies, hatte Zutritt, Jedem stand die Tür offen. Gelehrsamkeit ist keine Erbschaft der Väter. Selbst dann, als dem Gelehrtenstand eine Bevorzugung von Seiten des Staates zuteil geworden, wie es im Laufe der Zeit tatsächlich der Fall war, war es ein erworbenes, mit den Geisteswaffen erkämpftes Recht; das Volk konnte da keinen Widerspruch erheben, umsoweniger als es sich sagen konnte, daß Jeder, der die Fähigkeit hat, desselben Rechtes teilhaftig wird. Die Volksehre fühlt sich nur verletzt, wenn einer in sich abgeschlossenen Klasse Begünstigungen zuteil werden, einer solchen, die sich um diese nicht gemüht, der sie vielmehr als Erbschaft in den Schoß gefallen. Die Ehre weist jedes Sonderrecht ab, sie fordert gleiches Recht für Alle.

Dagegen fordert das Recht nicht gleiche Ehre für Alle. Das Recht fordert Ehre für Jeden nur soweit, als in Jedem die allgemeine Menschenwürde geachtet

werde, was im Sinne der Bibel dahin gedeutet werden kann, daß Niemand mit Geringschätzung, Mißachtung, Verachtung behandelt werde. „Auf daß dein Bruder nicht gering geschätzt werde in deinen Augen.“ Es wird also vor dem Gegenteil der Ehre gewarnt, keineswegs zur positiven Ehrung aufgefordert. Man hüte sich vor Menschenverachtung. Der Pessimist, der in allen Menschen nur zu Verachtendes sieht, stellt seiner eigenen Gesinnung ein Armutszeugnis aus. Der Edelgesinnte wird nicht zum Menschenverächter. Er wird nicht nur in der Gesamtheit der Menschen eine Summe des Guten als vorhanden denken, er wird auch in Jedem ein, wenn auch bescheidenes, Maß des Guten voraussetzen, ihn darum in seiner Menschenwürde ehren. „Geehrt wird, wer die Menschen ehrt.“ Positive, über die Achtung der Menschenwürde hinausreichende Ehre kann man nur erweisen, wo sich geistige Ueberlegenheit zeigt, hohe Sittlichkeit zutage tritt, Menschen, die sich über das Maß des Gewöhnlichen erheben. Hier kann es keine Gleichheit geben, der Individualismus tritt in schärfster Weise hervor. Jede Tat muß nach ihrem Werte, jede Person nach ihrer Gesinnung geprüft und gemessen werden. Gleiche Ehre hört nicht nur auf Ehre zu sein, sie schlägt oft genug in ihr Gegenteil, in Unehre, in Spott und Schande um. Jemanden eines kleinen Verdienstes wegen in den Himmel heben, ihm die höchste Ehre erweisen, heißt ihn beleidigen, ihn zum besten haben, seiner spotten. Hohe Ehre darf nur der hohen Kraftanstrengung, bei Erlangung oder wenigstens dem Erstreben hoher idealer Ziele gewährt werden.

Während nun die Ehre gleiches Recht für Alle fordert, stellt das Recht die entgegengesetzte Forderung inbetreff der Ehre auf: Jedem die ihm gebührende Ehre. Man kann nach dem Angeführten sagen: Ehre und Recht setzen sich gegenseitig. Die Ehre ist die Voraussetzung des Rechtes, das Recht die Folge der Ehre, zugleich ihr Schutz. Ehre und Recht sind für alle Menschen. Die Ehre fordert Gleichheit des Rechtes. Das Recht Verschiedenheit der Ehre.

Ist die Ehre ein im Menschen ruhendes ethisches Gefühl, ihrem Wesen nach unegoistisch, hat sie mit materiellen Vorteilen irgend welcher Art nichts zu tun, gibt sie darum einen Maßstab für den Wert des Menschen, so bleibt ihre Kehrseite — die Eitelkeit — ausgeschlossen. Der Eitelkeit eigentliches Wesen besteht im Prunken, Großtun vor Andern, mag die Großtuerei auf materiellem oder auf geistigem Gebiete liegen. Nur mit dem Unterschiede, daß die Großtuerei auf materiellem Gebiete, abstoßend genug, doch nicht so abstoßend wirkt wie auf geistigem Gebiete. Das Großtun auf materiellem Gebiete bedarf notwendig eines Hintergrundes, des Geldes, eigenen oder fremden Geldes. Ohne das läßt sich nicht Prunk, nicht Aufwand treiben, nicht der Eitelkeit fröhnen. Die Eitelkeit auf geistigem Gebiet entbehrt oft des Hintergrundes, Halb- und Unbildung machen sich breit, treiben ihr unheimliches Wesen und entehren die Wissenschaft. Während der Gelehrte, der wirklich Gebildete eine vornehme Zurückhaltung bewahrt, sein Wissen nicht marktschreierisch feilbietet, es im gesellschaftlichem Verkehr kaum verrät und das auch nur, wenn eine dringende Veranlassung vorliegt, wird der Halbgebildete mit gelehrten Phrasen um sich werfen, mit solchen, die er kaum versteht, wird aber seinen Zweck erreichen — er wird von Leuten, die tiefer als er stehen, bewundert werden — der Schein der Gelehrsamkeit ist erregt — seine Eitelkeit findet Befriedigung. Eitelkeit ist Egoismus, manchmal schädlicher, zuweilen unschädlicher Art, was des Weiteren auszuführen nicht unsere Sache ist. Ist aber Ehre fern von Egoismus, so hat die Befriedigung der Eitelkeit in ihr keinen Raum. Mit der Eitelkeit schließt sie auch aus jede Prahlsucht, jedes Streben nach Geltung, Ansehen, äußeren Auszeichnungen. Wenn dieses, wie auch Prachtentfaltung und Luxus dem Juden zum Vorwurf gemacht wird, so mag es, soweit es zutrifft, mit dem traurigen Gang seiner Geschichte psychologisch erklärt werden. In den Lehren, die Bibel und Talmud ihm geben, ist es nicht begründet. Uebrigens ist dieses Parvenutum interkonfessionell. Der feingebildete Jude ist so wenig titel-

und ordenssüchtig wie der vornehme Christ. Die Halb- und Ungebildeten aller Glaubensbekenntnisse greifen mit gleichem Eifer nach den Früchten, die auf dem Baume der Eitelkeit wachsen.

Bei der Besprechung der Ehre des Königs wird darauf hingewiesen werden, daß eine vom Könige verliehene Auszeichnung nicht zurückgewiesen werden darf, nicht nur weil sie als eine wohlverdiente angesehen, sondern, weil mit der Zurückweisung die Ehre des Spenders verletzt wird.

Daß die Talmudlehrer die sittlichen Ideen ihrer Zeit aufgenommen, kann als selbstverständlich angesehen werden, wie es selbstverständlich ist, daß sie für jede sittliche Idee ihrer Zeit einen Beleg in der Thora suchten, und wenn sie den nicht fanden, sich auch mit einer Andeutung begnügten. Nun wäre es interessant diesen Spuren nachzugehen, einen Blick in die Werkstätte zu tun, zu zeigen, wie die Talmudlehrer verständnisvoll das Neue aufnahmen, es dem Alten verbanden, wie die Gedanken verschiedener Zeiten sich in ihrem Geiste vermählten, das Neue dem Alten zuströmte, dieses in jenem sich verjüngte, oder, worin sie zweifellos im Rechte sind, im Neuen oft genug den alten Gedanken im verschönerten Gewande sahen. Den Nachweis hierfür bei dem Begriffe der Ehre zu führen, müssen wir uns versagen, weil die Arbeit dadurch weit jenes Maß überschritte, das ihr zu geben bestimmt gewesen, und weil derartig weitgehende Untersuchungen anzustellen, sich bei einem Einzelbegriffe kaum verlohnte. Es genüge, den Gedankengang der Alten inbetreff dieses Punktes kennen zu lernen. Schöpfen wir aus der Fülle des Gebotenen, mögen die Quellen, die einzelne Tropfen hierzu abgaben, wo immer liegen, die Hauptquelle ist uns bekannt — die Thora.

Darum können wir uns auch auf einzelne für die Forschung sonst wichtige Fragen bei Besprechung der Ehre dieses oder jenes Standes nicht einlassen. So z. B. wo von der Ehre des Zaddik die Rede ist, untersuchen wir nicht, ob sich unter dieser Bezeichnung nicht zuweilen ein Zaddokäer verbirgt. Die Untersuchung solcher Fragen

würde nicht nur viel zu weit führen, sie wäre auch für die Bedeutung des Ehrbegriffes in der talmudischen Zeit nicht von Belang. Unsere Aufgabe ist, zu sehen, wie die Alten das Wesen der Ehre erfaßt und im Leben betätigt haben. Nicht munitiöse Unterschiede sollen ins Auge gefaßt werden, der Blick soll auf das Ganze gerichtet sein, auf das, was während der ganzen Entstehungszeit des Talmud als Ehre angesehen wurde.

Es mag hier schon vorweggenommen werden, daß, mit Ausnahme des Königs, weder Rang, noch Stellung, noch äußere Vorzüge Ehre zu fordern berechtigen, daß es einzig und allein die sittlichen Kräfte sind, die Ehre heischen dürfen.

Es ist Eigenart des jüdischen Volksgeistes, ein Zug nach Freiheit, daß stets gefordert wurde: Nur dem Würdigen soll Ehre zuteil werden. Sich dem Mächtigen unterwerfen, der Gewalt fügen, mag die Klugheit gebieten. Unterwürfigkeit hat mit der Ehre nichts zu tun.

Wenn wir dennoch Aussprüchen begegnen, die Ehrerweisung Männern gegenüber fordern, die eine Stellung in der Gesellschaft oder im Staate einnehmen, so empfehlen diese Aussprüche nicht Machtanbetung, nicht würdeloses Kriechen, sondern geben einer allgemein herrschenden, auf ethisch-religiöser Grundlage ruhenden Anschauung Ausdruck. Diese geht dahin, daß nur der Würdige zu Macht und Ansehen im öffentlichen Leben gelangt. Nur er wird von Gott, dem Leiter menschlicher Geschicke, im Großen zu wirken berufen. Bezeichnend hierfür ist die Stelle: „Nur wem alle Sünden vergeben sind, gelangt zu Ansehen — Größe.“ [1])

Obige Anschauung wird auch dann nicht erschüttert, wenn, wie es die Geschichte oft genug bekundet, lasterhafte Menschen auf den Thronen sitzen. Auch sie sind von Gott berufen, um als Geißel für ein strafwürdiges Geschlecht zu dienen.

Haben, wie bemerkt, die Talmudlehrer sich bestrebt, das Gefühl der Ehre wach zu halten, es zu einem Faktor

---

[1]) Sanhedrin 14 a.

im Leben des Einzelnen wie der Gesamtheit zu machen, so verstanden sie es auch, diesem so heiklen Gefühl die notwendigen Grenzen anzuweisen, vor Überreiztheit zu warnen, damit es nicht zu einer Gefahr für den Träger, wie für dessen Umgebung werde. Daher kommt es zu Einzelvorschriften, die an sich betrachtet kleinlich erscheinen, aber im Zusammenhang ihre gute Begründung finden.[1])

Zu Mischna und Gemara sind zum Teil auch Midraschim herbeigezogen. Dies konnte umso eher geschehen, als aus diesen Schriften der Geist des Talmud uns entgegenweht. Wenn auch zwischen der Entstehungszeit der Mischna und der so manchen Midrasch's einige Jahrhunderte liegen, so haben doch, wohl auch in anderer Beziehung, jedenfalls inbetreff des Ehrbegriffs die Anschauungen wenig gewechselt und dürften sich kaum Fälle nachweisen lassen, die dem einen ehrenhaft, dem anderen als Gegenteil erschienen. Sie dürfen umsomehr zusammenbehandelt werden, als beide auf der Grundlage der Bibel ruhen und aus dieser einen Quelle schöpfen. Uebrigens ist die Zahl der aus den Midraschim angeführten Stellen eine geringe. Es ist auch nicht nötig, jedes Wort oder jede Stelle, die von Ehre handelt, herbeizuziehen und zu besprechen. Es wäre dies nicht nur eine mühselige, es wäre auch eine überflüssige Arbeit. Sind die Gesichtspunkte aufgestellt, so kommt es auf einen Fall mehr oder weniger nicht an. Der Wissende, oder wer sich für die Sache interessiert, wird einen hier und da vorkommenden Satz den aufgestellten Gesichtspunkten unterordnen können.

Es ist bereits oben erwähnt worden, daß die Bearbeitung, die die Ehre in Mischna und Gemara gefunden, manches zutage förderte, das in der Bibel selbst nicht besprochen wurde oder nicht besprochen werden konnte, so z. B. die Ehre der Thora. Anderes, wie z. B. die Ehre des Sabbat, die der Schechina, obgleich die Bibel die Wichtigkeit des Sabbat genügend betont, hat eine bedeutende Erweiterung erfahren.

---

[1]) Man achte z. B. auf die Bestimmung Berach. 46—47.
אין מכבדין אלא בפתח הראוי למזוזה

Dagegen wird man auch manches vermissen, das in der „Ehre der Bibel“ eine Stelle fand. So konnte dort (pag. 16) darauf verwiesen werden, daß Kabod „Tapferkeit“ bedeutet. Diese Hinweise fehlen, soweit ich sehe, in der Mischna und Gemara. Zur Zeit des Niederganges und gänzlichen Aufhörens des jüdischen Staatslebens nahm man keinen Anlaß, auf eine Tugend zu verweisen, die zu üben Israel gar nicht in die Lage kam, die zu üben man es hinderte. Tapferkeit muß sich in erster Reihe — darin liegt hauptsächlich ihre ethische Bedeutung — in der Verteidigung des Staates bekunden, dem man angehört. Der Staat oder die Staaten, in denen Israel zerstreut lebte, nahmen dessen Dienste nicht in Anspruch, Israels Söhne hatten gar nicht Gelegenheit, ihre Ehre in der Tapferkeit zu suchen.

Hiermit hängt es auch zusammen, daß von der Ehre der Nationen und Völker, wie es in der biblischen Zeit die Propheten taten, nicht gesprochen werden konnte. Aus den Propheten sprach, trotz so mancher Unzuträglichkeit im Staatsleben, Sünden und Fehler, die sie geißelten, doch das volle Staatsbewußtsein. Israel war ein Glied in der Kette der Völker, und die Propheten konnten Vergleiche anstellen zwischen der Macht und dem Ruhm des eigenen Volkes und denen der fremden Völker. Seitdem Israels Staatsleben aufgehört hatte, konnte auch von dessen Macht und Ruhm nicht die Rede sein. Da der Ruhm der Völker — Ehre der Völker ist Ruhm[1]) — zum großen Teile in der Macht besteht, die sie zu entfalten imstande sind, konnten auch die Vergleiche nicht mehr angestellt werden. Daß also die Talmudlehrer der Ehre der Völker so wenig Aufmerksamkeit widmen, ist nicht eine Mißachtung der Völker, sondern das stille Eingeständnis der Machtlosigkeit Israels. Bei der Einzelbearbeitung ergibt sich also für uns, indem wir eine aufsteigende Richtung einhalten wollen, zu sprechen von:

I. der Ehre bei Menschen,
II. der Ehre der Thora,
III. der Ehre Gottes.

[1]) S. mein: „Ehre in der Bibel“.

I.

Die Menschenehre.

Wenn die Talmudisten auch ihre volle Aufmerksamkeit dem sittlichen Leben zuwandten, Sätze aussprachen und Lehren aufstellten, die volle Sittlichkeit bekunden, so gingen sie doch nicht darauf aus, ein System der Ethik aufzustellen. Ihnen war es bekanntlich darum zu tun, das Gesetz der Thora zu erklären, scheinbare Widersprüche zu lösen, die Bedeutung und den Wert des Wortes der heiligen Schrift für das Leben klar zu legen. Hierin aber bekunden sie oft ganz absichtslos und unwillkürlich nicht nur ihre tiefernste Anschauung, sondern auch von welch' hohen sittlichen Gefühlen sie getragen waren. Gerade in dem Umstande, daß die ethischen Anschauungen unabsichtlich zutage traten, zeigt sich die wahre Gesinnung jener, die sie aussprechen. Nur wem sittliches Empfinden in Fleisch und Blut übergangen ist, dem es ganz außer Frage steht, dem es das Natürlichste und Selbstverständlichste ist, dem stellt es sich bei Gelegenheit von selbst ein, und er wird damit operieren, ohne auch nur darauf zu achten, daß es Empfindungen, Gedanken von hohem ethischen Werte sind, die in die Erscheinung treten.

So hoch auch der Begriff der Ehre steht, so sehr die Ehre das Leben beherrscht, ihm Wert verleiht und zu einem wünschenswerten Gute macht, sie wird nicht als ein zu Erstrebendes hingestellt. Die Ehre soll aus dem Denken und Tun des Menschen als notwendige Folge hervorgehen, soll die Frucht jener Arbeit sein, die die Jahre ehrlichen Ringens gezeitigt haben. Nicht im Hinblick auf die Ehre soll die Arbeit geschehen, sondern die Ehre soll, indem sie unbemerkt die Arbeit von ihrem Entstehen bis zu ihrem Abschluß begleitet, als schönster Schmuck zu dem vollendeten Werke treten, das höchste Lob des Meisters sein

Es ist ein schöner, tiefer Gedanke, den die Alten aussprechen: „Tue das Deine, die Ehre wird von selbst kommen.“ [1])

---

[1]) Nedarim 62 a.

Ist hierin deutlich genug die sittliche Forderung ausgesprochen, sich in seinen Handlungen nicht von der Aussicht auf Ehre leiten zu lassen, so versäumt es ein Mischnalehrer nicht, der Forderung in dem Verbot Ausdruck zu geben: „Strebe nicht nach Ruhm und sei nicht lüstern nach Ehre." [1])

Doch muß hier eine Frage von prinzipieller Bedeutung erörtert werden. Ist das Streben nach Ehre verpönt? Soll jeder Gedanke an den ehrenden Erfolg der Tat ausgeschlossen werden? Wird das Verbot, nach Ehre zu streben, peinlich befolgt, so tut man der Ehre Abbruch. Das kann unmöglich im Sinne der Alten gelegen haben, die alles Tun von der Ehre beherrscht sein ließen und sie als ein hohes Gut ansahen. Das Verlangen, jeden Gedanken an den ehrenden Erfolg der Tat auszuschließen, wäre kaum erfüllbar. Es sind nicht die Schlechtesten, denen bei ihren Handlungen sich unwillkürlich der Gedanke einschleicht: Die Tat, die ich tue, oder getan habe, ehrt mich.

Will man in dem Gesetze nur ein Verbot des Ehrgeizes sehen, so ist auch hierin eine gewisse Vorsicht geboten. Der Ehrgeiz hat schon manch großes zustande gebracht, die mit ihm verwandte Ruhmsucht hat so manchem Fürsten das Schwert in die Hand gedrückt, mit dem er den Thron manches Tyrannen zerschlug und manch geknechtetem Volke die Freiheit brachte. Mögen sich auch dem Ehrgeiz und der Ruhmsucht andere Motive zugesellt haben, jene waren dennoch die treibenden Kräfte, die Dinge, Verhältnisse schufen, für die die Menschheit dankbar ein muß.

Es scheint nun die Annahme berechtigt, daß bei dem Ehrgeiz und der Ruhmsucht vor dem Uebermaß gewarnt

---

[1]) Abot 6, 6. In einigen alten Ausgaben wird כבוד mit dem folgenden יותר מלמודך verbunden. Der Sinn ist dann: Verlange nicht mehr Ehre, als Dir nach Deinen Kenntnissen gebührt. Richtiger und einer höheren Anschauung entsprechend ist die andere Leseart, die mit den Worten יותר מל' einen neuen Satz beginnt und עשה hinzufügt Der Satz sagt dann: Die Praxis steht höher als die Theorie.

wird. Das richtige Maß zu finden, fällt aber hier, wie bei allen abstrakten Dingen, schwer, eine genaue Scheidelinie läßt sich da nicht ziehen Es ist selbstverständlich, daß die Alten vor dem Uebermaß warnen. Das beweist die Schärfe der gewählten Ausdrücke: „Gelüste nicht nach Ehre." „Jage nicht der Ehre nach."[1]) Gieb nicht zu, daß dir das Streben nach Ehre zur Leidenschaft werde.

Die Ehrsucht ist es, vor der gewarnt wird. Wem das Ehrstreben zur Leidenschaft geworden ist, kennt weder Ziel noch Grenze. Die Erfüllung des einen Ehrwunsches gebiert einen neuen, die Wünsche steigern sich bis sie unerfüllbar werden. Wer vom leidenschaftlichen Verlangen nach Ehre erfüllt ist, reibt sich auf und muß unterliegen. Die Ehrsucht wird von den Alten wie jede andere Leidenschaft angesehen, die der Seele den Frieden raubt, dem Herzen die Ruhe, die edelsten Kräfte lahmlegt und den Menschen vorzeitig dem Tod in die Arme führt. „Neid, Lüsternheit, Ehrgeiz kürzen des Menschen Leben."[2])

Wenn auch diese Sätze im angegebenen Sinne gedeutet werden können, die Deutung den angeführten Widerspruch einigermaßen aufhebt, so muß doch zugegeben werden, daß sich im Talmud mancher Satz findet, der dieser Deutung widerstrebt, in dem nicht nur das Uebermaß des Ehrstrebens verurteilt, sondern jedes Streben nach Ehre rund abgewiesen, geradezu die Flucht vor der Ehre empfohlen wird. Wir verweisen nur auf den Satz im jerusalemischen Talmud, Sota. „Wer der Ehre nachjagt, steht dem nach, der sie flieht." Der erwähnte Widerspruch besteht demnach in seiner ganzen Schärfe fort. Wir sehen uns daher zur Annahme genötigt, daß die Alten dem menschlichen Empfinden wohl Rechnung trugen, das Notwendige, in der menschlichen Natur Begründete gestatteten, ein bescheidenes Maß im Streben nach Ehre zuließen, aber die ideale Forderung aufstellten: Meide die Ehre, fliehe sie.

---

[1]) Derech erez zuta 2; Buch der Frommen.
[2]) Abot 4, 21.

Ein anderes ist aber die Menschenwürde. Die soll in jedem Falle gewahrt werden. Ihr hoher Wert tritt nach Anschauung der Talmudlehrer im folgenden biblischen Gebot hervor: Wenn jemand ein Rind oder Schaf stiehlt, es schlachtet, oder verkauft, soll er fünf Rinder für das Rind zahlen und vier Schafe für das Schaf (Exod. 21, 37).

Rabbi Jochanan ben Sakkai meint: Sieh doch, wie groß die Ehre des Menschen ist: Für den Ochsen, der selber läuft, muß das fünffache, für das Lamm, das der Dieb tragen muß, das vierfache bezahlt werden. Das soll bedeuten: Die Strafe für den Diebstahl des Schafes ist darum geringer, weil der Dieb es selbst tragen muß und dadurch seiner Menschenwürde Abbruch geschieht. Diese aber ist von solch hoher Bedeutung, daß sie auch in dem Diebe geachtet werden muß.[1]) Es wird also einem speziellen Gesetze das allgemein giltige Moment der Menschenwürde zu Grunde gelegt.

Das Moment der Menschenwürde verbindet sich mit dem Gefühle der Freiheit, und auch die Menschenehre fordert Unabhängigkeit, Freiheit. Darum, so erklärt wieder R. Jochanan ben Sakkai, soll dem, der sich ohne Not zum Sklaven verkauft, das Ohr mit einer Pfrieme durchbohrt werden. Hat er kein Gefühl für die Freiheit, so hat er sich der Menschenehre entkleidet, er soll das Zeichen seiner sklavischen Gesinnung tragen.[2])

Bedeutsamer noch für die Anschauung der Talmudlehrer ist folgendes. Daß sie mit peinlichster Genauigkeit auf jedes Thoragebot achteten, ist bekannt, wenn sie Zusätze machten, oder neue Gesetze schufen, wollten sie diese nur als Konsequenz des Thoragebotes angesehen wissen. Sie, die treuesten und eifersüchtigsten Hüter des Gesetzes, machten, wenn die Menschenehre in Frage kam, eine Ausnahme, d. h. sie erlaubten das Gesetz zu übertreten, wenn dessen Befolgung die Menschenehre beeinträchtigte. Die wörtliche Uebersetzung des hierauf bezüglichen Satzes

---

[1]) Baba kamma 79b. S. das. eine andere, ebenfalls ethische Erklärung R. Meirs. Ibn. Esra zur Stelle und Andere.

[2]) Mechilta zu Exod 21, 6.

lautet: „Groß ist die Menschenehre, sie hebt das Verbot der Thora auf.[1]) Wohl erleidet der Ausspruch eine Einschränkung in der Erklärung, daß damit ein Gesetz gemeint sei, das die Lehrer selbst aufgestellt haben; aber der Umstand, daß sie ihr eigenes Geisteskind verleugneten, wo die Ehre in Frage stand, beweist, welch hohe Wichtigkeit sie ihr beilegten.

Man ersieht hieraus, daß die Talmudlehrer, wo eine rechte Begründung vorlag, Erleichterungen schufen und als eine solche wurde das Moment der Ehre angesehen.[2])

Zur Menschenwürde gehört es, daß man acht habe auf seine äußere Erscheinung. So sehr die Alten die Seele, das Innenleben, als das eigentlich Wesentliche betrachten, den Körper blos als die Hülle der Seele ansehen, so versäumen sie nicht darauf hinzuweisen, daß es zur Menschenwürde gehört, auf die äußere Erscheinung, Haltung und Kleidung zu achten. In der Art wie sich der Mensch kleidet, bekundet sich nicht nur sein Geschmack, er verrät auch wess' Geisteskind er ist. So meint R. Jochanan: „Meine Kleidung ist meine Ehrung.“[3]) Besonders soll der Gelehrte acht haben auf seine äußere Erscheinung. Ein Fleck auf seinem Oberkleide, oder ein Flick auf der Fußbekleidung soll ihm als Todsünde angerechnet werden. Es ist dabei freilich zu beachten, daß dies darum für so strafbar angesehen wird, weil der Gelehrte durch Geringachtung seiner äußeren Erscheinung

---

[1]) Berachot 19 b. Tatsächlich tritt auch das Gesetz der Thora vor der Ehre in den Hintergrund. Als Beweis mag Folgendes gelten: Alles Gefundene muß dem Eigentümer zurück gestellt werden. (Deut. 22, 1—3.) Dennoch, so lehrt der Talmud, wenn der Finder ein würdiger Greis ist, dem es widerstrebt, einen entlaufenen Ochsen dem Eigentümer zuzuführen, ist er der Verpflichtung enthoben. זקן ואינו לפי כבודו

[2]) Sota 16 a werden drei Fälle aufgezählt, wo die Halacha das Gesetz der Thora aufhebt. Zu diesen dreien gesellen sich noch andere Fälle. Das תנא ושייר kommt zur Anwendung. Zu diesen kann das oben Angeführte wohl gerechnet werden.

[3]) Sabbat 113 a u. b; B. kamma 91 b; Sanhedrin 94 b.

sowohl seine Menschenwürde, wie die Würde der Thora, deren Vertreter er ist, verletzt hat. Daß darauf auch in der Stunde der größten Gefahr zu achten ist, folgert der Talmud daraus, daß Chananja, Mischael und Asarja ihre schönsten Kleider anlegten als sie in den Feuerofen geworfen werden sollten. (Daniel 3, 21)[1] Dagegen soll alles Luxuriöse, jede Prachtentfaltung gemieden werden, das höchste des Erlaubten ist, daß man sich nach seinen Verhältnissen kleide.[2])

Daß es die Talmudlehrer nicht auf Aeußerlichkeiten, nicht auf Scheinehre abgesehen haben, darauf verweisen sie in dem schönen Satz: „Nicht der Ort verleiht dem Menschen Ehre, sondern der Mensch verleiht Ehre seinem Orte.“[3]) Du magst nach Außen noch so hoch gestellt sein, die Stelle ehrt dich nicht, so lange du ihrer nicht würdig bist, trägst du aber Ehre in dir, verleihst du der unansehnlichsten Stelle Würde und Ansehen.

Wie Ehrsucht von Ehre geschieden ist, so wird die Heuchelei zurückgewiesen, die dem Andern Ehre erweist, um einen Vorteil zu erreichen oder sich bei ihm in Gunst zu setzen. Dies geschieht hauptsächlich da, wo dem Unwürdigen Ehre erwiesen wird, man zeigt damit, daß einem die eigene Ehre um Geld feil ist. Das Beispiel, das hierfür angeführt wird, mag nicht für alle Fälle gelten, diesen Gedanken gibt es klar wieder. „Wer dem Nächsten des Lohnes willen Ehre erweist, scheidet von ihm in Schande“.[4]) Die Erfahrung bestätigt nicht immer den Satz, daß der Schmeichler von dem Umschmeichelten in Schande scheidet, er erlangt oft genug, was er erstrebt, Geld und Stellung. R. Elasar, der den Ausspruch tut, kümmert sich um die Erfahrung nicht, die Morallehre, die er gibt, bleibt bestehen, wenn sie auch nicht immer von der Erfahrung bestätigt wird. Es wird dabei auf den heidnischen Propheten Bileam verwiesen, der der Ehre, des Geldes

---

[1]) Sanhedrin 92b.

[2]) Sabbat 84b.

[3]) Taanit 21 b.

[4]) Abot d. R. Natan 29.

wegen, der Einladung Balaks folgt: er scheidet von ihm in Schande. König Balak spricht: „Und du, fliehe nach deinem Orte“ (Num. 24, 11).

Fast zu strenge lautet dagegen die Warnung, auf der Hut vor jeder Ehrung zu sein. Ihr liegt der Gedanke zu Grunde, jede Ehrung darum abzulehnen, weil sie leicht zur Ueberhebung, Ueberschätzung führt. Dieser Grund, allgemein aufgefaßt, reicht nicht aus. Es ist Pflicht, wie weiter ausgeführt werden soll, den Ehrwürdigen zu ehren. Hat der Eine die Pflicht zu ehren, darf sie der Andere nicht ablehnen. Hier ist vielmehr dem psychologisch richtigen Gedanken Ausdruck gegeben, daß durch die freudige Entgegennahme der Ehrung das Streben nach Weisheit gestört werden könne. Rühmt man einen seiner Weisheit wegen, so gibt man ihm Anlaß zur Selbstüberschätzung, zur Aufgabe weiteren Strebens, weiterer Fortbildung. Daher der Satz: Liebe, die dich zurechtweisen, so häufst du Weisheit auf Weisheit; hasse, die dir Ehren erweisen, dann wird sich das Maß deiner Weisheit nicht mindern.[1])

Vor Selbstüberschätzung hüte man sich auch aus dem Grunde, weil sie zur Menschenverachtung führt. Die zu hohe Meinung vom eigenen sittlichen und geistigen Werte hat die zu geringe Einschätzung des Wertes Anderer zur Folge, Menschenverachtung tritt ein. Daher die Warnung: „Verachte keinen Menschen, es hat jeder seine Stunde“ (Abot. 4,3). Selbst, wenn du ihn jetzt verächtlich findest, bedenke, es können Umstände eintreten, es kann eine Zeit kommen, in der er sich erhebt und deiner Achtung wert wird. Der Schwäche, Menschenverächter zu werden, verfallen gerade starke Geister, Gelehrte. Ihre Geisteshöhe verleitet sie, auf minder Geistesstarke, besonders auf die Laien, verächtlich herabzusehen. Diese nennen sie: Esel. Die Menschenverächter entgehen der Strafe nicht. Ihre Kinder gehören nicht zu den Geistesstarken, sie

---

[1]) 9 Derech erez suta. Der Ausdruck „hassen“ braucht nicht urgiert zu werden, er ist augenscheinlich im Gegensatz zu „lieben“ gewählt.

wählen den Gelehrtenberuf nicht und müssen in dieselbe Kategorie wie die anderen Laien gestellt werden.[1])

Du sollst nach Ehre nicht streben, sollst dir, fern von Ueberschätzung, Stolz und Hochmut, das lautere Ehrgefühl ungetrübt erhalten und das volle Selbstbewußtsein wahren. Das gilt ebenso für die Ehre des Einzelnen, wie für die des Standes und der Gesamtheit. Manche Beweise vollen Selbstbewußtseins bringt der Talmud. Rabbi Seira hält einem Kollegen die Trauerrede in der Synagoge. Eine große Menschenmenge strömt herbei. R. Seira spricht selbstbewußt: „Nicht nur zur Ehre des Toten sind die Menschen gekommen, sondern auch zu meiner Ehre".[2]) So hoch stand die Ehre bei den Alten, daß man glaubte, auch die Verstorbenen mit Erfolg bei ihrer Ehre beschwören zu können. Als Rabbi Chanina gestorben war, erhob sich eine Feuersäule, die ihn von seiner Umgebung schied. Rabbi Alexandri beschwört wiederholt den Geist Chaninas, dahin zu wirken, daß die unbequem gewordene Feuersäule erlösche. Alles Bitten war vergebens, bis Alexandri sprach: „Ich beschwöre dich bei deiner Ehre",[3]) da schwand die Feuersäule.

In Bezug auf Ehre darf Niemand altruistisch sein, man darf die eigene Ehre zu Gunsten eines Andern nicht gleichgiltig wegwerfen. Wohl ist es erlaubt, auf eine Ehrung zu verzichten, aber nicht um eines Andern willen, die eigene Ehre preiszugeben, oder gar eine ehrlose Tat zu verrichten. Sich und andere ehren, stehen in Wechselwirkung. Wer Gefühl für Ehre hat, wird auch den Nächsten ehren. „Geehrt wird, wer die Andern ehrt."[4])

Schon in der „Ehre in der Bibel" haben wir darauf hingewiesen, daß die Ehre zuweilen die Form der Höflichkeit annimmt. Diese beruht in vielen Fällen auf guter Erziehung und feinem Empfinden. Menschen von guter

---

[1]) Nedarim 81a.

[2]) Megilla 28b.

[3]) Ketubot 77b.

[4]) Abot 4,1.

Erziehung beobachten gegen einander gewisse Höflichkeitsformen, die, wenn sie zur Gewohnheit geworden, auch keinen anderen Anspruch erheben, als den einer bloßen Form, sie werden aber zur „Ehre“, wenn sie der Ausdruck gegenseitiger höherer Wertung sind. Darauf weist uns der Midrasch[1]) bei der Gelegenheit als Abraham Gastfreundschaft übt. Der Stammvater sieht drei Männer unfern seinem Hause stehen. Da er wissen will, ob sie der Gastfreundschaft würdig sind, beobachtet er sie. Das Merkmal der Würdigkeit bildet die Ehre, die sie sich gegenseitig erweisen. „Als er sah, daß sie sich gegenseitig ehren, wußte er, daß es Männer von Anstand seien.“

Mit dem Gebote, die Ehre des Andern hoch zu halten, ist notwendig das Gebot verbunden, wohl darauf zu achten, daß dessen Ehre nicht verletzt werde. Obgleich die Ehre das ureigenste Gut des Menschen ist, sie infolge dessen Niemandem gegeben oder genommen werden kann, ist es doch ein Gebot der Sittlichkeit, dieses heilige Gut des Andern unangetastet zu lassen, den inneren Besitz durch äußere Angriffe in den Augen der Menschen nicht zu entwerten oder als nicht vorhanden darzustellen. Uebertritt man dieses Gebot, dann hat man den Menschen an seiner verwundbarsten Stelle getroffen, und das umso mehr, wenn eine Verteidigung schwer möglich ist. Die Talmudlehrer haben daher inbetreff der Ehre einerseits Schonung, Rücksicht, Feinfühligkeit geboten, andererseits mit den schärfsten Ausdrücken das geheime Ehrabschneiden, wie die öffentliche Beleidigung getadelt. Feinfühligkeit bekundet das Gebot: in Gegenwart eines Proselyten seine früheren Glaubensgenossen nicht zu schmähen, oder geringschätzig zu behandeln. Der Proselyt wird dadurch an seine Abkunft erinnert, es könnte ihn verletzen. Noch weiter geht der andere Satz: Du sollst in Gegenwart dessen, der einen Gehängten in der Familie hat, zu deinem Diener nicht sagen: Hänge den Fisch auf. Das Wort „hängen“ erinnert ihn an die Schande seines Hauses.[2])

---

[1]) Genes. rab. Abschn. 48.
[2]) Baba mezia 59b.

Wie die Menschenehre durch Schonung, Rücksicht gewahrt werden soll, so nehme man sich in acht, sie nicht durch zweideutige Reden, Anschwärzungen, Verleumdungen zu untergraben. Anschwärzungen, Verleumdungen usw. werden in der Bibel mit „trügerische Zunge", im Talmud mit „böse Zunge" bezeichnet. Als Urbild trügerisch-böser Zunge gilt die Schlange, die Eva verleitete. Interessant ist hierfür die Schilderung des Midrasch: Nach der Verleitung des ersten Menschenpaares ergriff Gott die Schlange und sprach: Du Böse hast die Verleumdung in die Welt gesetzt, nun sei deine Zunge gespalten, damit die Menschen wissen, daß du die Urheberin des Unheils bist.[1]) Der Verleumder, meinen die Alten weiter, sündigt gegen die sittliche Weltordnung, damit gegen Gott, der diese will, daher wird nur der verleumden, wer Gott leugnet.[2]) Die Wirkung der Verleumdung ist eine tötliche, ihr Gift wirkt in die Ferne. Indem sie den Nächsten in Verruf bringt, nimmt sie ihm nicht nur den Schmuck des Lebens, sie nimmt ihm auch den besten Halt, sie schneidet ihm die Ehre ab, macht ihn ehrlos in den Augen der Menschen Damit, daß der Verleumder dem Verleumdeten den Schmutzfleck der Ehrlosigkeit anheftet, begeht er ein größeres Verbrechen, als der Mörder. Denn der durch einen Mord Getötete kann in Ehren die Seele aushauchen, der als ehrlos Gebrandmarkte ist gerichtet, er trägt die Schande im Leben wie im Tode. Daher der Satz: Verleumdung ist härter als Blutvergießen.[3]) Selbstverständlich ist die dem Verleumder angedrohte Strafe eine große. Es tritt zunächst das „Maß gegen Maß" ein. Hat er den Verleumdeten in der Gesellschaft unmöglich gemacht, so wird er von einer Krankheit (Aussatz) heimgesucht, die ihn von der Gesellschaft ausschließt.[4]) Eine weitere Strafe ist, daß, da die Verleumdung in allen ihren

---

[1]) Otiot d R. Akiba.

[2]) Tanchuma Bereschit.

[3]) Jalkut Mischle 18, 21.

[4]) Deutr. rabba Abschn. 5.

Folgen höchst selten wieder gut zu machen ist, der Verleumder infolge seiner zweideutigen Reden nicht gefaßt werden kann, daß es für sein Verbrechen keine Sühne gibt.[1])

Auf ungefähr gleicher Stufe mit dem Verleumder steht, wer den Nächsten öffentlich beleidigt. Die öffentliche Beleidigung bildet darum kein so großes Verbrechen, wie die Verleumdung, weil der Beleidigte sich möglicherweise verteidigen kann, aber sie ist Verbrechens genug und wird auf eine Linie mit dem „Blutvergießen" gestellt.[2]) Man täte besser, meint der Talmud,[3]) sich in einen glühenden Ofen zu stürzen, als den Nächsten öffentlich zu beleidigen. Mit der Verleumdung hat die öffentliche Beleidigung das gemein, daß es auch für sie keine Sühne geben kann. Der Grund liegt darin, daß auch hier das an dem Beleidigten begangene Verbrechen selten wieder gut gemacht werden kann. Eine in breiter Oeffentlichkeit ausgesprochene Beleidigung kann darum nicht ganz zurückgenommen werden, weil die Oeffentlichkeit wechselt, d. h. die Personen, die bei der späteren Zurücknahme der Beleidigung gegenwärtig sind, sind nicht oder nur teilweise dieselben, die zur Zeit der Beleidigung gegenwärtig waren, diesen gegenüber besteht die Beleidigung fort. Die Strafe dessen, der öffentlich beleidigt, ist, wenn auch hart genug, doch milder, als die des Verleumders. Dieser wird nach dem Tode mit fortgesetzten Züchtigungen heimgesucht, jenem wird die ewige Glückseligkeit vorenthalten. „Er hat kein Anteil am künftigen Leben.[4])

Diese wenigen, die Menschenehre fordernden Sätze, enthalten wohl alle, oder den größten Teil jener Begriffe, die wir auch heute mit der Menschenehre verbinden. Außer einigen Aussprüchen, z. B. dem, daß auch die Toten bei ihrer Ehre beschworen werden können, wird auch unsere Zeit nicht höhere Ansprüche an Menschenehre stellen. Wir sehen, daß da nicht äußere Form, sondern

---

[1]) Levit. rabba 10.

[2]) B. mezia 58 b.

[3]) das.

[4]) Abot. Sifré Abschn ki tézé.

tiefe Innerlichkeit gefordert wird, wenngleich, dem wird unsere Zeit gerne zustimmen, der äußern Führung ihr volles Recht eingeräumt wird; wir sehen die Ehre nicht als Ziel des Strebens hingestellt, sondern als Frucht der ehrenhaften Tat; wir sehen sie in Verbindung gebracht mit Freiheit, Selbständigkeit, Mannesstolz und Selbstbewußtsein, trotzdem wird ihr die nötige Schranke gezogen und vor Uebermaß gewarnt. Nicht minder wichtig ist, daß mit dem Gebot der Menschenehre, das Verbot der Menschenverachtung in Zusammenhang gebracht wird. Die Menschenverächter werden gerade in den hohen Gesellschaftsschichten gefunden. Sie haben mehr Gelegenheit zur Menschenkenntnis, und diese führt nicht selten zur Menschenverachtung. Das Verbot derselben führt die Ethik mit der Religion zusammen. Verachte die Menschen nicht, sie sind Geschöpfe Gottes, seine Ebenbilder. Dabei wird auf die Selbstachtung hingewiesen, betont, daß die Ehre etwas unveräußerliches ist und hier ein schwächlicher Altruismus keinen Platz hat.

II.

Die Ehre Israels.

Wenn die Ehre einer Nation einerseits in ihren Bräuchen und Sitten, der Geistesbildung, dem Gerechtigkeitsgefühl, dem Handhaben der Gesetze u. s. w. besteht, andererseits, die äußere Ehre in der Menge der Angriffs- und Verteidigungsmittel, in der Macht, die sie zu entfalten in der Lage ist,[1]) so kann, da mit der Zerstörung Jerusalems durch die Römer, Israel die äußere Macht völlig eingebüßt hat, der Angriffs- und Verteidigungsmittel entbehrt, von dessen äußerer Ehre im allgemeinen nicht gesprochen werden. Von dieser Ehre sprechen die Talmudlehrer tatsächlich selten, es wäre denn, daß sie unter dem Drucke einer traurigen Gegenwart, mit schmerzlichen Empfindungen auf die glänzende Vergangenheit

[1]) S. meine „Ehre in der Bibel“ p. 17.

hinweisen.[1]) Es kann also weder von Kriegs- noch von Waffenehre die Rede sein. Das Augenmerk mußte sich von da ab einzig und allein auf die Geistesrichtung, auf das ethische Verhalten, auf das Religiöse richten.

Die Religion beherrschte das Leben, sie war die Quelle des geistigen Strebens wie des sittlichen Empfindens. „Der Gipfel der Weisheit ist die Furcht Gottes" (Ps. 111, 10). Nur ein den Vorschriften der Religion gemäßes Leben, schloß bei dem auf sich allein angewiesenen Israel Ehre in sich oder bot Aussicht auf Ehre. Dies allein war das Feld, das beackert werden konnte. Die Talmudlehrer haben dies in ausgiebiger Weise getan und damit Israel seinem eigentlichen Berufe zugeführt. Israels Ehre und Stolz bleibt der Hinblick auf den Sinai, und tiefere Bedeutung als ihm sonst zugeschrieben wird, hat der Satz: „Die Söhne Jakobs führen den Ehrennamen „Israeliten" nur von der Zeit ab, da sie vor dem Sinai standen."[2]) Durch Uebernahme und Ausbau der sinaitischen Gesetzgebung war ihnen die Möglichkeit geboten, die in dem Menschen ruhende Leidenschaft (Gift nennen sie die Alten) zu überwältigen[3]) und in die vorderste Reihe der gesitteten Völker zu treten. Unsichtbar schwebte ihnen die Krone der Sittlichkeit über dem Haupte.[4])

Weil Israel sich ungeteilten Herzens Gott zuwandte, darum ward ihm dessen stete Fürsorge zu teil.[5]) Von den Israeliten ward vorausgesetzt, daß sie den rechten Weg finden, im gottesdienstlichen Tun das Richtige treffen werden, denn, „wenn sie nicht selbst Propheten sind, sind sie Söhne der Propheten;"[6]) ihr geläutertes Gottesbewußtsein macht sie zu edlen Menschen, was sie im

---

[1]) So die Trauer der nach Rom wandernden Gelehrten.
[2]) Chullin 101b.
[3]) „Das von der Schlange in das Menschenherz gelegte Gift hörte am Sinai auf", ist der bildliche Ausdruck hierfür. Sabbat 146a.
[4]) Sabbat 88a.
[5]) Israel wird der Palme verglichen, es blickt ungeteilten Herzens auf zu seinem Vater im Himmel. Sukka 45b.
[6]) Pessachim 66a.

Leben und Wirken beweisen müssen. Als Israeliten besitzen sie drei Eigenschaften: Sie sind voll des Erbarmens, das Schamgefühl ist in ihnen vorherrschend, sie üben Wohltätigkeit in reichem Maße [1]) Siehst du jemand der frech und schamlos ist, so wisse, daß seine Eltern nicht am Sinai gestanden.

Ein tiefer Blick in die Volksseele Israels ist es, wenn ausgesprochen wird, daß Israel sich in seinem Empfinden und Fühlen nicht im ruhigen Gleichmaß zu halten versteht, sondern vom Temperament hinreißen läßt, bald hoch aufjauchzt, bald zu Tode betrübt ist. Das ist nicht etwa Zufall, sondern das Werk und die Folge seines Geschichtsganges. Denn, so meinen die Alten, Israel ist in der Thora bald dem Staube, bald den Sternen verglichen; nicht die Zahl, erklären sie ist gemeint, sondern das Schicksal drückt Israel bald nieder in den Staub, bald wird es von ihm hoch hinaufgetragen zu den Sternen.[2]) Da die äußeren Verhältnisse zur Zeit der Talmudlehrer mehr vom Liegen im Staube, als von der Sternenhöhe Israels berichten, so vertrösteten sie es mit dem Hinweis auf eine späte Zukunft, betonten die Messiaslehre der Propheten und wiesen hoffnungsvoll auf die Zeit hin, in der es zu jener Höhe emporgetragen und zum Mittelpunkte der Völker werden wird.[3])

Selbstverständlich werden auch die Schattenseiten Israels nicht verschwiegen. Aber, obgleich Israel oft genug geirrt, vom rechten Wege abgewichen, dem Götzen gedient, dem Laster gefröhnt hatte, dennoch, so ward angenommen, hatte das Laster seine Seele nicht ergriffen, nur die Außenseite war beschädigt, der Kern war gut geblieben. Darum blieb stets das Auge Gottes auf es gerichtet, und wenn es auch gestraft wurde, so ward dafür gesorgt, daß es unter dem Leide nicht zusammenbreche, die Strafe ertragen könne. So wurde bei jedem traurigen Ereignisse auf die waltende Güte Gottes hingewiesen.

---

[1]) Jebamot 79a.

[2]) Megilla 16a.

[3]) Erubin 43b.

Israel ging darum gerade nach Babylon in die Gefangenschaft, weil, so meint der eine Lehrer, die Babylonier unter den Völkern des Altertums zur Zeit am meisten fortgeschritten waren; ein anderer meint, weil die Sprachen Palästinas und Babylons verwandt sind, so daß die Möglichkeit gegenseitiger Verständigung gegeben war; ein dritter ist der Ansicht, es war die Rückkehr der Kinder in die Urheimat ihrer Ahnen, denn Babylon ist das Geburtsland des Stammvaters Abraham.[1])

So findet eine innige Verbindung zwischen Gott und Israel statt, und die Talmudlehrer werden nicht müde, auf diese Verbindung hinzuweisen. Dem bereits in der Thora ausgesprochenen Gedanken, daß Gott Israel als sein Eigentum betrachtet, wird auch hier deutlich Ausdruck gegeben,[2]) Gottes heiliger großer Name ist mit Israel verknüpft[3]), und mag Israels Schicksal welches immer sein, mag es im heiligen Lande oder zerstreut auf der ganzen Erde weilen, von Gott verlassen ist es nicht.[4])

Was nun die Ehre Israels betrifft, so muß zweierlei unterschieden werden: Die Ehre, die es beanspruchen kann infolge seiner Erziehung durch die Thora und seines durch seine Erlebnisse entwickelten Charakters; sodann jene Ehre, die ihm infolge seiner Verdienste um die Gesamtheit gebührt. Die erstere, eine Folge persönlicher Vorzüge, wird zumeist in Gleichnissen ausgesprochen, die der Menschen- und Pflanzenwelt entlehnt sind, sich zuweilen auch zum Ueberirdischen erheben. So behandeln sie den Wohltätigkeitssinn unter dem Bilde des Weinstocks. Die Wohlhabenden in Israel sind der Weinstock. Wie dieser eine Stütze der edlen Frucht ist, so sind jene eine Stütze der Armen.[5]) Das Gottvertrauen ist der Frucht des Apfelbaumes verglichen. Wie diese heranreift, ohne auf das schützende Blatt zu warten, so gibt sich

---

[1]) Pessachim 87b.
[2]) das.
[3]) Jerusch. Taanit c. 2.
[4]) Wohin sie auch in die Verbannung gehen, die Schechina ist mit ihnen. Megilla 29a, Sabbat 22b.
[5]) Chullin 92a, s. Raschi das.

Israel vertrauensvoll seinem Gotte hin. Es sprach vor dem Sinai stehend: Wir wollen tun, was Gott befiehlt, dann, wir wollen hören.[1])

Eine Ehre Israels ist sein ewiger Bestand. Israel gleicht hierin dem Oelbaum. Wie dieser seine immergrüne Krone hat, so ist die Dauer Israels für die Ewigkeit verbürgt.[2])

Besteht die Ehre Israels in seinem Gottvertrauen und in der Betätigung der Nächstenliebe, so ist die Folge, daß es sich mit gutem Rechte den Besten unter den Menschen an die Seite stellen kann, sowohl jenen, die an Macht und Glanz hervorragen, wie jenen, die wegen ihrer sittlich-geistigen Größe geschätzt werden. Moses, dem großen Lehrer und Propheten, wird mitgeteilt, daß seine Größe mit der Israels verbunden ist, und daß sie ihm nur Israels wegen gegeben wurde. „Steig herab, Mose, von deiner Größe, wenn das Volk entartet ist, denn nur zu seiner Ehre wurdest du erhoben.[3])

Das innige Verbundensein Israels mit Gott, wie der Psalmist es ausdrückt: Die Nähe Gottes ist mir ein Gut," (Ps. 73, 28) hat zur Folge, daß es sich mit seinen Anliegen und Gebeten direkt an Gott wenden kann, durch das Bewußtsein der Gottesnähe, ward ihm die Ehre zu teil, daß es für ihn keines Vermittlers bedarf.[4]) Ja, die Ehre Israels vor Gott ist so groß, daß die Engel der Höhe schweigen müssen, wenn Israel das Lob Gottes singt.[5])

---

[1]) Sabbat 88a.

[2]) Menachot 53.

[3]) Berach. 32a.

[4]) Joma 52a. Wörtlich: Rabbi Jose sagt: Israel ist bevorzugt, es bedarf keines Boten.

[5]) Chag. 12b Daß hierbei, in der Absicht den Tiefgebeugten etwas Mut und Hoffnung einzuflößen, Uebertreibungen vorkommen, mag zugestanden werden So der Ausspruch, daß alle Israeliten „Königssöhne" genannt werden. Sabbat 67b. Oder, wenn der strenge Sittenrichter Pinchas ben Jair allen Israeliten das Epitheton „Heilige" beilegt Chullin 7b. Andere Epitheta, die Israel beigelegt werden, sind im Midrasch Jalkut, Abschn. Kedauschim, zusammengetragen. Wie Gott Chassid genannt wird, so Israel (Ps. 50, 5) wie Gott der Weise genannt wird, so Israel. (Deut. 4, 6). Ja, selbst der Name Elohim wird ihm beigelegt (Ps. 82, 6).

Wenn einer Gesamtheit eine hohe Mission übertragen wird, eine solche, die mit Materiellem nichts zu tun hat, und deren Bedeutung nur auf dem Wege der Abstraktion gefunden werden kann, so liegt darin eine Bevorzugung dieser Gesamtheit. Jedes Bevorzugtwerden, sei es von Seite vorurteilsloser, auf der Geisteshöhe stehender Menschen, sei es von Seite der Vorsehung, setzt eine bestimmte höhere Eignung voraus, ist eine Ehre. Durch Uebertragung der Mission, den Namen Gottes zu künden, verbunden mit der strengen Beobachtung lauterer, heiliger, zum Teil Einschränkungen auferlegender Gebote, ist Israel eine hohe Ehre zuteil geworden.[1]) Diese Ehre ist um so größer, als Israel im großen und ganzen der Mission, trotz der Zeiten Ungunst, treu geblieben. Ward ihm auch dafür weder Anerkennung noch Ehre von außen, so ist sein Verdienst und damit seine Ehre um so größer, als es, der heiligen Sache zu liebe, auf äußere Ehre verzichtet, nicht weil es diese gering achtet, sondern weil es der Ueberzeugung lebt, daß die äußere Ehrung die innere Ehre nicht aufwiegt.

Israels Ehre besteht nicht bloß in der Mission, den Namen Gottes den Völkern zu künden, sie besteht auch darin, daß es das Volk der Schrift ist. Diesen Ruhmestitel hat es sich längst erworben. Schon vor ungefähr 2000 Jahren nannte man es so. Man nannte es das Volk der Schrift zunächst darum, weil in seiner Mitte die unerreichte heilige Schrift erstand, die man als „das Buch" schlechthin bezeichnete. Sodann und das ist es, was mit jener Bezeichnung besonders ausgesagt werden wollte, weil Israel sich mehr als irgend ein Volkstum der alten Zeit mit der Erforschung und Deutung eigenen und fremden Schrifttums befaßte. Der auf das Denken und Forschen gerichtete Sinn ist ebenfalls eine Folge seiner religiösen Erziehung. Die Religion schrieb ihm vor: du sollst in ihr (der Thora) forschen Tag und Nacht. Dieses Gebot ist tatsächlich eingehalten worden und kommen wir auf diesen Punkt bei Be-

---

[1]) Menachot 43b.

sprechung der „Ehre der Thora“ noch zurück. Wohl hat das Leben zur Erweiterung und Ergänzung der Thora gedrängt, aber auch das eben genannte Gebot hat nicht wenig zum Inslebentreten der Mischna und Gemara und zum weiteren Ausbau der kaum übersehbaren jüdischen Literatur beigetragen. Es ist ein tiefer religiöser Zug, für alle Lebensverhältnisse Auskunft in diesem einen Buche zu suchen, dieser religiöse Zug hat eine Literatur geschaffen. Als Ausfluß dieser Empfindung ist der Satz anzusehen: Forsche und grübele in der Thora, denn alles ist in ihr.[1]) Diese zur festen Ueberzeugung gewordene Empfindung beherrschte das Leben, dieses wieder forderte in seiner Vielgestaltigkeit stets neue Formen und Gedankenbildungen, so daß eine stete Wechselwirkung zwischen Schrift und Leben bestand, die Judenheit das Volk der Schrift wurde.

So unübersehbar das jüdische, nachbiblische und nachtalmudische Schrifttum ist, es kann doch mit Bestimmtheit angenommen werden, daß vieles verloren gegangen ist, vielleicht mehr als wir besitzen. Das mag besonders vom grauen Altertum gelten. Als bester Zeuge hierfür kann die Unerklärbarkeit mancher Schriftstellen in den Propheten, Psalmen usw. angesehen werden. In so Manchem, das wir heilig zu halten alle Ursache haben, zeigt sich uns nur die kurze Zusammenfassung einer mächtigen Geistesströmung. Anderes wieder stellt sich dar als Block und Splitter eines einst bestehenden Gedankengebäudes, ein ehrwürdiger Stumpf, gerettet aus dem Brande der Zeiten.

Hat die Tätigkeit eines Volkes eine bestimmte Richtung genommen, so verharrt es in ihr die Geschlechter, die Jahrhunderte hindurch, auch dann, wenn das ursprüngliche Motiv zu wirken aufgehört hat. Die Beschäftigung mit der Schrift, ihre Erforschung hat, so es nur möglich war, nie eine Unterbrechung erfahren. Die Forschung wurde das ganze Mittelalter hindurch fortgesetzt, sie hat heute nicht aufgehört. Und darin liegt die Macht einer

[1]) Abot 5, 22

planmäßigen Erziehung; selbst in jenen Schichten des israelitischen Volkes, in denen das religiöse Interesse in den Hintergrund getreten, die Pietät vor der Thora nicht besteht, wo also das ursprüngliche Motiv nicht fortwirkt, ist der auf das Forschen und Grübeln gerichtete Sinn vorherrschend geblieben. Ein unstillbarer Wissensdurst, ein unentwegtes Streben nach Bildung waltet in allen Schichten Israels vor. Ein Unwissender (am haarez) zu sein, gilt heute wie ehedem als Schande. Der Vater hält es für seine heiligste Pflicht, das Kind zur Schule zu führen, israelitische Kinder erscheinen vollzählig in den Volksschulen, die israelitische Jugend bildet einen hohen Prozentsatz in den höheren Lehranstalten, Israels Söhne, in neuer Zeit auch Töchter, stellen zu allen gelehrten Berufsarten ein größeres Kontingent, als nach der Bevölkerungszahl erwartet werden darf. Was noch besonders in die Wagschale fällt, ist die große Zahl jener, die das Studium nicht als Beruf betreiben, sondern sich einer mehr materiell-praktischen Tätigkeit zugewandt haben, dabei aber mit Herz und Sinn die Wissenschaft pflegen und, zumeist durch Selbststudium, eine Wissensstufe erreichen, die sie weit über das Niveau des gewöhnlich Gebildeten erhebt. Wenn auch, wie gesagt, das religiöse Moment heute in vielen Fällen nicht mitwirkt, so darf doch mit vielem Recht gesagt werden, daß der Sinn Israels auf das Seelische, Geistige vorwiegend gerichtet ist. Es ist dies die Folge einer Jahrhunderte hindurch fortgesetzten Erziehung, es ist die Erziehung durch die Thora, das Erbe der Väter. Israel ist heute noch das Volk der Schrift.

Mit diesem Vorzug ist ein Mangel verknüpft. Israel zählt in seinen Reihen eine große Menge Wissender, Gebildeter, auch eine stattliche Zahl auf ihrem Gebiete bedeutender Männer. Die Zahl der letzteren ist aber eine zu geringe. Die Ursache hierfür ist im folgenden zu suchen: Das Streben der gebildeten, auch der gelehrten Israeliten ist auf das Universelle gerichtet, d. h. es ist das Streben vorwaltend, auf keinem Wissensgebiete fremd, auf jedem möglichst heimisch zu sein. Dieses Streben

war in früherer Zeit gerechtfertigt, ist es in unserer Zeit nicht mehr. Die Wissenschaft differenziert sich immer mehr, jede einzelne hat eine solche Ausdehnung erreicht, daß es dem Fachgelehrten schwer wird, immer auf dem Laufenden zu bleiben, in seinem eigenen Fache gleichen Schritt mit allen Forschungen und Erscheinungen des Tages zu halten. Da geht es nicht mehr an wie früher, auch in den Zeiten des Talmud,[1]) auf allen Wissensgebieten Bescheid wissen zu wollen. So schön dies wäre, so lobenswert ein solches Streben ist — in neuer Zeit hat es Leibnitz noch vermocht — heute ist es unmöglich. Wo es versucht wird, zersplittert sich die Kraft, die Gründlichkeit leidet, man beherrscht sein eigenes Gebiet nicht. Die Gelehrten unseres Stammes verfallen vielfach diesem Fehler. Es gibt, wie gesagt, auch da eine stattliche Zahl gelehrter Fachmänner, aber bei der Geistesanlage unserer Glaubensbrüder, ihrer Hingebung an die Wissenschaft, ihrem Ernst und ihrer Ausdauer ist die Zahl der Größen ersten Ranges eine viel zu geringe. Mit einem, man darf sagen, erlaubten Neide sieht der Israelite auf die Gelehrten andern Glaubens. Es sind Sterne erster Größe. Dieses starke Können beruht auf dem Geheimnis, daß sie sich zu beschränken wissen, ihrem Fache ausschließlich obliegen, von allgemeiner Bildung nur so viel aufnehmen, als unbedingt notwendig ist. Der Israelite möchte überall Fachmann sein. Vergebliches Bemühen! Er vergißt dabei den Satz des Talmud: „Wer zu viel erfaßt, erfaßt Nichts."

---

[1]) Auch im Talmud begegnen wir schon einem Widerspruch gegen das Alles = wissen = wollen. Wenn berühmte Lehrer befragt oder unbefragt in der Hagada eine ungenügende Auskunft gaben, rief man ihnen zu: Was wollt ihr auf dem Gebiete, geht zu euern tiefgelehrten Forschungen! (טמאות וטהרות) Andererseits gab es Spezialisten — so Ben Asai — auf dem Gebiete der Hagada, auf die man die Fragenden verwies. Man sieht, daß sich selbst auf dem einen Gebiete, dem der Schriftauslegung, die Forschung differenzierte, und daß man die Forderung, daß Einer Alles wisse, gar nicht stellte.

Dagegen gereicht es uns zum Troste und zur Ehre, daß wir in den Reihen Israels einem hohen Bildungsgrade begegnen, daß es ferner daselbst Analphabeten nicht gibt. Selbst in jenen von der Kultur wenig berührten Ländern, die eine große Zahl Analphabeten aufweisen, wo ein Teil der Israeliten auf der tiefen Stufe seiner Mitbürger steht, versteht auch dieser Teil etwas hebräisch, oder kann wenigstens hebräisch lesen. Ja gerade in diesen Ländern tritt uns die bemerkenswerte Erscheinung entgegen, daß sich Männer, wieder aus religiösen Gründen, auf das Studium der Thora, eigentlich auf das des Talmud zurückziehen, diesen in all seinen Teilen erforschen und, da ihnen ein anderer Bildungsquell nicht fließt, in ihm und seinen Kommentaren eine erstaunliche Kenntnis aller Einzelheiten erlangen. Dieses sich ausschließlich dem Talmud hingebende Studium mag, nach unseren Begriffen, nicht in wissenschaftlicher Weise betrieben werden, mag auch eine gewisse Einseitigkeit zur Folge haben, eine eminente Geistestätigkeit bleibt es dennoch, die, wie Kenner des Talmud zugeben werden, auch mächtig auf das sittliche Leben einwirkt.

War und ist Israel das Volk der Schrift, so tut man ihm bitter Unrecht, wenn man es das Krämervolk nennt, mit welcher Bezeichnung man der Anschauung Ausdruck geben will, daß Israels Sinn überwiegend auf das Materielle gerichtet ist. Daß eine verhältnismäßig große Zahl der Israeliten dem Handelsstande angehört, von dem Kleinhändler angefangen, der von der Hand in den Mund lebt, bis hinauf zu dem Großkaufmann, soll nicht geleugnet werden. Die Ursache hierfür ist bekannt. Sie besteht in den Vorurteilen finsterer Jahrhunderte, im Glaubensfanatismus von nichtjüdischer Seite. Diese haben Israel jeden andern Quell der Lebenserhaltung verstopft und auf den Weg des Handels gedrängt. Wenn trotz Allem und Allem eine Gemeinschaft sich von der Not der Zeiten nicht beugen läßt und den Beweis erbringt, daß ihr Herz nicht verhärtet, ihr Geist wach ist, daß das Streben nach Bildung und Wissen in ihrer Mitte nicht erstorben, daß sie mit Bewußtsein und

festem Willen sich auf der gleichen sittlichen und geistigen Höhe hält mit jenen, in deren Mitte sie lebt, so tut man Unrecht, ihr Materialismus vorzuwerfen, man sollte vielmehr gestehen, daß ein idealer Zug durch diese Gemeinschaft geht.

Israel ist wohl nicht asketisch angelegt, es verachtet die Materie nicht, es bejaht das von Gott geschenkte Leben, will, was die Welt schönes bietet, genießen, trotzdem ist es eine ideale Gemeinschaft, weil es Gut und Blut, Vermögen und Leben für seine Ueberzeugung hingegeben. Ohne jede Ueberhebung darf es betont werden, daß Israel seiner Mission wegen zum Märtyrer geworden. Eines hohen Gedankens wegen Qual und Not ertragen, Haus und Hof und ein liebgewordenes Vaterland verlassen, seinetwegen die schwersten Opfer bringen, bereit sein in den Tod zu gehen, kurz Märtyrer zu werden, gereicht jedem zu Ehre. Israel ist zum Märtyrer des ihm übertragenen Gedankens geworden. Seiner heiligen Mission wegen — Kinder des einzigen Gottes zu sein — war es stets bereit in Verbannung und in den Tod zu gehen. So war es im Altertum, im Mittelalter, ist zum großen Teil heute noch der Fall. Haß und Druck, Zurücksetzung und Verachtung seiner Religion wegen zu ertragen, ist auch ein Martyrium. Es bestand und besteht für all jene, die Ehre im Leibe haben und hatten, dem Glauben treu zu bleiben, es hörte auf für die Ehrlosen und Gemeinen, die den Glauben von sich warfen und werfen. Nicht nur Rußland und Rumänien liefern hierfür tagtäglich die erschreckendsten Beweise, auch in zweifellos zivilisierten Staaten wird der Jude seines Glaubens willen in seiner Menschenwürde gekränkt, muß er den bisher vergeblichen Kampf für das gleiche Recht kämpfen und sich Zurücksetzungen aller Art gefallen lassen. Daß Israel durch alle Zeiten sein Martyrium getragen hat, ist und bleibt sein Ehrenschild.

Dieses Opfer wird von Israel gefordert. Israel muß bestehen um seine Mission zu erfüllen. Daher betonen die Alten seine Fortdauer und die Notwendigkeit seines Bestandes: „Wie die Welt nicht ohne reinigende,

erfrischende Winde bestehen kann, so nicht ohne Israel."[1])

Als Lohn für diese Hingebung und Opferwilligkeit achtet Gott auf Israels Ehre auch dann, wenn er es straft. Er läßt das Volk, das über Israel herrschen und in dessen Mitte es leben soll, zu Macht und Ansehen gelangen, damit es nicht heiße: Gott überläßt sein Volk einer niedrigen Nation."[2])

Es sei noch erwähnt, daß es als ein hohes Verdienst angesehen wird, zu Israels Ehre beizutragen, der schärfste Tadel traf, wer Israel Schande bereitet. Es sei nur auf den einen Satz hingewiesen: „Wer durch schwelgerisches Leben Israel der Verachtung preisgibt, hat das ewige Leben verwirkt."[3])

Israels Ehre besteht demnach in seinem Gottvertrauen, seiner Ausdauer im Kampfe für seine Ueberzeugung, seinem Wohltätigkeitssinne, diese sind Folgen seiner Erziehung durch die Thora und Geschichte. Sie besteht ferner in der hohen Mission, zu der es berufen wurde, der es durch die Jahrhunderte treu geblieben, trotzdem es durch sie zum Märtyrer wurde.

Religion und Geschichte haben in ihm die Ueberzeugung von seiner ewigen Dauer, seiner Notwendigkeit für die Menschheit gezeitigt. Wer will es, im Hinblick auf die wechselvollen, tragischen Geschicke Israels, den alten Lehrern übelnehmen, wenn sie Israels dauernden Bestand als der Wunder größtes ansahen und die Erklärung hierfür in dessen Bevorzugung, Auserwähltheit, in der Liebe Gottes zu seinem Volke fanden, daß sie die Tatsache des Bestandes nicht als ein zweckloses Geschehenlassen seitens der göttlichen Vorsehung betrachteten, sondern als einen Beweis für die Mission Israels und seine Notwendigkeit für das Weltganze. Diese Ueberzeugung, die sie mit einem großen Teil des Volkes teilten, gab ihnen wie dem Volke die Kraft, vom Unrecht zu

---

1) Taanit 3b, s. Raschi das.
2) Gittin 56b. Der Libanon fällt durch einen Mächtigen.
3) Sota 48a.

lassen, das Gute zu fördern, ehrenhaft zu handeln. Es entstand der Satz: Der Rest Israels begeht kein Unrecht."

a) Die Ehre der Gemeinde.

Als Teil Israels ist Zibbur, die Gemeinde, Gesamtheit anzusehen. Unter Zibbur wird soviel wie unter dem hebräischen Kahal verstanden, eine zu gottesdienstlichen und kulturellen Zwecken sich oft nur zufällig zusammenfindende Menge. Das über Israel Gesagte findet auch auf die Gemeinde, als einen Teil des Ganzen, Anwendung. Als solcher liegen ihr vor Allem Pflichten ob. Ihre erste, vornehmste Aufgabe besteht in der Pflege der Religion. Ihr Gebiet umfaßt in erster Reihe den Kultus, sodann die Pflege der Thora, welcher sich, als integrierender Bestandteil, die Wohltätigkeit anschließt. Das sind die drei Säulen, auf denen die Gemeinde ruht. Es mag streitig sein, ob, auch für die Gemeinden, in erster Reihe die Thora und dann der Kultus zu pflegen ist, oder umgekehrt.) Die Mischna[1]) stellt bekanntlich „als Säulen der Welt" die Thora voran. Die Gemeindepflicht besteht zunächst in Errichtung von Religionsschulen, um das heranwachsende Geschlecht mit den Grundlehren des Glaubens bekannt zu machen und es zu befähigen, dem Kultus, der nur in hebräischer Sprache gedacht war, folgen zu können. Es war Pflicht auch der kleinsten Gemeinde, einen Lehrer anzustellen und, wo die Zahl der Kinder vierzig überstieg, die Mittel für einen zweiten zu beschaffen. Höhere Lehranstalten zu erhalten, ist nur Sache der Vereinigung vieler Gemeinden, oder des Landes. Man nahm zur Zeit der Gaonim nicht Anstand, zur Erhaltung der Hochschulen Boten auszusenden, um in fernen Ländern Beiträge zu sammeln. Daß in höheren Lehrhäusern nicht nur strikt Thora, sondern auch sogenannte profane Gegenstände gelehrt wurden, ist selbstverständlich. Mußten doch die Mitglieder des Synhedriums siebzig Sprachen sprechen,

[1]) Abot I 2.

welche, da ihnen wohl die Gelegenheit, all diese Sprachen im Umgange zu erlernen, nicht geboten war, anderwärts gelehrt und gelernt werden mußten.[1]) Die Gemeinde hat die Pflicht, Schulen für profane Gegenstände da zu erhalten, wo Stadt und Staat hierfür nicht Sorge tragen, oder wo Glaubenshaß sich in der Schule eingenistet hat, so daß den Kindern der Schulbesuch verleidet wird.

Die Thora, eigentlich die Belehrung, bildete den Hauptbestandteil des Kultus, sie nahm ihren Platz in der Mitte des Gottesdienstes ein, das Gebet ging ihr voran, wie es ihr folgte. Die Synagoge war darum die Stätte der Belehrung wie der Herzenserhebung. Da war der Sammel- und Mittelpunkt der Gemeinde, da ihr Kopf und ihr Herz, da pulsierte ihr Leben.

Dem Kultus und der Belehrung schloß sich als drittes die Pflege der Wohltätigkeit an. Hier wurden der Gemeinde Pflichten auferlegt, aber auch gewisse Schranken gezogen. Es muß darauf gesehen werden, daß die Privatwohltätigkeit nicht aufhöre. Es ist nicht nur eine Verkennung ihrer Aufgabe, wenn sich die Gemeinde als Wohltätigkeitsanstalt betrachtet, sie wirkt als solche auch schädlich, indem das Ueben der Wohltätigkeit dem Einzelnen mehr oder weniger abgenommen wird, wodurch er eines wichtigen Erziehungsmittels verlustig geht. Das Wohltun ist ein Erziehungsmittel, weil es die gegenseitige Teilnahme der Menschen fördert, zur Veredelung des Sinnes wie des Herzens beiträgt. Die Gemeindewohltätigkeit soll da eingreifen, wo es gilt, Zedaka im großen Stile zu üben, wo ein öffentliches Interesse vorliegt und die Kraft des Einzelnen nicht ausreicht. Die Gemeinde darf nie eine Wohltätigkeitsanstalt werden. In der Erfüllung der Pflichten, die ihr Thora, Aboda (Gottesdienst), Gemillut chesed (Ueben der Wohltätigkeit)

---

[1]) Es ist nicht gut möglich anzunehmen, daß jedes Synhedriums-Mitglied 70 Sprachen gesprochen hat. Der Sinn des Ausspruches wird wohl der sein, daß in der Gesamtheit des Synhedriums 70 Sprachen vertreten waren, so daß im Durchschnitt jedes Mitglied eine fremde Sprache sprach.

auflegten, bestand die Ehre der Gemeinde. Die Wohltätigkeit, so wichtig und notwendig sie ist, nimmt die dritte Stelle ein.

Soll die Gemeinde den gestellten Anforderungen genügen, so entsteht für jeden Israeliten die Ehrenpflicht, der in einer Stadt oder einem Kreise organisierten Gemeinde anzugehören, Steuern und Bürden, die sie auferlegt, zu tragen. Es gibt keinen Grund, der die Nichtangehörigkeit rechtfertigte. Das Gebot lautet ausnahmslos: Sondere dich nicht ab von der Gesamtheit.[1])

Der Gemeinde gebührt Ehre, sowohl darum, weil sie ein Teil der Gesamtheit Israels ist, wie der höheren Zwecke wegen, die sie sich zum Ziele setzt. Mit der Ehre der Gemeinde ist die Achtung vor ihren Führern, Einrichtungen und Institutionen verbunden. Die Leitung der Gemeinde ist dem Vorstande[2]) anvertraut. Er soll sich der Ehre bewußt sein, daß er zum Vertreter eines Teils der Gesamtheit Israels berufen ist, er muß seinen Dienst als Ehrendienst ansehen, selbstsüchtige Zwecke sind selbstredend ausgeschlossen, was er tut, soll er im Namen Gottes tun. Ihm liegt die Pflicht ob, nicht nur die Ehre der Gesamtheit zu wahren, er muß auch die Ehre des Einzelnen achten. Er darf nicht hochmütig sein und Untergebenen nicht Furcht einflößen wollen. Tut er letzteres, dann hat er seine Aufgabe verkannt und entgeht der Strafe des Himmels nicht.[3]) Ist sich aber der Vorsteher der Ehre bewußt, im Dienste Israels zu stehen, vollzieht er seine Aufgabe in Herzenstreue, dann wird ihm sowohl das zum Guten angerechnet, was die heimgegangenen Väter Gutes geschaffen, wie das Heil, das den künftigen Geschlechtern aus seinem Wirken entsteht.[4])

Die Mitglieder der Gemeinde haben auch dem Vorsteher gegenüber Pflichten. Wenn der Vorsteher arm ist, dürfen sie es nicht zugeben, daß er eine Arbeit verrichte,

---

[1]) Abot 2, 4.
[2]) Ueber die religiöse Führung der Gemeinde, die dem Talmid Chacham obliegt, s. weiter.
[3]) Rosch haschana 17 a.
[4]) Abot 2, 2.

die von einem Tagelöhner geschehen kann. „Es ist eine Schande für seine Zeit, daß sich nicht jemand findet, der für ihn diese Arbeit tut.[1])

Selbst im Kultus wurde manche Einrichtung zur Ehre der Gemeinde getroffen. Wenn die Gemeinde zum Gebete versammelt war, durfte Niemand an dem Gotteshause vorübergehen, ohne einzutreten. Er soll eintreten und mitbeten.[2]) Ferner darf der diensttuende Beamte die aus der Thora vorzulesende Stelle nicht in Gegenwart der versammelten Gemeinde aufsuchen, er soll es früher tun.[3]) Selbst der Gelehrte ist der Gemeinde Ehre schuldig. Er darf die Ehre, daß man mit dem Vortrage des (18) Gebetes wartet, bis er das stille Gebet beendet hat, nicht mißbrauchen, muß sich mit dem Gebete beeilen. Rab. Akiba beeilte sich.[4]) Auch die Schechina (Allgegenwart Gottes) erweist der Gemeinde Ehre. Daher wurde dem Priester gestattet, beim Sprechen des Segens das Gesicht dem Volke, den Rücken der Schechina zuzuwenden.[5])

Fragen wir nun, was die Ehre der Gemeinde bedeutet, so ist zweierlei zu unterscheiden: die Ehre, die sie als Gesamtheit in sich trägt, wie jene, die ihr von Einzelnen zukommt und zuerkannt wird. Die erstere ist Erfüllung einer ernsten Pflicht, die um so höher anzuschlagen ist, als sie dem stolzen Bewußtsein entspringt, ein Teil jener Gesamtheit zu sein, die im Dienste Gottes und der Menschheit steht. Sie ist Genugtuung darüber, zur Ehre dieser Gesamtheit beizutragen. Die Ehre, die sie von Einzelnen beanspruchen kann, ist wohl am besten charakterisiert, wenn man sie als volle Rücksichtnahme der Gemeinde gegenüber bezeichnet, Rücksicht auf die von ihr ausgehenden Leistungen sowohl, wie darauf, daß das, was sie schafft, in Hingebung für die Sache geschieht.

---

[1]) Kidduschin 70a.

[2]) Berachot 8b.

[3]) Joma 70a.

[4]) Berachot 31a.

[5]) Sota 40a; ein anderer Fall: Sota 39b, Orach-Chajim 148.

b) Die Elternehre.

Um die Elternehre im Talmud zu besprechen, genügt es nicht, sich auf jene Stellen zu beschränken, die direkt mit dem Worte Kabod verbunden sind, es muß notwendig auf ein anderes, in der Bibel bereits erwähntes Moment hingewiesen werden, auf das der (Jirah) Furcht. Lautet doch neben dem Gebote der heiligen Schrift: „Du sollst Vater und Mutter ehren,“ ein anderes: „Jeder soll seine Mutter und seinen Vater fürchten.“ (Lev. 19, 3.) Es sind also Gebote von „Ehre und Furcht,“ die den Eltern gegenüber zu erfüllen sind. Die Talmudlehrer konnten bei Aufstellung der den Eltern gegenüber zu erfüllenden Pflichten, den zweiten Satz ebensowenig wie den ersten übergehen. Sie stellen daher die Frage: Was ist Furcht, was Ehre?[1]) Hierauf sollte man eine Begriffsbestimmung erwarten. Die wird aber, wie oft bei den Talmudlehrern, nicht gegeben. An ihrer Stelle werden Beispiele angeführt, die unter die Begriffe von Furcht und Ehre fallen.

Wir verbinden den Eltern wie Gott gegenüber beide Begriffe und sprechen von „Ehrfurcht.“ Die Furcht in ihrer primitivsten Art ist nichts anderes, als das Gefühl, Mächten gegenüber zu stehen, gegen die anzukämpfen unsere Kraft nicht ausreicht, denen wir uns unterwerfen, weil wir geistig wie physisch ihnen gegenüber ohnmächtig sind. Dieses Gefühl bestand in erster Reihe Gott gegenüber, wurde auf Selbstherrscher übertragen, dann stufenweise abwärts auf Alle, die mit Macht ausgerüstet uns gegenüberstehen, zu welchen auch die Eltern gehören. Den letzteren, wie Gott gegenüber, machte sich, wohl gleichzeitig mit der Furcht, ein anderes Gefühl geltend, das erzeugt wurde von der Güte, der Fürsorge, dem Wohlwollen, das von jenen Mächten ausströmt. Die Kinder mußten in den Eltern bald jene Wesen erkennen, bei denen Macht gepaart ist mit Güte, Strenge mit Liebe, Geistesüberlegenheit mit Wohlwollen.

Die Furcht, als Vorahnung des hereinbrechenden Bösen, muß in den Hintergrund treten und der Erwägung Raum gewähren, daß es doch dieselben sind, die uns Be-

---

[1]) Kiddußchin 31b.

weise ihrer Güte, Liebe u. s. w. gegeben, denen wir uns vertrauend überlassen können. Aus der Furcht ist Ehrfurcht geworden. Denn Ehrfurcht ist nichts anderes, als ein gemischtes Gefühl, das dann entsteht, wenn in uns Furcht und Zuneigung einem Wesen gegenüber zusammenwirken. Die Furcht stößt uns von ihm ab, die Zuneigung führt uns mit Kraft zu ihm zurück, wir bleiben scheu in gewisser Entfernung stehen. Es ist Ehrfurcht.

Die Talmudlehrer haben, wie gesagt, eine Begriffsbestimmung nicht gegeben, sondern durch Beispiele deutlich zu machen gesucht, was sie unter Furcht und Ehre verstehen. Aber selbst jene Beispiele, die sie unter „Furcht" anführen, zeugen dafür, daß es Furcht allein nicht ist, die obwaltet, sondern das Gefühl der Anerkennung mitspricht. Es ist nicht Furcht allein, wenn geboten wird: du sollst nicht den Platz einnehmen, den der Vater im Rate, im Bethause oder am Familientisch einzunehmen pflegt;[1]) oder: du darfst ihm nicht widersprechen, darfst, wenn er mit einem Andern in Meinungsstreit gerät, nicht entscheiden wollen; darfst ihn auch nicht bei seinem Namen rufen, sondern mußt sprechen: Mein Herr Vater! Hierzu mag noch das Gesetz gehören, daß wenn Vater oder Mutter den Sohn öffentlich beleidigen, oder gar schlagen, er es sich ruhig gefallen lassen muß. Wenn in den angeführten Beispielen Ehre bereits eingeschlossen ist, so kann, im Sinne der Talmudlehrer, ein Unterschied zwischen Ehre und Furcht dahin getroffen werden, daß Furcht ein passives, Ehre ein aktives Verhalten gegen die Eltern bezeichnet. Alle unter „Furcht" genannten Beispiele drücken ein Erdulden, Unterlassen aus.

Es genügt aber nicht, wenn sich das Kind gegen die Eltern passiv verhält, ihnen, etwa aus Furcht anzustoßen, oder sie zu verletzen, nicht nahe tritt; positive, sich betätigende Beweise der Anerkennung will das Gesetz und diese nennt es, Kabod-Ehre.

Bevor inbetreff der Elternehre zu einzelnem übergegangen wird, sei noch bemerkt, daß Furcht wie Ehre,

---

[1]) Es ist hier bereits die Deutung der Decisoren aufgenommen.

oder die Verbindung beider, Ehrfurcht, im Sinne des Talmud, beiden Eltern in gleicher Weise zugesprochen wird.[1]) Die volle Gleichstellung beider wird bei der Gelegenheit betont, wo auf die Verschiedenheit der Ausdrucksweise in der Bibel hingewiesen wird. Beim Ehrgebot (Exod. 20, 12 u. Deutr. 5, 16) steht an erster Stelle der Vater, beim Furchtgebot (Levit. 19, 3) die Mutter. Rabbi gibt hierfür die folgende psychologische Erklärung: Weil das Kind naturgemäß mehr Ehre der Mutter zu erweisen geneigt ist und weniger Furcht vor ihr hat, wird ihm diese in erster Reihe geboten; weil es mehr Furcht vor dem Vater hat, wird ihm gegenüber das Ehrgebot eingeschärft. Im allgemeinen erklären auch die Alten, daß die Ehrfurcht vor Vater und Mutter in keinem Augenblick außer acht zu lassen ist. Derselbe Rabbi, der die Furcht der Mutter gegenüber betont, spricht in einem feierlichen Augenblick nicht von der Furcht, sondern von der Ehre der Mutter. Auf dem Sterbebette ruft er seinen Kindern zu: habt acht auf die Ehre eurer Mutter.[2])

Obgleich nun Ehre in gleicher Weise dem Vater wie der Mutter gebührt, muß doch, wo ein Konflikt entsteht, wo zwischen Vater und Mutter gewählt werden soll, dem Vater der Vorzug eingeräumt werden, denn Kind wie Frau sind den Vater und Gatten zu ehren verpflichtet.[3])

Dagegen tritt, wenn Vater und Mutter in Gefangenschaft geraten sind, die Pflicht des Loskaufs der Mutter gegenüber in den Vordergrund. Es ist selbstverständlich, daß sich hier das Sittlichkeitsgebot geltend macht. Die Mutter muß losgekauft werden, um den Begehrlichkeiten der Machthaber nicht ausgesetzt zu sein.[4])

Bei den Ehrgeboten den Eltern gegenüber kann ferner unterschieden werden, zwischen solchen, die als Gesetz gefordert werden, wo Empfinden und Fühlen in zweiter Reihe in Frage kommen, und solchen, wo diese

---

[1]) Mischna Keritot 6, 9.
[2]) Ketubot 103 a.
[3]) Keritot 28 a.
[4]) Horajot 13 a.

die eigentliche Quelle der Handlung bilden. Die ersten sind Eltern gegenüber zu erfüllende Pflichten, die letzteren die ihnen schuldige Pietät. Für diese, wie für jene, haben die Talmudlehrer bestimmte Normen aufgestellt. Es ging wohl nicht immer an, da eine Norm zu formulieren, wo es auf das innerste Fühlen ankam, den tiefsten Herzensregungen Ausdruck verliehen werden sollte. Die Talmudlehrer halfen sich damit, daß sie auf das Verhalten berühmter Männer in ähnlichen Fällen hinwiesen. Dank muß ihnen dafür werden, daß sie selbst auf diesem Gebiete gangbare Wege wiesen, die Ehrpflicht nicht dem Belieben des Einzelnen überließen und, soweit dies möglich war, einem Zuwenig oder Zuviel vorbeugten.

Andererseits könnte es auffallen, daß zuweilen Pflichten in Form von Pietätsforderungen erscheinen, daß die Grenzen zwischen Pflicht und Pietät, nicht wie es wünschenswert wäre, auseinander gehalten werden. Allein, wenn es bei jedem Gesetze auf die Art der Erfüllung ankommt, darauf, ob sie aus freien Stücken oder erzwungen erfolgt, umwieviel mehr bei den Pflichtgeboten den Eltern gegenüber. Es ist leicht, dem Kinde befehlen, die Eltern im Notfalle zu unterstützen. Das Kind wird dem Gesetze, sei es Religions- oder Staatsgesetz, gehorchen. Allein darauf kommt es an, wie der Gehorsam geleistet wird. Bei Erfüllung des Gesetzes muß das Gefühl mitsprechen, da darf die Furcht allein nicht maßgebend sein, Liebe, Pietät, Ehrgefühl müssen mitbestimmend wirken. Treffend illustriert das ein Talmudlehrer: Der eine setzt dem Vater die köstlichsten Speisen vor und verliert die ewige Seligkeit, der andere läßt ihn die Mühle treiben und gewinnt die Seligkeit.[1]) Jener ist roh und gehorcht unwillig dem Gesetze, dieser legt ihm eine notwendige Arbeit auf, ehrt ihn aber, schützt ihn vor Mißhandlung und Beschämung. Es ist schwer zwischen Pflicht und Pietät den Eltern gegenüber zu scheiden, beide fließen ineinander.

Im allgemeinen können als Gesetze jene Verpflichtungen gelten, die unter dem Titel „Furcht" an-

---

[1]) Kidduschin 31 b.

geführt werden. Hierher gehört die angedeutete Verpflichtung der Kinder, den Eltern den nötigen Unterhalt zu bieten. Die Erfüllung dieser Pflicht kann erzwungen werden, wobei auf die Vermögensverhältnisse der Kinder Rücksicht genommen werden muß. Aber auch hier gilt es, daß nur der seiner Pflicht voll genügt hat, der freudigen Herzens den Eltern den Unterhalt bietet. Ebenso wird geboten, daß, wenn der Sohn den Vater ein Gesetz verletzen sieht, oder eine irrige Meinung äußern hört, er nicht sagen darf: „du irrst oder übertrittst ein Gebot", sondern er muß auf die Stelle der Schrift hinweisen, bescheiden fragen: „Vater, lautet das Gesetz nicht anders?" [1])

Hierzu gehört ferner, daß die Eltern ein Recht haben, die Arbeit, die Zeit, das Vermögen des Kindes zu beanspruchen. Wenn es einer Pflicht gegen die Eltern gilt, muß das Kind auch dann die Arbeit unterbrechen, wenn es morgen betteln müßte.[2]) So meint R. Elieser: der Sohn muß es ruhig mitansehen, darf kein Wort des Vorwurfes sprechen, wenn der Vater seinen Geldbeutel ins Meer wirft.[3]) Eine Steigerung erhält das Gesetz dadurch, daß weder Weisheit, noch Gelehrsamkeit einen Freibrief geben, sich über diese Pflichten hinwegzusetzen. Wie hoch auch der Besitz der Weisheit angerechnet wurde, der Verpflichtung gegen die Eltern entbindet er nicht. Ein Wahlspruch Raba's war: „Zweck des Lebens ist Buße und Wohltätigkeit. Es hüte sich, wer dem Studium obliegt, unbotmäßig gegen Vater und Mutter zu sein."[4]) Das Gesetz ging soweit, dem Sohne zu verbieten, dem Vater die Wunde auszudrücken, oder einen Dorn aus dem Fleische zu ziehen, weil, wenn diese Tat auch mittelbar zur Gesundung des Vaters beiträgt, sie ihm doch unmittelbar einen Schmerz verursacht.[5])

---

[1]) Kidduschin 32a.

[2]) Jore dea 240,5. Betteln, um die Eltern zu ernähren, ist nicht geboten.

[3]) Kidduschin 32a. R. Huna hat seinen Sohn in ähnlicher Weise versucht.

[4]) Berachot 17a. Das Studium entbindet von der Pflicht der Elternehre, erlaubt aber keinen Ungehorsam. Megilla 16b.

[5]) Sanhedrin 84b.

Richtet das Ehrgebot, insofern es Pflicht ist und als Gesetz auftritt, sein Augenmerk auf das tatsächlich Gegebene und kann es trotzdem die Empfindung nicht ganz ausschließen, muß es das Gefühl, wenn auch in zweiter Reihe, heranziehen, so treten diese, Empfindung und Gefühl, da in den Vordergrund, wo der Buchstabe des Gesetzes versagt, die Handlung ihren Antrieb aus der Tiefe des Herzens holt, die Elternehre Pietät ist. Zu dieser gehört wohl schon die oben bezeichnete, den Eltern gebotene Ehrung: „ihnen zu essen, zu trinken zu geben, sie zu kleiden (aus und ein) zu führen“, und zwar, wie betont wird, willigen Herzens und mit freundlicher Miene.[1]) Diese Gebote ließen sich noch in Gesetzesform bringen. Für andere Ehrerbietungen, für die ein Ausdruck nicht leicht gefunden werden konnte, wurden, wie erwähnt, die Taten berühmter Männer angeführt, die als Muster dienen und zur Nachahmung aneifern sollten.

Als Muster dafür, wie die Mutter geehrt werden sollte, dient die Erzählung von R. Josef, der, sobald er den leisen Schritt seiner Mutter vernahm, sich von seinem Sitze mit den Worten erhob: „ich erhebe mich vor der Schechina.“[2]) Noch tiefere Wirkung muß die Erzählung hervorrufen, daß R. Tarphon, so oft die Mutter ins Bett steigen wollte, sich bückte und ihr als Schemel diente. Dasselbe geschah, wenn sie herabsteigen wollte.[3])

In derselben Weise wird auf die Ehre des Vaters hingewiesen, wo die Talmudlehrer nicht anstehen, einen Heiden als Muster aufzustellen. Es ist der Heide Dama aus Askalon, der sich aus Ehrfurcht vor dem Vater einen großen Gewinn entgehen läßt. Einst wollten die Weisen Israels Edelsteine zu dem Ephod (einem Kleidungsstück des Hohenpriesters) von ihm kaufen und boten ihm einen sehr hohen Preis. Er wies sie aber mit dem Be-

---

[1]) Kiddusch in 31b. Geschieht dies in gezwungener Weise, oder nur mit unfreundlicher Miene, so tritt Strafe ein. Jore dea 240,4.
[2]) Daselbst.
[3]) Daselbst.

merken ab: der Vater schläft und der Schlüssel liegt unter seinem Haupte. Ich störe den Vater im Schlafe nicht.[1]) Es muß der Sohn, wenn ihm und dem Vater eine Ehre zugedacht ist, den Takt besitzen, die Ehre von sich ab- und dem Vater zuzulenken. Wenn Sohn und Vater an einem Orte geehrt werden, soll der Sohn nicht zu den Leuten sagen: „sendet mich meinetwegen, fertigt mich rasch ab, entlasset mich meinetwegen, sondern, tut es des Vaters wegen.[1]) Dem Ehrgebot ward am eindringlichsten dadurch Ausdruck gegeben, daß man die Ehre gegen Vater und Mutter der Ehre gegen Gott gleichstellte, der Beweis hierfür wurde durch Vergleichung und Gegenüberstellung verschiedener Schriftverse geführt.[2])

Wie tief und ernst der Gedanke der Elternehre erfaßt wurde, davon zeugen die zwei folgenden Gebote. Das eine stellt die Forderung auf, nicht nur die Eltern, sondern auch die mit ihnen in naher Verbindung stehenden Personen, die Stiefeltern, „die Frau des Vaters, oder den Gatten der Mutter zu ehren".[3]) Man ehrt den Vater, wenn man dessen Gattin, die Mutter, wenn man ihrem Manne Ehre erweist.

Das zweite Gebot ist nicht minder wichtig und beschämt Jene, die dem Talmud Intoleranz zum Vorwurf machen. Es betrifft die Elternehre des Proselyten. Trotzdem der Satz vielfach Anwendung fand: „Der Proselyte ist wie ein neugeborenes Kind", wird ihm das Sichlossagen von seinen Eltern nicht zur Pflicht gemacht, sondern betont, daß durch seinen Uebertritt zum Glauben Israels die natürlichen Bande nicht zerschnitten werden dürfen. Es bleibt seine Pflicht, seinen nichtjüdischen Eltern nach wie vor Ehre zu erweisen.[4])

Der Gedanke, daß die Seele nach dem Tode fortdauere, übte seinen Einfluß auf das Gebiet der Elternehre aus und können Furcht und Pietät sich geltend

---

[1]) Das.

[2]) Kidduschin 30b.

[3]) Jore deah 240, 21, 22. Dieselbe Pflicht gilt auch den Stiefgeschwistern gegenüber.

[4]) Jore deah 241.

machen. Die Furcht freilich in ihrer primitivsten Art, indem die Erwägung platzgreift, daß die Seelen der Verstorbenen, je nach den Ehrungen, die ihnen erwiesen oder versagt werden, sich freundlich oder unfreundlich gegen die Hinterbliebenen erweisen, das Geschick zu ihren Gunsten oder Ungunsten gestalten. Aus dieser Furcht entstand bei den Völkern des Altertums der Totenkultus, von dem sich der nüchterne Verstand des Judentums frei zu halten wußte. Wenn auch in Israel den Abgeschiedenen die gebührende Ehre erwiesen wurde, kann diese umso weniger als Furcht bezeichnet werden, als gerade bei Strenggläubigen die Meinung vorherrscht, daß das Gebet der Hinterbliebenen das Seelenheil der Verstorbenen fördert, diese also von den Ueberlebenden abhängig sind, nicht aber umgekehrt. Darum, weil Entgelt von Seite der Toten nicht erwartet wird, wird die ihnen erwiesene Liebestat „wahre Liebe"[1]) genannt. Die den Eltern nach ihrem Ableben erwiesene Ehre ist daher Pietät im reinsten Sinne.

Auf einiges, das der Talmud hierüber in Gesetzesform und kurzen Erzählungen bringt, sei nun hingewiesen.

Teilt man etwas im Namen des verstorbenen Vaters mit, dann sage man immer: „so sprach mein Herr Vater, sein Andenken sei zum Segen". Während des Sterbejahres laute der Ausspruch: „Auf mich komme das Böse, das seine Seele erleiden sollte."[2]) Um den Vater im Tode zu ehren, treten die Söhne Jakobs zurück und überlassen Joseph den Hauptteil an der Beerdigung, indem sie sprechen: „Die Ehre des Vaters ist größer, wenn sich Joseph, der Vizekönig von Egypten, mit ihm beschäftigt.[3]) Ebenso zeugt der Ausspruch, daß Joseph das Zeichen seiner Würde, (die Krone, lautet der Ausdruck) auf den Sarg des Vaters legte, von tiefer Pietät.[4])

---

[1]) חסד של אמת Den Eltern wird es zum Guten angerechnet, daß die Kinder in tiefster Trauer Gott Preis und Lob spenden. (Das Kaddischgebet.)

[2]) Kiddushin 31 b.

[3]) Sota 13 a.

[4]) das.

So gibt es nichts, das das Kind der Elternehre entheben würde, dem Manne wie dem Greise ist geboten, die Eltern im Leben wie im Tode zu ehren. Dennoch sind auch hier gewisse Schranken gezogen, solche, die Vernunft und religiöses Empfinden sich gerne gefallen lassen. Das eine Mal wird gesagt, daß, so hoch uns auch die Elternehre steht, die Ehre Gottes und sein Gebot stehen uns höher. Wo also die Ehre der Eltern in Konflikt gerät mit der Gottesehre und dem Glaubensgesetz, sind diese in erster Reihe zu beachten. Diese selbstverständliche Schranke wird noch durch den Ausspruch begründet: Wie du, so sind die Eltern Gott die Ehre schuldig und müssen sich dem Gesetze beugen.[1])

Das andere Mal gebieten es Klugheit und religiöses Fühlen, daß die Eltern sich selber die Schranke ziehen. Sie sollen sich sagen: haben wir auch ein Recht, Ehre von den Kindern zu fordern, so dürfen wir doch nicht zu große Forderungen stellen, dürfen zumal das nicht fordern, was den Kindern zur Bürde wird. Diese könnten uns sonst die Ehre weigern, sich versündigen, wodurch wir uns ebenfalls eine Schuld aufgebürdet hätten.[2])

Hier entsteht freilich die Frage, ob es den Eltern gestattet ist, auf die ihnen gebührende Ehre zu verzichten. Hierüber entscheidet der Talmud, daß der Vater (natürlich ist auch die Mutter gemeint) um so eher auf eine Ehrerweisung verzichten darf[3]), als ein Verzicht zur

---

[1]) Eleasar, der Sohn Mathias, spricht: „Wenn der Vater befiehlt, daß ich ihm Wasser gebe und ich muß zugleich ein Gebot (Mizwah) erfüllen, so erfülle ich dieses, denn wir beide, ich wie der Vater, sind auf das Gebot verpflichtet. Kiddușchin 32a. Andererseits wird dieses aus dem Satze abgeleitet: „Ein Jeder soll Mutter und Vater fürchten und meine Sabbate beobachten.“ (Lev. 19, 3). Aus der Zusammenstellung des Gebotes der Elternehre mit dem Sabbatgesetz wird geschlossen, daß das etwaige Gebot der Eltern, den Sabbat zu entweihen, nicht beachtet zu werden braucht. Jebamot 5b.

[2]) Die Eltern übertreten das Gebot: „Dem Blinden sollst du keinen Anstoß legen“.

[3]) Kidduschin 32 das. wird noch von Verzichtleistungen der Gelehrten, des Priesters, Königs abgehandelt.

rechten Zeit seiner Würde keinen Abbruch tut und die Ehrfurcht im allgemeinen festigt.

Es erübrigt uns noch von dem Lohne für Beachtung des Gebotes der Elternehre und von der Strafe für dessen Nichtbeachtung zu sprechen. Wir würden den Talmudlehrern Unrecht tun, wollten wir, ohne auf die Motive einzugehen, bloß die Fälle aufzählen, wo sie Lohn verheißen und Strafen festsetzen. Freilich haben sie, in ihrer Art, die idealsten Dinge praktisch zu behandeln, zumeist nur auf konkrete Fälle hingewiesen, aber auch aus diesen kann der Beweis erbracht werden, welch hohe Bedeutung sie der Elternehre beilegten.

Wie wir es wissen, wußten auch sie, daß auf dem liebenden und pietätsvollen Verhältnis zwischen Eltern und Kindern sich das Familienleben aufbaut, daß dieses die Grundlage des Staates bildet, der Staat dadurch eine sittliche Grundlage erhält und letztere geordnete Zustände und des Staates Dauer verbürgt. Da die Erhaltung Israels — obgleich zur Zeit der israelitische Staat die Selbständigkeit bereits verloren hatte — den Talmudlehrern, des Glaubens wegen, als höchstes Ziel galt, wahrten sie mit aller Kraft alles, was dieser Erhaltung diente; daher legten sie hohen Wert auf die Innigkeit des Familienlebens und suchten ihre Quelle, die Elternehre, rein zu erhalten. Darum wird, außer dem in der Thora angegebenen Lohne, das die Eltern ehrende Kind glücklich gepriesen. Es steht nicht nur in allgemeiner Achtung, es wird ihm auch zugerufen, daß sein Verdienst darum ungemein groß sei, weil es zum Wohle des Ganzen beiträgt, und die von ihm gestreute Saat künftigen Geschlechtern zur herrlichen Frucht reifen wird. Einige Beispiele mögen genügen, das zu erhärten.

Glücklich gepriesen wird König Joram, der Sohn Usias, weil er die Ehre des Vaters hochgehalten. König Usia litt an einer Hautkrankheit und Joram übernahm die Regierung. Er erwies dem Vater die Ehre, daß er, was besonders für den Orient hoch zu bewerten ist, sich

die Königskrone nicht aufs Haupt setzte und alle Erlässe im Namen des Vaters ergehen ließ.[1])

Daß die Talmudlehrer die Erfüllung des Gebotes der Elternehre die Jahrhunderte fortwirken ließen, und den Gang späterer geschichtlicher Ereignisse auf sie zurückführten, mag folgendes beweisen. Japhet, der Sohn des Noa, wird als Stammvater Jawans, der Griechen, angesehen, die vor dem Auftreten der Makkabäer Israel hart bedrängten. Wie ist es aber möglich, so wird gefragt, daß die Feinde Israels vom Geschicke so begünstigt werden und zu solcher Macht heranwachsen konnten? Die Talmudlehrer antworten: weil ihr Stammvater, Japhet, die Ehre seines Vaters Noa gewahrt hat (Gen. 9, 23).[2])

Ueber die Nichtbeachtung des Ehrgebotes gegen die Eltern sei kurz bemerkt: Es galt im allgemeinen als Grundsatz, daß das Gericht bei Nichtbeachtung eines Gebotes, für dessen Beobachtung in der Thora ausdrücklich der Lohn angegeben ist, keine Strafe eintreten lassen darf.[3]) Da der Lohn für die Elternehre angegeben ist (Exod. 20,12), so konnte der Richter für die Nichtbeachtung des Gebotes keine Strafe auflegen. Solche Nichtachtung blieb aber nicht ungestraft, die Strafe trat von selbst ein. So ward es Joseph, dem Sohne des Stammvaters Jakob, übel vermerkt, daß er den Ausspruch des Bruders: „Dein Knecht unser Vater" (Gen. 11, 25) unwidersprochen ließ. Er hätte, so meint die Feinfühligkeit der Talmudlehrer, nicht zugeben dürfen, daß der Vater als „Knecht" bezeichnet werde. Die Strafe Josephs besteht darin, daß er wegwerfend von sich selbst spricht. Schon bei Lebzeiten spricht er von seinen „Gebeinen" (Gen. 50, 25).[4])

Dagegen hat auf absichtliche Verletzung der Elternehre, wer die Eltern flucht, sie schlägt usw. schon die

---

[1]) Sukka 45 b.
[2]) Midrasch schirhaschirim sutta
[3]) Chullin 110 b.
[4]) Sota 13 b.

Thora die schwersten Strafen gelegt. Der Talmud hat hierzu nicht neue Satzungen geschaffen und sich darauf beschränkt, die Art der Todesstrafe zu bestimmen. Es sei bemerkt, daß, während in Athen, wer Vater oder Mutter schlug, nur des Rechtes verlustig ging, in der Volksversammlung zu reden, nach dem Gesetz der Thora mit dem Tode bestraft wurde.

Ja, in einem Falle wird ein Sittlichkeitsvergehen der Kinder darum mit dem Tode bestraft, weil die Schande des Kindes auf die Eltern zurückfällt. Die Priestertochter, die sittlich gefallen war, mußte den Tod erleiden, denn „sie hat ihren Vater entehrt" (Lev. 21, 9). Man spricht: „Fluch über den, der diese gezeugt, dessen Lenden sie entstammt, der sie großgezogen".[1])

c) Die Ehre der Frau.

Wer die Bibel unbefangen liest, wird zugestehen, daß der Frau daselbst eine würdige, zuweilen bevorzugte Stellung eingeräumt wird. Da hierüber schon vieles gesagt und geschrieben wurde, sei in Kürze nur auf folgendes hingewiesen. Schon der Satz: „höre auf Alles, was Sara dir sagt," (Gen. 21, 12) gibt nicht nur der Gleichheit, er gibt auch der intellektuellen Ueberlegenheit der Frau Ausdruck. Diese Ueberlegenheit tritt auch in der Erzählung hervor, in der die Bibel die Frau vom Baume der Erkenntnis pflücken und genießen läßt. Wie man diese Erzählung auch auffassen, erklären und deuten mag, unbestritten ist, daß die Frau es ist, die dem Rufe nicht widersteht: „es werden sich öffnen eure Augen und ihr werdet sein wie die Götter, die erkennen Gutes und Böses" (Gen. 3, 5), sie wird also dargestellt als die erste, die vom Baume der Erkenntnis pflückt, dem Geiste die Nahrung zuführt, eine Ehre, die kaum überboten werden kann. Als ein schöner Zug ihres Wesens kann es angesehen werden, daß sie nicht eigensüchtig allein im Besitze der Erkenntnis bleiben will, sondern, Erkenntnis ver-

[1]) Sanhadrin 52a.

breitend, einen ebenbürtigen Gatten neben sich wünscht, „und sie gab auch ihrem Manne und er aß“ (das. 6). Von der ehrenvollen Stellung der Frau in der Bibel zeugt ferner der Umstand, daß ihr nicht nur einzelne Kapitel (Sprüche 31), sondern auch Bücher, ganz oder teilweise (Rut, Hoheslied) gewidmet wurden, sowie die Tatsache, daß die Frauen als Königinnen und Prophetinnen wirkten.

Auf dem Grunde der Bibel bauten die Talmudlehrer weiter und bekundeten in der den Frauen gegenüber geübten und andern empfohlenen Handlungsweise eine gerechte, aber auch wohlwollende Anschauung. Sie gingen von dem Gedanken aus, daß die Frau ins Haus gehört, da ihren Wirkungskreis habe und sich als Gattin und Mutter bewähren müsse. Im Hause aber ist sie die Gebieterin, und bezeichnend ist das dafür geprägte Wort: „Das Haus ist die Frau“.[1]) Man konnte dies umso mehr, als der heiße Kampf um die Lebenserhaltung noch nicht entbrannt war. Die Frau wirtschaftlich unabhängig zu machen, sie zu befähigen, neben oder dem Manne gegenüber sich zu behaupten, daran dachte man schon darum nicht, weil die Bedürfnisse hierzu nicht zwangen. Neben und mit dem Manne; nicht ihm gegenüber dachte man sie. Wohl sprach man ihr die Fähigkeit hierzu nicht ab, und hat es Fälle genug gegeben, in denen der Frau die Erhaltung des Hauses oblag, aber die schwere Sorge für die eigene Erhaltung, wie für die der Familie, ward auf die Schultern des Mannes gelegt. Von der Frau wird im allgemeinen, außer bei religionsgesetzlichen Bestimmungen, verhältnismäßig wenig gesprochen, die Beurteilung der Talmudlehrer trifft zumeist die Mutter und die Gattin.

Was sie von den Frauen aussagen, hält sich ebenso von jenen Ueberschwenglichkeiten fern, mit denen in gewissen Zeiten den Frauen gehuldigt wurde, wie von jener Anschauung, die ihnen den Platz neben den Sklaven anwies. Die guten wie die schwachen Seiten der Frau

[1]) Gittin 52a.

werden in gerechter Weise beurteilt, entweder in kurzen kräftigen Aussprüchen bei sich darbietender Gelegenheit, oder in zu diesem Zwecke geschriebenen und von der Erfahrung eingegebenen Erzählungen. Einige dieser Sätze sind, ohne daß es allgemein bekannt wäre, Gemeingut Aller geworden.

Zu den guten Seiten wird zunächst die Tiefe und Innigkeit des Gefühls gerechnet, die Wärme, mit der sich die Frauen einer Sache hingeben, die Weichheit des Gemüts, das Gütige, Erbarmungsvolle, mit einem Worte, all das, was wir unter Herz, Gemüt, Gefühl, natürlich in gutem Sinne, verstehen. Eine Folge dieser Anlage ist, daß sie leicht vom Schmerze Anderer ergriffen werden, mit ihnen leiden. Daher der Satz: „Die Frauen sind voll des Mitleids".[1]) Dieses Schmerzes suchen sie sich, wo es möglich ist, in natürlicher Weise zu entledigen, indem sie das Leid der Anderen zu lindern oder zu beheben suchen. Sie sind daher überall dabei, wo es gilt zu helfen, zu retten, werktätige Liebe zu üben. Ihre Wohltätigkeit, so heißt es, beschützt das Haus, sie wetteifern darin mit den Gatten und tragen gewöhnlich den Sieg davon. Ihretwegen geschehen Wunder, weil, wie einer der Frömmsten von seiner Frau sagt, sie es ist, die, im Hause stets weilend, dem Armen das Brot reicht.[2]) Mit dem Mitleide verbindet sich ein hingebendes, aufopferungsvolles Wesen, das Bedürfnis, das Seelenleben Anderer zu erschließen, sich in ihren Dienst zu stellen. Diese Hingabe des eigenen Selbst dürfte von einem gewissen Standpunkte als Schwäche angesehen werden; sie ist es aber nicht, wenn man die Hingabe vereint sieht mit Entbehrungen, die sich die Frauen freiwillig auflegen, mit Opfern, die zu bringen sie sich bereit finden. Dies bekunden sie nicht etwa in der geschlechtlichen Liebe, von der im Talmud überhaupt wenig die Rede ist, als vielmehr da, wo ihnen ein hohes Ziel vorschwebt, z. B. die Ehrenstellung des Gatten, in der

---

[1]) Megilla 14b.
[2]) Taanit 23a.

sie die eigene Ehre sehen. So galt es ihnen als hohe Ehre, daß der Gatte ein Gelehrter sei, und um dieser Ehre willen opferten oft Frauen Jahre ihres Lebens, legten sich schwere Entbehrungen auf und übernahmen die Sorge um den Haushalt.

Dieses hängt mit den Verhältnissen des Orients zusammen. Bei der körperlichen Frühreife der Orientalen mußten, wenn die Sittlichkeit gewahrt werden sollte, die Ehen in, nach unseren Begriffen, noch jugendlichem Alter geschlossen werden. Die körperlich frühreifen Männer waren nicht immer geistig reif, sie hatten, wenn sie in die Ehe traten, oft nicht jene Stufe erreicht, daß sie auch nur den Anspruch auf Gelehrsamkeit erheben mochten. Sie besuchten nach wie vor nicht nur das Lehrhaus ihres Wohnortes, sondern verließen auch Haus und Hof, zogen in die Fremde, um zu den Füßen eines Meisters zu sitzen. Die Frauen brachten das Opfer, Jahre hindurch auf den Mann zu warten, wobei ihre Sittlichkeit eine harte Probe bestand.[1])

Daß bei den Frauen auch die Frömmigkeit eine Heimstätte hat, daß sie es sind, die mit der ganzen Fülle ihres Herzens dem Göttlichen nachstreben, ihren Trost im Aufblick zu Gott, ihre Befriedigung in der Erhebung zu ihm finden, wird man als selbstverständlich ansehen. Vor allem ist es das feste Gottvertrauen, das sie auszeichnet, wodurch sie sich und ihrer Familie den Lebensmut erhalten. Das bewiesen, wie vielfach erwähnt wird, die Frauen der Israeliten in Egypten Als die Männer die schwere Arbeit tun mußten, standen ihnen die Frauen wacker zur Seite, flößten ihnen Mut ein, so daß der Satz ausgesprochen werden konnte: Es war das Verdienst der frommen Frauen, daß Israel aus Egypten zog.[2])

Das Gottvertrauen gibt den Frauen das Gefühl der Sicherheit, flößt ihnen Hoffnung ein, ihre Weltauffassung ist daher eine im größeren Maße optimistische, als die

---

[1]) Sanhedrin 62b Berach 17a.
[2]) Sota 11b.

der Männer. In diesem Sinne urteilt der Talmud[1]) über die Frau, indem er Jesaia 32, 9 zu ihren Gunsten deutet. Gott, so meint der Talmud, hat der Frau mehr Vertrauen ins Herz gelegt, als dem Manne, denn er nennt sie — nach den Worten des Propheten: Ihr sorglosen Frauen erhebet euch und höret auf meine Stimme, ihr Vertrauenden, merkt auf meine Rede — die Sorglosen und Vertrauenden. Man kann erklärend hinzufügen: Das Gottvertrauen, das den Gedanken wachruft, Gott werde alles zum Guten lenken, bannt die Sorge, oder läßt sie wenigstens nicht drückend werden. Dieser Vorzug ist aber den Frauen eingeräumt worden, weil sie sich in den Dienst des Edelsten stellen, oder besser, weil erwartet wird, daß sie es tun werden. Wie später noch hervorgehoben werden soll, wird von ihnen erwartet, daß sie die Erziehung der Kinder leiten und, wie eben hervorgehoben, der geistigen Fortbildung der Männer sich nicht nur nicht entgegenstellen, sondern unter Opfern und Entsagungen förderlich sein werden.

Ihre Gläubigkeit bekunden sie ferner dadurch, daß sie auch jene Gesetze zu erfüllen suchen, deren Erfüllung ihnen garnicht obliegt. Bekanntlich sind die Frauen der Beobachtung solcher Gesetze enthoben, deren Erfüllung an eine bestimmte Zeit gebunden ist[2]), ebenso solcher, zu deren Erfüllung die Schrift ausdrücklich den Mann berufen hat.[3]) Die Frauen bestreben sich dennoch, solche Gesetze zu erfüllen, die Talmudlehrer wehren dem Eifer nicht, um „ihnen eine Herzensfreude zu gewähren".[4]) Es wäre interessant, die psychologischen Gründe festzustellen, warum den Frauen die Erfüllung dieses oder jenes Gebotes nicht obliegt. Der Talmud, der das Gesetz im Auge hat, stellt nur die Tatsache fest und bestimmt

---

[1]) Berach. 17a.

[2]) Obgleich dieses Kriterium manche Anfechtung im Talmud erleidet, sich auch nicht konsequent durchführen läßt, wird es doch als solches angesehen.

[3]) Der talm. Ausdruck hierfür ist: Isch = der Mann steht im Abschnitt und nicht ischah = die Frau.

[4]) Chagiga 16b.

demgemäß, wo die Betätigung der Frau geboten oder gestattet ist, die inneren Gründe läßt er unberührt. Keinesfalls scheint die Befreiung der Frau von der Erfüllung manchen Gebotes auf eine Zurücksetzung hinzuweisen, sondern eher eine Rücksichtnahme auf ihre physische Beschaffenheit zu sein. Wenn sie dennoch solche ihr nicht auferlegten Gebote zu erfüllen suchte, so war es eben Uebereifer, vielleicht auch der Wunsch, es den Männern gleichzutun, eine lobenswerte Nachahmungssucht. Dagegen waren und sind zu religiösen Veranstaltungen, die geeignet sind, die Seele zu erheben, dem Herzen Beruhigung zu schaffen, die Frauen wie die Männer verpflichtet. Sie soll, wie der Mann, sich im Gebete zu Gott erheben, dankend für den gewährten Lebensunterhalt zu ihm aufblicken, ihr Haus unter seinen Schutz stellen.[1])

Was, wie angegeben, die Bibel in eine Erzählung kleidet und nur andeutet, spricht der Talmud unumwunden aus. Nicht nur, wo das Herz in Frage kommt, behauptet die Frau eine würdige Stellung, auch ihre Geistesanlagen sind denen des Mannes gleich, zuweilen überlegen. Es dürfte sich in den Schriftdenkmälern alter Zeiten kaum ein Satz finden, der dies so bestimmt wie der Talmud hinstellt. „Gott hat", meint der Talmud, „der Frau mehr Intellekt, Unterscheidungsvermögen, als dem Manne gegeben.[2]) Es wird ihr ein Scharfblick zugesprochen, den der Mann nicht besitzt, darum erkennt sie den im Hause weilenden Gast besser als der Mann.[3])

Zuweilen wird auch die Gelehrsamkeit der Frau hervorgehoben und mag es für ihre Gleichwertigkeit zeugen, daß ihr hierin der gleiche Titel, wie dem Mann, beigelegt wurde. Hieß er „der Weise", so nannte man sie „die weise Frau". Freilich zeugen die angeführten Fälle nicht von tiefem, anhaltendem Studium, sondern von der gebildeten Atmosphäre, in der sich die Frauen

---

[1]) Berach. 20b.
[2]) Nidda 45b.
[3]) Berachot 10b.

bewegten, von ihrer Empfänglichkeit für Themata, wie sie damals im Schwange waren, und der warmen Teilnahme, die sie dem Studium der Männer zuwandten. Wenn sie mit ihren Fragen auch auf Einzelheiten eingehen, die ein gutes Verständnis der Sache verraten, darf man sich davon doch nicht täuschen lassen. Diese Fragen müssen nicht die Folgen eingehender Studien sein, sie können nicht nur, sondern sind zumeist aufgelesene Brocken von den Tischen der Gatten, Väter, Dienstherren usw. Immerhin ist beachtenswert, daß nicht nur der herrschende Zeitgeist seinen Einfluß auf die Frauen übte, sie bekundeten ihren Intellekt auch dadurch, daß sie demselben Stoff ihre Aufmerksamkeit zuwandten wie die Männer und auch dieselbe Methode befolgten.

Wie die Männer befolgt die gelehrte Beruria die Methode, zwei sich widersprechende Sätze einander gegenüber zu stellen. Bei Gott, so deduziert sie, gilt doch kein Ansehen der Person (durch Zuwenden des Antlitzes) und doch heißt es (Num. 6, 26): Gott wendet dir sein Antlitz zu.[1]) Ebensowenig kann es Anspruch auf Originalität machen, wenn dieselbe Beruria einen Schüler mit scharfen Worten zurechtweist, daß das „Lernen", wenn es Erfolg haben soll, laut geschehen müsse.[2]) Dagegen ist es ein feiner Spott, wenn sie Rab. Jose d. Galiläer vorwirft, daß er zuviel rede. Deine an mich gerichtete Frage, meint sie, könnte kürzer sein. Ihr haltet doch immer den Frauen überflüssiges Reden vor, nun sprichst du zu viel, noch dazu mit einer Frau, was doch ausdrücklich verboten ist.[3]) Es muß ferner anerkannt werden, daß die Frau, obgleich ihr tiefe Gelehrsamkeit nicht zugesprochen werden kann, jenen religionsgesetzlichen Fragen, die Haus und Küche betreffen, ihre besondere Aufmerksamkeit zuwendet, sowie sie volles Verständnis jenen Lehren entgegenbringt, bei denen Empfindung und Gefühl vorherrschen. Gesetze dieser Art sind den Frauen immer

---

[1]) Rosch haschana 17 b. Tossafot das. weisen die Hinfälligkeit der Frage schlagend zurück.

[2]) Erubin 53 b.

[3]) das.

gegenwärtig, sie übertreffen hierin die Männer, was ihrem Gefühlsleben alle Ehre macht. So bekennt R. Josua ben Chananja, daß ihn eine Frau in kluger, schonender Weise auf ein Gesetz aufmerksam machte, das zu erfüllen jedem obliegt, aber die Frau in erster Reihe zu üben Gelegenheit hat.[1]) In dem Streite zwischen R. Gamliel und R. Josua läßt sich der Letztere von der Frau belehren, daß die dem Kollegen zugefügte Kränkung nicht ungestraft bleibt. Sie verweist auf den dem Talmudkundigen verständlichen Satz: „Alle Tore sind geschlossen, außer dem Tor der Kränkung."[2]) Es tut der Ehre der Frau keinen Abbruch, daß sie einmal wegen einer ungeschickten Frage von einem Gelehrten auf den Spinnrocken verwiesen wird,[3]) und daß Imma Salome bei dem Versuche, einem Zaddokäer Bestechlichkeit nachzuweisen, von ihrem Bruder Gamliel übertroffen wird.[4]) Dieses alles liefert den Beweis von der geistigen Regsamkeit der Frau, ihrer Rezeptionsfähigkeit in gelehrten Dingen, es zeugt zum Teil gegen Rab. Eliezer, dafür, daß ihr auch anderes als die Spindel anvertraut werden kann, daß sie das aufgenommene Wissen innerlich zu bearbeiten versteht, es mit dem Herzen erfaßt und darum, wo es angeht, in die Praxis des Lebens umsetzen kann, wenn es auch nicht den Beweis von ihrer profunden Gelehrsamkeit, noch weniger ihrer Originalität liefert. Das schönste Zeugnis, das mehr ihre strenge Sittlichkeit als Gelehrsamkeit beweist, stellt Raba seiner Frau aus: „Ich habe Vertrauen zur Tochter Rab. Chasdas."[5])

In Widerspruch hiermit scheint der Ausspruch R. Eliezers zu stehen, der, wie schon bemerkt, den Frauen nur geringe Achtung entgegenbrachte, ihre intellektuelle Anlage nicht hoch veranschlagte, ihnen auch die Hallen des Lehrhauses verschließen will. Er meint, die Frauen wüßten nicht in die Tiefen der Thora einzudringen, sie

---

[1]) das.
[2]) B. Mezia 59b.
[3]) Joma 66b.
[4]) Sabbat 116b.
[5]) Ketubot 85a.

würden mit ihrer oberflächlichen Auffassung der behandelten Themata zu Mißverständnissen veranlaßt werden und Schaden an ihrer Seele nehmen. Nur aus einer solchen Anschauung heraus ist der Satz zu verstehen: „Wer seine Tochter Thora lehrt, tut, als lehre er sie Unsittliches.“[1]) R. Elieser geht folgerichtig weiter und erklärt: „Es ist besser, die Worte der Thora zu verbrennen, als sie den Frauen zu überliefern.“[2]) Diese Meinung R. Eliesers erschüttert das im Talmud herrschende Urteil über die Frauen nicht. Es mag hierin der Widerstreit der Meinungen verschiedener Zeiten, oder die Verschiedenheit der Ansichten einer und derselben Zeit zu sehen sein. Soviel ist sicher: Wenn die Frau im allgemeinen nach ihrer intellektuellen Seite hoch bewertet wurde, so hat man doch R. Elieser das Recht nicht vorenthalten, seine Meinung vorzutragen. Es steht eben Meinung gegen Meinung und stellt R. Elieser die seinige der des Ben Asai entgegen, der es dem Vater zur Pflicht macht, seine Tochter Thora zu lehren.[3]) Die spätere Zeit hat sich für Ben Asai entschieden.

Die Talmudisten erörterten auch, wenn auch nur indirekt, die Frage: ob es besser sei, im Besitze von Söhnen oder Töchtern zu sein. Schon die Fragestellung ist bezeichnend für die Anschauung der Talmudisten. Während die alte Welt die Töchter ohne weiteres als Sklaven behandelte, sie als Lasttiere gebrauchte, wird da die Frage gestellt, ob sie den Söhnen vorzuziehen seien. Die Antwort, die die Frage im Talmud findet, dürfte heute, trotz der großen Wandlung in den Anschauungen, dieselbe sein, die sie damals gewesen.

Bei der Beantwortung fielen damals wie heute andere Momente in die Wagschale, als das bloß ideale Moment, das in der Wertschätzung, der persönlichen Würde besteht. Unter anderen spielte auch die wirtschaftliche Frage eine Rolle. Gerade weil der Talmud die

---

[1]) Mischna Sota 20a.
[2]) Tossafot das. Stichw. בן עזאי.
[3]) Mischna Sota das.

Frau nicht als Nutztier betrachtete, konnte er sie in der Frage der Lebenserhaltung den Männern nicht gleichstellen. Die Sorge für die Familie wird, trotz aller Emanzipation der Frauen, doch in der Mehrheit der Fälle dem Manne überlassen bleiben, ihm ist auch Gelegenheit zur Selbsterhaltung in reicherem Maße als der Frau geboten. Sie ist infolge physischer Anlage nicht zu jeder Tätigkeit geeignet und bleibt, Ausnahmefälle abgerechnet, vom Mann wirtschaftlich abhängig. Die, zumal bei den Kulturvölkern eingebürgerte Sitte, der Tochter eine angemessene Mitgift zu geben, macht den Besitz vieler Töchter der überwiegenden Mehrheit der Eltern nicht wünschenswert. Hierzu kommt, daß infolge alter Sitte der Mann der Träger des Familiennamens ist, während die Frau in der Familie des angeheirateten Mannes aufgeht, der berechtigte Wunsch der Eltern, den Familiennamen zu erhalten, nur durch den Mann erfüllt wird. Es ist das die Folge des seit Jahrtausenden bestehenden Herrenrechtes.[1])

All diese Momente bestanden zur Zeit des Talmud, wie sie heute bestehen, darum lautet sein Urteil kühl: Beide Geschlechter sind eine für den Weltbestand natürliche Notwendigkeit, der man sich unbedingt unterwerfen muß. Den Eltern ist hier keine Wahl gegeben, hätten sie sie aber, sie würden sich für das männliche Geschlecht entscheiden. „Die Welt", so lautet die Entscheidung wörtlich, „kann ohne Mann und Weib nicht bestehen. Glücklich, dessen Kinder Knaben, wehe, wenn sie Mädchen sind."[2])

---

[1]) Es soll in uralter Zeit auch das sogenannte Mutterrecht bestanden haben, das den Mann in die Botmäßigkeit der Frau stellte. Nach diesem Rechte behält die Frau ihren Familiennamen, die Kinder tragen den Namen der Mutter, sie vererbt das Vermögen, in Ermangelung von Kindern erben die Brüder der Mutter, wenn solche bekannt sind. Doch ist dieses Mutterrecht geschichtlich nicht erwiesen und kann höchstens zur Zeit der Polyandrie bestanden haben, wo das Kind die Mutter, fast nie den Vater kannte. Ein solches Mutterrecht wird wohl den eifrigsten Frauenrechtlerinnen nicht wünschenswert erscheinen.

[2]) B. batra 16b.

Trotzdem hat sich auch hier eine andere Meinung geltend gemacht. Es ist R. Chasdai, der den Ausspruch tut: „Töchter sind mir lieber als Söhne."[1]) Bezeichnend ist dieser Ausspruch darum, weil R. Chasdai mit ihm nicht nur den Mut bekundet, seine Anschauung der allgemeinen Meinung entgegenzusetzen, er beweist auch, daß Ch. einem stark ausgebildeten Optimismus huldigt.

Auch eine vielleicht nebensächliche Frage haben die Talmudlehrer zugunsten der Frau entschieden. Die Frage, ob als Erstgeborenes ein Knabe oder ein Mädchen wünschenswert sei. Wieder ist es R. Chasdai, der dem Mädchen den Vorzug einräumt und, was im Talmud selten der Fall ist, die Meinung Chasdais bleibt unbestritten. Von den zwei, nicht von Chasdai selber, für den Ausspruch angegebenen Gründen, ist der erste pädagogischer Art und ein Lob für die Frauen. „Die Tochter, als des Hauses Aelteste, wird die nachfolgenden Kinder, die jüngeren Geschwister erziehen helfen." Der zweite Grund entbehrt des Humors nicht und ist für die Frau wenig schmeichelhaft. Er lautet: „Das böse Auge wird die Eltern nicht treffen." Das soll bedeuten: Ist das erstgeborene Kind ein Sohn, so neidet man den Eltern das Glück, um den Besitz einer Tochter beneidet man sie nicht. Wägt man die zwei Gründe gegen einander ab, so wird man sich nicht nur aus psychologischen Gründen für den ersten entscheiden, sondern weil er aus dem Wortlaut des Ausspruches R. Chasdais geschöpft ist. Er sagt wörtlich: „Eine Tochter früher (als erstes Kind) ist eine gute Vorbedeutung für die (nachfolgenden) Kinder.[2]) Die Deutung, daß sie die jüngeren Geschwister wird erziehen helfen, ist ganz sinngemäß.

Dagegen werden auch die schwachen Seiten der Frauen nicht verschwiegen. Es wird ihnen ein gewisser

---

[1]) B. batra 141a. Tossafot das. wollen das doch nicht gelten lassen und deuten den Ausspruch R. Ch. dahin: Er bevorzuge die Töchter, weil die Gatten seiner Töchter bedeutende Gelehrte, Größen ihrer Zeit waren. Es hat also bei Ch. eine besondere Ursache obgewaltet.

[2]) das.

Leichtsinn zugeschrieben. Sie besitzen die Kraft nicht, bestimmten Eindrücken widerstehen zu können, stiften dadurch, ohne böse Absicht, Schaden. Ihre schnelle Auffassungsgabe, die Rezeptionsfähigkeit, macht sie äußern Einflüssen zugänglich, sie erweisen sich dem mit einiger Kraft geübten Druck gegenüber widerstandsunfähig. Das ist es, was der Talmud mit „leichtem Sinn" bezeichnet.[1])

Diesem leicht zu beeinflussenden Sinne mag auch die Leichtgläubigkeit der Frauen zugeschrieben werden, die besonders auf dem Gebiete des Glaubens hervortritt.

Der Aberglaube ist der ältere Bruder des Glaubens, der von diesem, dem jüngeren Bruder, verdrängt wird. Das ist jedoch nur der Fall, wo die Geisteskraft vorhanden ist, alles Geister-, Spuk- und Zauberwesen aus dem Gehirn zu bannen. Das gelang den Frauen aber schwer, gelingt ihnen auch heute nicht immer; die Wunder finden in den Frauen die größten Bewunderer. Erscheinungen, die sie für göttliche halten, glauben sie heute noch zu sehen, wie sie die beste Kundschaft der Kartenlegerinnen sind. Ihre Gemütstiefe führt sie zum Glauben an Uebernatürliches und, trotz ihrem scharfen Blicke, unterscheiden sie nur schwer zwischen dem älteren und jüngeren Bruder, zwischen Aberglauben und Glauben. Es ließe sich das wohl geschichtlich nachweisen, hier genüge der Hinweis auf die Sätze: „Je mehr Frauen, desto mehr Aberglaube"[2]), und „die beste der Frauen ist eine Zauberin."[3]) Es sind das die Fehler ihrer Vorzüge.

Der Vorwurf, daß die Frauen „Vielrednerinnen" sind, ist zweifellos ein berechtigter. Diese Schwäche mag in der Körperbeschaffenheit, in den Nerven liegen, wegzuleugnen ist sie nicht. Es ist ein Mangel an Kraft, das, was die Gedanken denken, nicht in sich behalten, zur vollen Reife bringen zu können, sondern es, kaum entstanden, der Zunge, den Lippen übergeben, wie ein Gefäß, das nicht Wasser hält, ausströmen zu müssen.

---

[1]) Sabbat 33b.
[2]) Abot 2, 7.
[3]) Traktat Soferim 15.

Dem einen Gedanken assoziert sich ein mehr oder weniger ähnlicher, und wenn die sich im raschen Laufe folgenden nicht immer an Tiefe gewinnen, so nehmen sie doch an Breite zu und es fließt die Rede wie ein unerschöpflicher Quell unaufhaltsam fort. Zehn Maß Beredsamkeit, meint der Talmud, hat die Welt erhalten, neun davon haben die Frauen genommen.[1])

Der Talmud tadelt auch die Eigenschaft der Frauen, sich gegenseitig ihre Schönheit zu neiden. Neidlos blickt sie auf manche herrliche Eigenschaft der Nachbarin — ihre Schönheit neidet sie ihr.[2])

Man wird übrigens das Streben der Frau, schön zu erscheinen, kaum als Schwäche ansehen können. Schönheitssinn darf mit Eitelkeit nicht verwechselt werden. Selbst wenn das Streben nach Schönheit mit dem Gedanken, andern zu gefallen, verbunden ist, ist es noch nicht verwerflich, denn die Freude am Schönen liegt zunächst in ihm selbst. Es kommt dabei auch ein sehr schätzenswertes ethisches Moment in Betracht. Wer sich schmückt, um schön zu sein, hat sich der niederbeugenden Sorge entschlagen, eine Art Zufriedenheit bemächtigt sich sein, es hat sich die Hoffnung in die Seele geschlichen, daß gewisse Zustände in der Zukunft sich besser, schöner gestalten werden. Ob das der sich schmückenden Frau zum vollen Bewußtsein kommt, ist fraglich, aber auch gleichgültig. Geschieht das Sichschmücken instinktiv, um so besser, die hoffnungsfreudige Seelenstimmung gereicht ihr zur Ehre.

Es verdient hervorgehoben zu werden, daß der Gedanke Platos über das „Gut und Schön" auch den Talmudlehrern und späteren jüdischen Forschern nicht unbekannt geblieben. Jafah = schön ist ihnen beides, gut und schön. Selbst die strengen Dezisoren sprechen von einer „schönen Seele", wo Frömmigkeit, Strenggläubigkeit gemeint ist.[3]) Von der Frau zumal wird Schönheit ge-

---

[1]) Kidd. 49b.

[2]) Megilla 13a.

[3]) So z. B. lautet der Ausdruck: „Die schöne Seele" wird sich des Genusses gewisser Speisen enthalten.

fordert, eine Forderung, der sich auch die strengen Talmudlehrer anschlossen. Am 15t Ab und 10 Tischri bestand in uralten Zeiten eine Art Frauenwerben. Bei dieser Gelegenheit riefen die Schönen den werbenden Männern zu: Oeffnet eure Augen, der Schönheit wegen soll die Frau geehelicht werden. Eine besondere Huldigung bringt der Talmud der Schönheit in dem Ausspruche dar: „Eine schöne Frau ist das Glück des Mannes, seiner Tage Zahl wird doppelt.[1]) Das soll (nach Raschi zur Stelle) bedeuten: Der Besitz einer schönen Frau verschönt dem Manne das Dasein, er freut sich des Lebens, lebt es daher doppelt. Wohl wird an derselben Stelle vor den verführerischen Blicken der Schönen gewarnt, das beeinflußt aber nicht die angegebene Grundanschauung der Talmudlehrer.

Das Streben nach Schönheit hatte zur Folge, daß die Frauen der Natur nachzuhelfen suchten, sie sahen sich nach verschiedenen Mitteln um, die notwendig zur Entfaltung von Luxus führen mußten. Jüdische Frauen gaben hierin ihren Schwestern, den Nichtjüdinnen, in nichts nach. Sie legten Schminke auf wie diese, ließen es wie sie an feinen und teuren Stoffen, an Gold- und Silbergeschmeide nicht fehlen, schmückten sich in der Jugend wie im Alter, und die Armen suchten es den Reichen gleichzutun. Der Talmud zählt verschiedene Arten Schminke auf[2]), die die Töchter Israels, je nach ihren wirtschaftlichen Verhältnissen, gebrauchten. Die Frau Rabbi Chasdais schminkte sich noch als Schwiegermutter, und tat es in Gegenwart der Schwiegertochter.[3]) Als Rabbi Huna dies dem R. Chasdai verwundert vorhielt, antwortete er: Sei versichert, nicht nur deine Mutter, auch deine Großmutter tut dasselbe, hierin sind alt und jung gleich.[4]) Die Talmudlehrer standen dieser Neigung der Frauen nicht nur nicht gleichgültig gegenüber, sie begünstigten sie auch. Daher wurde die Einrichtung, die

---

[1]) Jebam 63b.
[2]) Sabb. 80a.
[3]) Moed kat. 9b.
[4]) das.

auf Esra zurückgeführt wird, getroffen, daß Händler von Stadt zu Stadt zogen, um „die Töchter Israels mit Schmuckgegenständen zu versehen.“[1])

Hervorzuheben wäre noch, daß die Frauen jener Zeit eine Art Krone trugen, die Minderbegüterten begnügten sich mit einem entsprechenden Stirnband. Die Frau R. Akibas trug eine Krone, die ein Abbild der Stadt Jerusalems war.[2]) Der Brauch „das Haupt zu schmücken, besteht wohl noch heute, war aber zur Zeit der Talmudlehrer um so mehr im Schwunge, als die Frau, sobald sie in die Ehe trat, das Haar abschneiden und den auf dem Kopf gebliebenen Rest verdecken mußte und darum beflissen war, den mangelnden natürlichen Schmuck künstlich zu ersetzen. So gehörte die goldene Haube zum Hausrat so mancher unserer Urgroßmütter. Zur Ehre der Frauen wurde angenommen, sie schmückten sich, um den eigenen Gatten zu gefallen.

In bezug auf Körpergestaltung, ob mager oder fett, ist der Geschmack je nach verschiedenen Ländern und Zeiten ein verschiedener. Die Frauen jener Zeiten strebten nach Fettleibigkeit. Im Orient wurde überhaupt Wohlbeleibtheit der Magerkeit vorgezogen. Die Chinesen, Männer wie Frauen, sehen im großen Körperumfang das Vorrecht des Adels. Dieser Punkt hängt mit der Einrichtung des Sklavendienstes zusammen. Wo der Sklave alle Arbeit tat, konnte der Herr dem Nichtstun sich hingeben, in Gemächlichkeit das von jenem Erarbeitete genießen, an Fettleibigkeit immer zunehmen. Magerkeit wird als Folge harter Arbeit und schmaler Kost angesehen, das ist Sklavenschicksal, Fettleibigkeit ist Herrenrecht. Mit dem Aufhören des Sklavenhandels und des Sklavenhaltens ist auch hierin ein Wechsel der Anschauung eingetreten. Wir verstehen es aber, daß bei der alten Anschauung die Frau jedes und nicht immer angenehmes Mittel anwendet, um recht beleibt zu erscheinen.[3])

---

[1]) B. batra 22a.
[2]) Sabbat 19a.
[3]) das. 57b.

Der vom Talmud gegebenen Charakteristik der Frau dürfte im allgemeinen noch heute zugestimmt werden. Wenn auch die Schwächen nicht verschwiegen werden, so ist doch ein gewisses Wohlwollen der Frau gegenüber vorherrschend. Abgesehen davon, daß die Zahl der Vorzüge eine größere ist, als die der Fehler, wird den Frauen das beste des menschlichen Besitzes zugesprochen: Gemütstiefe und Intellekt, mit der Behauptung, daß sie auch in letzterem die Männer übertreffen. Auch die ihnen zugeschriebenen Fehler können nicht als solche, nicht als sittlicher Defekt, nicht als anhaftende Laster, höchstens als Schwächen betrachtet werden. Bei manchem an der Frau Gerügtem, dürfte es fraglich sein, ob man es auch nur als Schwäche ansehen darf. Das Vielreden z. B. schadet oft dem Redner selbst, aber es muß doch anerkannt werden, daß es eine Fähigkeit ist. Die Fähigkeit, Kleines, Nichtiges im Geiste zu erfassen, es zu schildern und auszumalen. Wenn die Sprache als ein dem Menschen eigener Vorzug betrachtet werden muß, kann das Vielsprechen manchem schädlich, vielen lästig werden, ob man es als Schwäche oder gar als Fehler ansehen darf, muß dahingestellt bleiben. Der Talmud tadelt auch das Vielreden nicht, obgleich das Schweigen als Weisheit gilt, er stellt es nur als Tatsache hin. Er scheint auch die Fähigkeit, die Schleußen der Rede nach Belieben öffnen zu können, nicht gering zu achten, denn, so meint er, sie verschafft den Frauen so manchen Vorteil. Auf die kurze Frage Sauls: wo ist der Seher? hielten die Mädchen eine ganz überflüssige Rede (1. Sam. 9, 13. 14), weil sie Saul aufhalten und sich den schönen Mann ansehen wollten.[1]) Wie das Vielreden, so ist auch manches den Frauen zur Last gelegte nicht als Laster, nicht als Untugend anzusehen, sondern als Schwäche, Mangel an zur Selbstbeherrschung nötigen Kraft. Diese Kraft sollte im Manne vorherrschen, wodurch die Frau in ihm ihre Ergänzung fände. Das Ideal wäre freilich, wenn die Vorzüge beider Geschlechter sich vereinen ließen. Es

---

[1]) Berachot 48b.

wird darum empfohlen: Gleichet an Gemütstiefe, Herzenswärme usw. den Frauen, übet Taten der Kraft wie die Männer.[1])

Hiermit kommen wir zu der

d) Ehre der Frau als Gattin und Mutter.

Einen großen Gedanken hat die h. Sch. in dem Satze ausgesprochen: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei" (Gen. 2, 18). Es ist damit das Gebot der Ehe ausgesprochen, die Erhaltung des Menschengeschlechtes gesichert, seinem Bestande eine sittliche Grundlage gegeben. Die Ehe wird dem Manne einerseits als sittliche, religiöse Pflicht geboten, andererseits im Hinblick auf sein eigenes Wohl empfohlen (Genes. 1, 28). Wie die Frau in ihm, findet er seine Ergänzung in der Frau. Sie könnte sich ohne ihn das Leben angenehm gestalten, der Mann aber ohne Gattin ist „ohne Freude, ohne Glück, ohne Segen, der Thora kann er nicht obliegen, wie er ohne Schutz und Frieden ist"[2]), es fehlt ihm das zum Leben Nötige, „er leidet Mangel an Allem."[3]) Drastisch klingt der Ausspruch: „Wer keine Frau hat, ist kein Mensch."[4]) Der Mann wähle sich daher zur rechten Zeit die Lebensgefährtin.

Diese Zeit wurde aber auf ein für unsere Begriffe frühes Lebensalter festgesetzt. Die Verpflichtung tritt mit der Vollendung des achtzehnten Lebensjahres ein und sollte mit der Erfüllung höchstens bis zum zwanzigsten Lebensjahr gewartet werden.[5]) Daß diese Verpflichtung von sittlichen Motiven ausgegangen ist, ist zweifellos. Sollte die Manneskraft nicht vergeudet, das geschlechtliche Leben in voller Reinheit erhalten werden, so mußte der Mann mit Erlangung voller Pubertät in den Ehestand treten. Daß das achtzehnte Lebensjahr als die hierfür

---

[1]) Joma 71a.
[2]) Jebamot 62b.
[3]) Nedarim 41a.
[4]) Jebamot 63a/b.
[5]) Kidduschin 29b.

geeignete Zeit angenommen wurde, ist, die Ehe von diesem Gesichtspunkte betrachtet, vollkommen gerechtfertigt. Sowohl im heißen Asien als auch in unseren Zonen ist die Pubertät, die mit Abschluß des dreizehnten Jahres beginnt, im achtzehnten Jahre voll eingetreten. Tatsächlich wird das Eingehen der Ehe von R. Chasdai schon im sechszehnten, sogar im vierzehnten Jahre empfohlen.[1]) Daß die Talmudlehrer das achtzehnte Jahr festsetzten, scheint mit Rücksicht darauf geschehen zu sein, daß sie, bevor sie die Verpflichtung zur Ehe auflegten, eine größere geistige Reife wollten eintreten lassen, was wieder mit der wirtschaftlichen Seite, mit der Frage der Familienerhaltung zusammenhängt. Man sieht, daß vom Standpunkte der Sittlichkeit und dem der geschlechtlichen Unversehrtheit die Frage nicht lautet: Warum der Talmud die Zeit der Ehe so früh, sondern, warum er sie so spät angesetzt. Faßt man die wirtschaftliche Seite allein ins Auge, so muß zugestanden werden, daß, um ein solches Gesetz zu erlassen, das volle Gottvertrauen und die optimistische Weltanschauung der Talmudisten gehörte. Ob sie bei unseren heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen sich zur Aufstellung eines solchen Gesetzes veranlaßt gesehen hätten, mag dahingestellt bleiben. Da, wo, zum Teil auch im Osten Europas, Ehen so frühzeitig geschlossen werden, haben sich Verhältnisse herausgebildet, die nicht nur in wirtschaftlicher, sondern auch in sittlicher Beziehung vieles zu wünschen übrig lassen.[2])

Der Gründe, welche, abgesehen vom göttlichen Gebot, für die Ehe angeführt werden, gibt es drei und sind sie in dem Angeführten zum großen Teil enthalten. Es sollte zunächst ein sittlicher Zustand geschaffen werden, der tatsächlich nur bei geordneten ehelichen Verhältnissen möglich ist. Die notwendige Folge hiervon ist, daß das Eingehen der Ehe nicht zu weit hinausgeschoben werde, daß es zu einer Zeit erfolge, wo die Kraft beider Ge-

---

[1]) Kiddufchin 29b.

[2]) In Ungarn gab es noch in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts solche vorzeitige Ehen. Es wurden Mädchen unter 11 Jahren verheiratet.

schlechter unversehrt erhalten ist, wobei, für jene Zeit und für den Orient wohl ausreichend, Rücksicht auf die geistige Entwickelung und die wirtschaftlichen Verhältnisse genommen wurde.

Als zweiter Grund für das Eingehen der Ehe gilt das biblische Gebot: Es ist für die natürliche Fortpflanzung zu sorgen (Genes. 1, 28). Zur Verstärkung dieses Gebotes wird oft das Prophetenwort herangezogen: Nicht daß sie (die Erde) öde sei, hat er (Gott) sie geschaffen, daß sie bewohnt sei, hat er sie gebildet (Jes. 45, 18). Von diesen sittlichen und natürlichen Gründen abgesehen, wird als dritter Grund angeführt, daß die Ehe eine den Mann beglückende, freudenspendende Institution ist. Der Talmud stellt die Sache so dar, daß weniger die Frau in dem Manne, als dieser in ihr Lebenslust und Freude zu suchen und zu finden hat. Diese Darstellung ist für die Anschauung des Talmud charakteristisch. Der Frau wird eine große Aufgabe gestellt, diese gereicht ihr aber zur Ehre. Der Gedanke von der Notwendigkeit und den heilsamen Folgen der Ehe überwog so sehr, daß die Ehe auch dann empfohlen wird, wenn die ersten zwei für sie so maßgebenden Gründe gegenstandslos geworden. Wenn z. B. bei fortgeschrittenem Alter geschlechtliche Ausschreitungen kaum mehr zu befürchten sind, oder wenn die Pflicht der Fortpflanzung erfüllt ist, dann tritt eben der dritte Grund in sein Recht ein. Es wird daher dem im Besitze einer zahlreichen Kinderschar lebenden Witwer geraten, eine Frau zu ehelichen. Das eudämonistische Moment wird betont und darauf hingewiesen, welchen Verlust an Glück und Freude der erleidet, der das Eheleben entbehren muß. Wieder wird dies mit dem biblischen Satz begründet: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei (Genes. 2, 18).[1]

Es dürfte einige Irrtümer berichtigen, die sich über jüdische Eheschließung eingeschlichen haben, wenn auf die Weise hingewiesen wird, wie nach dem Talmud die Wahl der Frau stattfinden soll. Zunächst wird der Grundsatz

---

[1] Jebamot 61b.

aufgestellt: „Suche die Verbindung mit Guten."[1]) Eine Frau geldeshalber heiraten, war verpönt.[2]) Die Ehe soll „zur Ehre des Gottesnamens" eingegangen werden, der sittliche Gedanke muß das einzige Motiv sein. Nicht nur auf Anständigkeit, auf Vornehmheit der Familien soll gesehen werden, zu diesen gehörten die Gelehrten. „Man verkaufe alles, um die Tochter oder den Sohn eines Gelehrten seiner Familie zuzuführen. Es soll die edle Rebe sich der Rebe verbinden, nicht die Rebe dem Dornbusch."[3]) Wer eine würdige Frau heimführt, erhält den Segenskuß des Propheten und ist ein Liebling Gottes.[4]) Wer sich hingegen von der Leidenschaft hinreißen läßt, nicht auf Achtbarkeit und Vornehmheit der Familie achtet, wird von der eigenen Familie ausgeschlossen, die Nachkommen entfremden sich.[5]) Gott läßt seine schützende Gegenwart (die Schechina) nicht auf seinem Hause ruhen.[6]) Als unumstößlich gilt ferner, daß jedem die Frau nach seinem Verdienst wird.[7]) Es solle sich niemand, dem, nach seiner Ansicht, eine böse Frau geworden, über sein Schicksal beklagen; er sage sich: ich habe es nicht besser verdient.[8]) Voraussetzung dabei ist, daß „Gott die Paare paart", darum steht ihm allein auch das Recht des Urteils zu.[9]) Die Schwierigkeit, die zu einander passenden Charaktere zusammenzuführen, ist so groß, wie das „Spalten des Schilfmeeres".[10])

Die Ehre der Frau wird beim Eingehen der Ehe schon dadurch gewahrt, daß der Mann es ist, dem die Pflicht auferlegt wird, um die Frau zu werben, um ihre

---

[1]) B. batra 109 b.
[2]) Sota 12 a.
[3]) Pessachim 49 a.
[4]) Sanhed. 32 b. — Traktat derech erez.
[5]) Ketubot 28 b.
[6]) Kidduschin 70 a.
[7]) Sota 2 a.
[8]) Jebamot 63 b. Hat der Mann Verdienste, wird sie ihm Gehilfin, Feindin, wenn er sie nicht hat.
[9]) M. Katan 18 b.
[10]) Sota 2 a.

Hand anzuhalten.[1]) Bestätigen dies Beispiele aus der Bibel, so wird uns an anderer Stelle von einem Entgegenkommen der Frau erzählt. R. Gamaliel erinnert an den schon erwähnten, wohl schon zu seiner Zeit alten Brauch, der am 15. Ab und am Versöhnungstag stattfand. Diese zwei Tage wurden als die schönsten Feste Israels angesehen, denn an diesen zogen die Töchter Israels in weißen, geliehenen Kleidern unter Tanz und Musik in die Weinberge, wo sich auch heiratslustige Männer einfanden. Die Schönen priesen ihre Schönheit, die Vornehmen wiesen auf den Adel ihrer Familie hin, die beides entbehrten, sprachen: Gehet die Ehe ein zur Ehre des Gottesnamens. Schmücket ihr uns, so werden wir auch schön.[2]) Der Brauch muß uralt und von den umwohnenden Völkern, bei denen solche Bräuche zweifellos bestanden haben, herübergenommen worden sein. Auf jüdischem Boden ist er wohl nicht entstanden. Wenn die zwei Momente: daß die Kleider geliehen sein mußten, um jene nicht zu beschämen, die nicht im Besitze eines weißen Kleides waren, wenn Jünglinge und Männer aufgefordert wurden, die Ehe zur Ehre Gottes einzugehen, jüdische Anschauung bekunden, so können jene Momente dem Brauche später hinzugefügt worden sein.

Ist die Ehe geschlossen, so erwachsen dem Manne ernste Pflichten. In der Ehegemeinschaft soll das Leben beider Ehegatten seinen eigentlichen hohen Wert erhalten. Die Talmudlehrer begnügen sich nicht mit der Forderung, daß der Gatte der Gattin Nahrung, Kleidung usw. nicht versage, vielmehr soll sie in ihm denjenigen finden, der sie die ideale Seite des Lebens schätzen lehrt, sie auf der geistigen Höhe hält, sein Bestreben muß dahin gerichtet sein, ihr auch nach außen eine möglichst ehrenhafte Lebensstellung zu verschaffen. Auch hierin mag die Wertschätzung der Frau gesehen werden, daß sie wohl an der vom Gatten errungenen sicheren und geschätzten Lebensstellung teilnimmt, aber nicht in Mitleidenschaft gezogen wird,

---

[1]) Kidduschin 2b.
[2]) Taanit 26b u. 31a.

wenn er, durch eigenes Verschulden, von seiner Höhe herabsinkt. „Sie steigt mit ihm, sinkt nicht mit ihm.“[1])

Ist nun, wie vielfach erwähnt, die Pflicht der Frau, das Haus in Ordnung zu halten, liegt ihr die Erziehung der Kinder ob, muß sie sich, wo es deren bedarf, Entbehrungen auflegen, um dem Streben des Mannes nach Fortbildung nicht hinderlich zu sein; soll sie den Gatten zum Zwecke des Studiums auch außerhalb des Wohnortes ziehen lassen und während der Studienzeit selbst für die Erhaltung des Hauses sorgen; findet sie eine stolze Befriedigung darin, die Gattin eines Talmid-Chacham zu sein, „reibt sie sich den Schlaf aus den Augen und wartet geduldig, bis der Gatte aus dem Lehrhause kommt;“[2]) führt sie die Kinder in das Lehrhaus und pflanzt ihnen Ehrfurcht vor Gott ins Herz:[3]) so erwächst dem Manne die ernste Pflicht, der Frau gegenüber nicht nur die nötige Rücksicht walten zu lassen, sondern ihr auch die gebührende Ehre zu erweisen.

Bei dem geforderten innigen Verhältnis zwischen den Ehegatten lassen sich genau bestimmte Gesetze und Regeln über die zu erweisenden Ehren nicht aufstellen. Da aber doch nicht immer auf Feingefühl und tiefes Empfinden gerechnet werden kann, haben die Talmudlehrer auch hier eine nicht geringe Zahl von Sätzen aufgestellt, die im allgemeinen als Wegweiser beherzigt zu werden verdienen. Man kann diese Ehrerweisungen in solche einteilen, die sich nach außen geltend machen, wozu auch die Höflichkeit gehört, und in solche, die das Empfinden, das Innenleben der Frau berühren. Zu den ersteren mag die Weisung gehören, daß man der Frau beim Eintritt in das Haus den Vortritt lasse. Mit gutem Beispiel ging damit der fromme Abba Chilkia[4]) voran. Aus Höflichkeit, oder auch, weil es der Frau peinlich ist, in Gemeinschaft mit Männern im Gerichtssale zu warten; entscheidet

---

[1]) Ketubot 48a und 61a. Es wird dies aus dem Schriftverse abgeleitet: „Sie ist die Mutter aller Lebenden. Genes. 3, 20.

[2]) Ketubot 62a.

[3]) Berachot 17a.

[4]) Taanit 23b.

Raba zunächst ihre Angelegenheit.[1]) Volle Rücksicht auf das Empfindungsleben der Frau bekundet es, in Dingen, die das Außenleben betreffen, in Kleidung usw., ihr das größte Entgegenkommen zu zeigen, möglichst freien Spielraum zu lassen. Hier wird dem Manne geboten, sich Entbehrungen aufzulegen, das Ersparte der Frau zuzuwenden. Der Gatte, so lautet der Ausspruch, genieße weniger, als seine Verhältnisse gestatten, kleide sich nach seinen Verhältnissen, Frau und Kinder halte er besser, als seine Verhältnisse erlauben. Hierzu die tiefsittliche Begründung: Frau und Kinder hängen von ihm ab, er von dem, der gesprochen hat, es werde die Welt.[2])

Weil die Frau, schon infolge ihrer Konstitution, leicht zum Mitleid geneigt und zu helfen bereit ist, darum soll ihr bei Wohltätigkeitsveranstaltungen ein Vorzug vor dem Manne zuteil werden.[3]) Andererseits wird auf die idealste Seite ehelicher Gemeinschaft hingewiesen. Die Harmonie der Seelen, gleiches Empfinden und Denken, ist wohl Grundbedingung des ehelichen Lebens, genügt aber nicht, um das Leben zu einem auf die Dauer innigen, vollkommenen zu gestalten. Es muß gegenseitige Achtung hinzutreten. Da in jenen Zeiten die Frauen in großer Abhängigkeit von den Männern standen, von einer Gleichberechtigung kaum die Rede war, ist die Mahnung an den Gatten um so bedeutungsvoller, der Frau mit Achtung zu begegnen, ja, ihr mehr Ehre zu erweisen, als er für sich in Anspruch nimmt. Kurz lautet der Satz: „Wer die Frau liebt wie sich selbst, sie ehrt mehr als sich, den Kindern die rechten Wege weist usw. kann sicher sein, daß Friede in seinem Zelte ist.[4])

Ebenso wie sie die Frauenseele kennen, kennen die alten Lehrer die Eigenart dieses schwachen Geschlechtes,

---

[1]) Jebamot 100a. Die von Rab Nachman der Frau Rab Hunas bei Gericht erwiesene Rücksicht kann für die Ehre der Frau nicht als Beweis angesehen werden. Die Ehre wird ihr als der Frau des Gelehrten zu teil (Schebuot 30b.

[2]) Chullin 84b.

[3]) Jebam. 100a.

[4]) Jebamot 62b.

seine Empfindlichkeit, Reizbarkeit, Nervenschwäche, die schnelle Erregtheit, das leicht Gerührtsein und infolgedessen die Neigung, Tränen zu vergießen. Man trage der Frauennatur Rechnung; nehme sich in acht, die Frau zu kränken, bringe sie nicht zum Weinen und beuge der Träne vor." [1])

Ihr eigenes inniges Familienleben gewährte den alten Weisen einen tiefen Einblick in das Menschenherz und ermöglichte es ihnen, den rechten Maßstab an Menschenleid und -schmerz zu legen. Wo die Herzen in Wahrheit verbunden waren, da schlägt der Tod des einen Gatten dem andern eine unheilbare Wunde. Der überlebende Gatte mag nach dem Tode der ersten Frau aus verschiedenen Gründen sich veranlaßt sehen, eine zweite Ehe einzugehen, Ersatz für die erste Frau findet er nicht [2]), er mag der zweiten Frau in voller Treue verbunden sein, die verstorbene vergißt er nicht; [3]) in der zweiten Ehe kann man ein ehrbares Haus aufbauen, mit dem Ableben der ersten Frau wird Jedem ein Heiligtum zerstört. [4])

Dasselbe, vielleicht noch in verstärktem Grade, gilt von der Frau beim Ableben ihres Mannes. Hier besteht, wenn das Eheleben ein inniges gewesen, volle Gegenseitigkeit. Allen anderen, den Verwandten, Angehörigen, Freunden, Allen, die durch den Tod eines Menschen in Mitleidenschaft gezogen werden, werden Herzenswunden geschlagen, alle mögen Verluste erleiden, aber die Wunden vernarben, man sucht den Verlust zu ersetzen; zwischen Gatte und Gattin, meint der Talmud, ist es nicht so, die Wunde vernarbt nicht, der Verlust kann nicht ersetzt werden. „Es stirbt der Mann nur seiner Frau, die Frau nur ihrem Manne." [5])

Die Talmudlehrer haben es auch nicht versäumt, die Innigkeit des ehelichen Verhältnisses, das an sich doch

---

[1]) B. mezia 59a.
[2]) Agadat bereschit 34.
[3]) Sanhedrin 82a.
[4]) Das. 22b.
[5]) Jebam. 63a.

sittlicher Natur ist, zum Mittel und Antriebe der Heilighaltung eines andern religiös-sittlichen Gesetzes zu gebrauchen, nämlich zur Heilighaltung des Schwures, oder genauer, zur Vermeidung des falschen Eides. Da dem Gatten das Leben der Frau teuer ist, er, wie eben hervorgehoben, durch ihren Tod einen unersetzlichen Verlust erleidet, so wurde ihm eingeschärft, daß er durch einen falschen Eid das Leben der Frau gefährdet. „Wer falsch schwört, verursacht den Tod der Gattin.“[1])

Doch, weil nicht bei Jedem volles Verständnis für die Heiligkeit der Ehe vorausgesetzt werden kann, weil nicht jeder die Feinfühligkeit besitzt, um die der Frau zugeteilte hehre Aufgabe würdigen zu können, weil man auch mit rohen und Alltagsmenschen zu rechnen hat, wurden für die Ehre der Frau noch andere Gründe angegeben, solche, die weniger abstrakter, mehr praktischer Natur sind. Was ist dem gewöhnlichen Menschen einleuchtender als die Versicherung, daß die der Frau erwiesene Ehre ihm greifbaren Nutzen bringen werde? Die Talmudlehrer, die dabei ihrem tiefen Gemütsleben Ausdruck gaben, sprachen es als Ueberzeugung aus, daß nur der Frau wegen der Segen auf dem Hause ruhe. Abba Areka spricht zu den Leuten von Mechusa: „Ehret die Frauen, damit ihr reich werdet.“[2]) Das Hauptverdienst der Frau bleibt aber, ihr Walten im Hause und die Erziehung der Kinder. Selbst der bösen Frau wird, im Hinblick darauf, daß sie die berufene Erzieherin der Kinder ist, so manches verziehen. Rabbi Chija versäumte es nicht, seiner ihn stets quälenden Frau jede mögliche Aufmerksamkeit zu erweisen. Darob zu Rede gestellt, antwortet er: „Die Frau hat ihre Pflicht erfüllt und verdient unsern Dank, wenn sie die Kinder erzieht und uns von der Sünde fernhält.“[3])

Wie die gute Frau mit dem Paradiese, so wird die „böse Frau“ mit der Hölle verglichen. Sie verbittert dem Manne

---

[1]) Sabb. 32b.
[2]) Das. 59a.
[3]) Jebam. 63a

das Leben, vergällt ihm jede Freude, auch die an der Arbeit, stört ihn in seiner beruflichen Tätigkeit[1]) und drückt so sein Seelenleben nieder. Ihm ist, als wäre er mit einer ekelhaften Krankheit behaftet. (Sie ist ein Aussatz an seinem Leibe).[2])

Den fortgesetzten Beleidigungen gegenüber bäumt sich sein Mannesstolz auf, es kommt zu leidenschaftlichen Ausbrüchen. Da die aber eines gelehrten und gottesfürchtigen Mannes unwürdig sind, tritt Resignation ein. Der Gedanke, die böse Frau als eine von Gott aufgelegte Strafe anzusehen, macht sich geltend. Dem Ausspruch entsprechend: „Ueber wen Gott ein Uebel bringen will, dem er nicht entrinnen kann, — eine vom Propheten Jeremia (C. 11) angedrohte Strafe — dem führt er eine böse Frau zu.[3])

Ein Mittel gibt es, dem Unheil zu entrinnen, d. i. die Scheidung. Wer aber weiß, welch schweren Kampf ein ernster Mensch bei solchem Anlaß durchzukämpfen hat, wer das Wort der Alten erfaßt hat: „Es weint der Altar bei der Scheidung von der ersten Frau,"[4]) wer, wenn der Ehe Kinder[5]) entstammt sind, die Folgen der Scheidung auf diese sich vor Augen hält, der wird nur im äußersten Fall zu diesem Mittel[6]) greifen. Tritt aber dieser Fall ein, wird die Scheidung die Erlösung für beide Teile bringen, dann ist es ein Pflichtgebot, sich von einer bösen Frau zu trennen."

Aber auch hier wurde die Frau nicht der Willkür des Mannes überlassen, wurde, durch mancherlei gesetzliche Bestimmungen, die aufzuzählen zu weit führen würde, die Ehre der Frau gewahrt und auf ihre Schwäche Rücksicht genommen.

Nicht nur die „böse Frau" zwang die Gelehrten, sich eingehend mit den für die Scheidung geltenden Ge-

---

[1]) Jebamot 63b.

[2]) Das.

[3]) Man lese von den Nörgeleien, denen Rab und R. Chija seitens ihrer Frauen ausgesetzt waren.

[4]) Das.

[5]) Sanhedrin 22b.

[6]) Pessach. 87b.

setzen zu beschäftigen, auch das tägliche Leben forderte sie hierzu auf.[1])

Bei dem dem Manne eingeräumten Vorrecht, die Frau auch eines geringen Anlasses wegen zu entlassen, war sie täglich der Gefahr ausgesetzt, daß ihr der Scheidebrief zugestellt und sie auf die Straße gesetzt werde. Um diesem Mißbrauch vorzubeugen, mußten Mittel ins Auge gefaßt werden, die die Scheidung erschweren. Als solches bewährte sich das Gebot der Ausfolgung einer Ketuba. Der Mann mußte vor dem Eingehen der Ehe der Frau eine bestimmte Summe verschreiben, die ihr bei etwaiger Scheidung ausgefolgt wurde. Die Summe war nach damaligem Geldstande eine hohe. Damit war der Leichtfertigkeit der Scheidung ein Riegel vorgeschoben.[2]) Eine ohne solche Verschreibung eingegangene Ehe wurde nicht als rechtsgültig angesehen.[3])

Wenn die Verschreibung zu Ehren und im Interesse der Frau nötig war, so hat diese Einrichtung doch ihre Kehrseite. Sie hatte zur Folge, daß zuweilen eine Ehe bestehen blieb, ein gemeinsames Leben fortgesetzt werden mußte, wo die Scheidung nicht nur eine Erlösung für den einen oder andern Teil, wo sie auch ein Gebot der Sittlichkeit gewesen wäre. Menschen aneinander ketten, die eine unüberwindliche Antipatie gegen einander haben und deren Seelen längst geschieden sind, ist unsittlich. Es wird daher als ein Uebel angesehen, wenn die Scheidung darum nicht erfolgen kann, weil der Gatte die vorgeschriebene Summe aufzubringen nicht in der Lage ist.[4]) Warum dieser Uebelstand, obgleich erkannt, bestehen blieb, mag darin seinen Grund haben, weil er als ein seltener Fall angesehen wurde, während das Interesse und die Ehre der Frau allgemein gewahrt werden mußten und die Ausfolgung der vorgeschriebenen Summe nötig machten.

---

[1]) 63b. Die Hauptgründe der Scheidung sind: Ehebruch und unüberwindliche Abneigung.

[2]) Wenn die Summe in bar nicht vorhanden war, haftete für sie das Beste des Besitzes. Ketubot 82a, Jebamot 89a.

[3]) Ketubot 57b.

[4]) Erubin 41b.

War dies ein probates Mittel, der leichtfertigen Scheidung vorzubeugen, so hat eine spätere Zeit eine überaus genaue, peinliche Form für den Scheidebrief vorgeschrieben, eine Form, die bis zum heutigen Tage bestehen blieb, trotzdem in vielen Ländern die Zivilscheidung der rituellen vorangeht. Dieselbe Rücksicht auf die Ehre der Frau hat die Bestimmung gezeitigt, daß, von einigen Ausnahmen abgesehen, ohne ihre Einwilligung eine Scheidung nicht vorgenommen werden soll.

Zu Ehren und im Interesse der Frau geschah es auch, daß man im gegenseitigen Einverständnis eine Scheidung unter „Bedingung" gestattete. Sie trat im Kriegsfalle ein. Da in jenen Zeiten eine genaue Liste der im Kriege Gefallenen, Gefangenen und Vermißten nicht geführt wurde und es dem Zufall überlassen war, die Namen der im Kriege Gefallenen oder in Gefangenschaft Geratenen zu erfahren; da sich auch nicht leicht feststellen ließ, ob die Gefangenen durch Krankheit hingerafft oder vom Feinde getötet wurden, schwebte man auch nach Beendigung des Krieges immer in Zweifel, ob der nicht Zurückgekehrte zu den Lebenden gehört oder den Toten zuzuzählen ist. Dieser Zweifel war besonders der jungen Ehegattin peinlich. Das Opfer einige Jahre in Treue auszuharren, kann wohl gefordert werden, ein ganzes Leben aber in dieser peinlichen Ungewißheit zu bleiben, ist unerträglich und kann nicht gefordert werden. Man half sich damit, daß man dem in den Krieg ziehenden Gatten gestattete, seiner Ehefrau einen Scheidebrief unter der Bedingung auszustellen, daß, wenn er vom Kriege nicht zurückkehren sollte, der Scheidebrief vom Tage der Ausstellung Gültigkeit habe.[1])

War es in dem Angeführten das Gesetz, unter dessen Schutz Ehre und Interessen der Frau gestellt wurden, ein Gesetz, das seine Begründung in der Erwägung fand, daß es Pflicht einer sittlichen Gemeinschaft sei, für die Ehre des schwächeren Teils einzustehen, so wird andererseits das Gewissen des Einzelnen geschärft, die Ehre der

[1]) Ketubot 9b, s. Tossafot das.

Frau zu schonen, er wird gewarnt, das bei Abschluß der Ehe in ihn gesetzte Vertrauen nicht zu mißbrauchen. Diese Warnung wird da nötig, wo es auf die Gesinnung des die Ehe schließenden Mannes ankommt, wo also die Kraft der Gemeinschaft, die Macht des Gesetzes ihre Grenze findet. Der Mann trete bei Abschluß der Ehe mit ernsten Absichten heran, der Gedanke, daß es ein Lebensbund sei, sei vorherrschend, von dem Willen sei er erfüllt, daß er den Bund für das Leben schließe. Frivol aber ist es und ein arger Vertrauensbruch, die Ehe mit der Absicht einzugehen, sie nach kurzer Zeit wieder lösen zu wollen. Die Alten begründen die Warnung mit dem Satze: „Sinne nicht Böses gegen deinen Nächsten, der sicher bei dir wohnt.[1]) (Sprüche 3, 29). So haben die Talmudlehrer einerseits den Bestimmungen der Thora Rechnung getragen und die Ehe gelöst, wo ein Zusammenleben nicht wünschenswert oder nicht möglich war, andererseits dafür gesorgt, daß die heiligen Bande nicht willkürlich zerschnitten werden und dabei die Frau als den schwächeren Teil geschützt und nach Möglichkeit ihre Ehre gewahrt.

Ich übergehe andere Stellen, die Gutes und Böses von der Frau erzählen und begnüge mich mit den angeführten, aus denen unzweifelhaft hervorgeht, daß sich die Talmudlehrer von Ueberschwenglichkeiten in Beurteilung der Frau fern gehalten, daß sie in ihr den Menschen in seiner Kraft und Schwäche sahen, ihre Vorzüge, zumal die Weichheit ihres Gemüts wie die Wärme der Empfindung anerkannten, volles Verständnis für ihre Würde hatten und Achtung für sie forderten. Der Gedankengang der Talmudlehrer läßt den Schluß zu: Nicht Unfähigkeit des Geistes noch des Körpers kann vorgeschützt werden, um die Frau von vielen ihr bisher vorenthaltenen Berufen auszuschließen, nur darf sie ihrem eigensten Berufe, dem Hause, nicht entzogen werden. Sie soll in erster Reihe Gattin und Mutter sein. Versteht sie es, mit dieser hehren Pflicht noch anderes zu verbinden, sollen ihr die Türen weit geöffnet werden.

[1]) Jebamot 37b.

Das Gesetz der Heiligkeit und Liebe.*)

Heiligkeit ist die höchste Vollendung des Gesetzes, ist das tiefste Erleben und Verwirklichen der biblischen Gerechtigkeit. Sie setzt sich aus verschiedenen Elementen zusammen, die nicht leicht zu bestimmen sind und bisweilen einander sogar zu widersprechen scheinen. So verschieden aber auch die Nutzanwendung dieses Heiligkeitsideals für das praktische Leben sein mag, es liegt stets derselbe Gedanke zu Grunde: der Begriff des Gottesreiches, die zentralste Idee der rabbinischen Theologie und Israels Bewußtsein von seiner engen Beziehung zu seinem Gott, dem Könige. Der Hauptsache nach ist Heiligkeit nur ein anderer Ausdruck für Imitatio Dei (Ebenbildlichkeit Gottes), eine Verpflichtung, die aufs innigste verknüpft ist mit Israels naher Beziehung zu Gott. In der rabbinischen Literatur ist der häufigste Name für Gott „der Heilige", gelegentlich auch „Heiligkeit"[1]), und ebenso wird Israel auch heilig genannt.[2]) Aber die Heiligkeit Israels ist davon abhängig, daß es danach strebt, Gott ähnlich zu werden.[3]) „Heilig sollt Ihr sein,

*) Kap. 13 der Schrift „Some Aspects of Rabbinic Theology" von S. Schechter, London 1909. S. 199—218.

[1]) Vgl. Blau, Zur Einleitung in die heilige Schrift, S. 13; Bacher. Exegetische Terminologie, I. 169. Vgl. auch Friedmann, Einführung zu נספחים S. 20.

[2]) Vgl. Midrasch Tanchuma, ed. Buber III, 37b; Pesikta de Rab Kahana 111a; Eliahu rabba ed. Friedmann, 133. Vgl. auch Sabbath 86a und die dort angegebenen Parallelstellen.

[3]) Vgl. Num. Rab., 9, 4 u. 17, 6.

denn heilig bin ich, der Ewige, Euer Gott." (Lev. 19, 2). Diese Worte werden von dem Mischnah-Lehrer Abba Saul folgendermaßen gedeutet: „Israel ist die familia (Gefolge oder Leibgarde) des Königs (Gottes), daher liegt es ihm ob, dem Könige nachzueifern.[1]) Denselben Gedanken drückt in anderen Worten noch ein Rabbiner aus, der den eben zitierten Vers aus Leviticus so umschreibt: „Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig. Weshalb? Weil ich Euch mir angeschlossen habe", wie der Prophet sagt: „Sowie der Gürtel an die Lenden eines Mannes anschließt, so habe ich mir angeschlossen das ganze Haus Israel." (Jer. 13, 11)[2]). Ein anderer Rabbiner bemerkte: „Gott sprach zu Israel, noch ehe ich die Welt schuf, waret Ihr mir geweiht; seid daher heilig, wie ich heilig bin"; und er fährt fort: „Das ist zu vergleichen mit einem Könige, der eine Frau heimführte und zu ihr sagte: Da Du mein Weib bist, so ist mein Stolz auch der Deine, sei daher heilig, wie ich heilig bin."[3]) Mit anderen Worten: „Israel steht in derselben Beziehung zu Gott wie die familia zum König, wie das Weib zum Gatten, die Kinder zum Vater."[4]) Daraus folgt, daß sie ihn als Vorbild nehmen und in Heiligkeit ihm nachstreben sollen.

Bevor wir dazu übergehen, einige Beispiele, die die rabbinische Literatur für diese Nachahmung Gottes oder Heiligkeit angibt, zu bieten, muß bemerkt werden, daß der hebräische Ausdruck Keduschah sich nicht ganz mit unserem Worte „Heiligkeit" deckt. Das Mystische und Uebersinnliche des Begriffs wird im Hebräischen besser durch das Wort Chasiduth (Frömmigkeit) wiedergegeben

---

[1]) Sifra, ed. Weiß, 86c. Vgl. Bacher, Agada Tan., 2, 367, und J. Lewy, Ueber einige Fragmente aus der Mischna des Abba Saul, S. 23.

[2]) Tanchuma, III, 37b. Vgl. auch Pesikta Rab Kahana, 16a.

[3]) Tanchuma, III, 37a.

[4]) Vgl. Lev. Rab, 24, 4.

für die die Keduschah nur eine der Vorstufen bildet;[1]) immerhin sind die beiden Begriffe so nahe mit einander verwandt, daß sie in rabbinischen Texten nicht immer auseinander gehalten werden. Trotzdem werde ich in den folgenden Seiten meine Ausführungen unter den beiden Stichworten Keduschah und Chasiduth vorbringen. Die Keduschah bewegt sich mehr innerhalb der Grenzen des „Gesetzes“, überschreitet sie aber auch gelegentlich. Die Chasiduth hingegen, die nach einer höheren Art von Heiligkeit strebt, ergänzt nicht nur das Gesetz, sondern mildert und verbessert es in gewissem Sinne.

Wie wir gesehen haben, ist Heiligkeit, nach Abba Saul, identisch mit der Nachahmung Gottes. Die Art und Weise dieser Nachahmung definiert er folgendermaßen: „Ich und er, ich will ihm gleich sein. Wie er gnädig und barmherzig ist, so sei Du (Mensch) gnädig und barmherzig.“[2]) Die Ausdrücke der Schrift „in den Wegen Gottes wandeln“ (Deut. 11, 22) und „nach dem Namen Gottes genannt werden“ (Joel 3, 5) werden wieder folgendermaßen ausgelegt: „Wie Gott gnädig und barmherzig genannt wird, so sei Du gnädig und barmherzig; wie Gott gerecht genannt wird, so sei Du gerecht; wie Gott heilig genannt wird, so sei Du heilig!“[3]) Weiter: „Wie der Himmel stets barmherzig gegen die Bösen ist und ihre Reue annimmt, so seid Ihr barmherzig gegeneinander. Wie er Gaben spendet sowohl denen, die ihn kennen, wie denen, die ihn nicht kennen und seine Gaben nicht verdienen, so sollt Ihr einander Gaben spenden.“[4]) „Der Beruf des Heiligen, gelobt sei er, ist Barmherzigkeit und

---

[1]) Vgl. Abodah Zarah, 20 b, u. Rabbinowicz, Variae Lectiones z. Stelle. Alle diese Parabeln jedoch (angeführt bei Bacher Agada Tan. II 496 Anm. 5; hinzuzufügen ist Midr. Mischle 15) haben חסידות neben רוה"ק.

[2]) Mechilta, 37 a u. Sabbath 133 b und Parallelstellen. Die Auslegung von Abba Saul gründet sich auf das Wort ואנוהו im Exod. 15, 2, was er teilt in אני והו; das bedeutet: „ich (Mensch) und er (Gott)“.

[3]) Sifre, 85 a. Offenbar lesen die Rabbiner in Joel יִקָּרֵא

[4]) Seder Eliahu S. 135. Vgl. Mechilta, 59 a.

Liebe, und zu Abraham, der seine Kinder und sein Haus nach ihm so führen will, daß sie (Gen. 18, 19) wahren den Weg des Herrn, spricht Gott: Du hast meinen Beruf erwählt, darum sollst Du auch mir gleich werden, ein Alter an Tagen."[1])

Wie die Nachahmung im praktischen Leben zu Tage treten soll, lehrt folgende Stelle: „Die Glieder des Hauses Israel sind verpflichtet, barmherzig gegeneinander zu sein, Wohltaten (Mizwah) zu erweisen und Gutes zu tun. Denn der Heilige, gelobt sei er, hat diese Welt nur mit Liebe und Güte geschaffen, und uns kommt es zu, aus den Wegen Gottes zu lernen." So sprach Rabbi Chama b. Chaninah: „Wandle den Eigenschaften Gottes nach, (oder besser: mache seine Eigenschaften zur Richtschnur für Dein Verhalten.) Wie er die Nackten bekleidet (Gen. 3, 21), so bekleide auch Du sie; wie er die Kranken wartet (Gen. 18, 1), so warte auch Du Kranke; wie er Trauernde tröstet (Gen. 25, 11), so sollst auch Du Trauernde trösten; wie er Tote bestattet (Deut. 34, 5), so sollst auch Du Tote bestatten."[2]) Wenn Rabbi Judah b. Ilai seinen Unterricht unterbrach, um sich einem Brautzuge anzuschließen, pflegte er an seine Schüler folgende Worte zu richten: „Kinder, steht auf, und bezeigt der Braut Eure Achtung (indem Ihr Euch dem Zuge anschließt), denn so finden wir, daß der Heilige, gelobt sei er, Eva im Brautschmuck ihrem Gatten zuführte."[3]) Tatsächlich wird behauptet, daß Gott selbst die Gebote hält und seinen Kindern in dieser Hinsicht als Vorbild

---

[1]) Vgl. Gen. Rab., 58, 9.

[2]) Sotah. 14a. Der Anfang der Stelle ist aus שאילתות פ׳בראשית genommen. Nach den agadischen Erklärungen war Abraham in krankem Zustande, als Gott ihm in der Ebene von Mamre erschien. Der in Gen. 25, 11 erwähnte Segen wiederum, der nach Abrahams Tode stattfand, wäre als Trostesbotschaft aufzufassen.

[3]) Vgl. Aboth de Rabbi Nathan ed. Schechter 10a. Die Worte, „und er brachte sie dem Adam" (Gen. 2, 23), werden von den Rabbinern so verstanden, daß Gott sich die besondere Mühe nahm, Eva dem Adam im Brautschmuck zuzuführen. Vgl. Gen. Rab. 18, 1.

dient.[1]) Die Nachahmung geht so weit, daß Gott auch als Muster für gute Sitten dasteht. So sagen z. B. die Rabbiner: „Laßt den Menschen Anstand und Sitte von dem Allgegenwärtigen lernen." Gott wußte wohl, daß es in Sodom und Gomorrah keine redlichen Menschen gab, aber er unterbrach Abrahams Fürsprache für diese Städte nicht, sondern wartete ab, bis er mit Bitten aufhörte und nahm sogar Abschied, ehe er sich von ihm trennte.[2])

Es ist bemerkenswert, daß diese Gottähnlichkeit sich auf Kundgebungen seiner Liebe und Güte beschränkt. Die Rabbiner äußern nicht den Wunsch, daß der Jude Gott nacheifere in Strenge und unerbittlicher Gerechtigkeit, obgleich es an Zügen dieser Art in der Bibel nicht mangelt. Interessant ist in dieser Verbindung die Art und Weise, in welcher das Gebot der Nachahmung von späteren Autoritäten in ein System gebracht wurde. „Der Heilige, gelobt sei er, befahl, daß der Mensch sich seinen Wegen anschließen sollte", wie geschrieben steht: „Du sollst Gott den Herrn fürchten, ihm dienen und an ihm hangen." (Deut. 10, 19) Wie aber kann der Mensch der Schechinah anhangen? Steht nicht geschrieben: „Denn der Herr Dein Gott ist ein verzehrendes Feuer, ein eifervoller Gott? (Deut. 4, 24) Aber hange seinen Wegen an; wie Gott die Kranken wartet, so sollst auch Du sie warten, und so fort."[3]) Der Zug der Eifersucht wird völlig ignoriert, aus der Gnade und Barmherzigkeit Gottes aber bildet sich das Sittengesetz des Menschen. In der Tat wird ausdrücklich gelehrt, daß der Mensch in folgenden vier Dingen, die Gott allein als Mittel dienen,

---

[1]) Vgl. Jer. Bikkurim, 66c u. Lev. Rab., 35, 3.

[2]) Vgl. Derekh Erez Rabba, Talmud, Kap. 5. Ich ergänze die Stelle durch die Parallelstelle in Aboth Rabbi Nath. 56a. Vgl. auch Gen. Rab. 8, 8; Tanchuma, I 28b; u. Sukkah. 30a.

[3]) R. Eliezer von Metz, ספר יראים, § 5. Vgl. auch Maimonides Buch der Gesetze, Gebote No. 8.

dem Ewigen nicht folgen solle. Gemeint sind: Eifersucht (Deut. 6, 5), Rache (Ps. 94, 1), Hochmut (Exod. 15, 21, Ps. 93, 1) und ungewöhnliche Taten.[1] Der Prophet Elijah, welcher sagte: „Ich bin sehr eifervoll gewesen für den Herrn der Heerscharen (1. Könige 19, 10)", und die Anklage gegen Israel sogar wiederholte (das. v. 14), wurde, nach der Aussage der Rabbiner, von Gott verstoßen, der ihm antwortete: „Du bist immer eifervoll." Er wurde von seinem Posten entfernt und Elisa an seine Stelle berufen.[2])

Eine fernere, mehr negative Seite des Begriffs Heiligkeit wird durch das hebräische Wort Keduschah wiedergegeben, das ursprünglich „Trennung" und „Absonderung" bedeutet.[3]) So erläutern die Rabbiner den Vers: „Heiligt Euch deshalb, und seid heilig, denn ich bin heilig" (Lev. 11, 44) durch die Worte: „Wie ich abgesondert bin, so seid Ihr abgesondert."[4]) Die Absonderung Gottes soll aber nicht ein metaphysisches Fernsein bedeuten, sondern einzig ein Sich-fern-halten, Sich-zurück-ziehen von unreinen, entweihten Dingen, die mit Gottes Heiligkeit unvereinbar sind. Ebenso sollte Israel sich von jeglichem Unreinen und Entweihten fernhalten.

Unter den unreinen Dingen, die einen weiten Raum einnehmen, stehen an erster Stelle: Abgötterei, Ehebruch und Blutvergießen. Auf diese drei Hauptsünden bezieht sich der Ausdruck Tum'ah (Entweihung) besonders.[5]) Die rabbinische Literatur beschäftigt sich viel mit der zweiten, dem Ehebruch, (der alle geschlechtlichen Vergehen einschließt). So deuten die Rabbiner den Vers „und Ihr

---

[1]) Midrasch hag—Gadol ed. Schechter, S. 549; vgl. פרקא דרבינו הקדוש ed. Schönblum, § 34 in den „Fünf Gruppen".

[2]) Vgl. Eliahu zuta, S. 187; u. Jalkut Könige, § 217. Vgl. auch Cant. Rab., I 6; Agadath Schir haschirim, ed. Schechter S. 45.

[3]) Vgl. Robertson Smith's Religion of the Semites, S. 140, über die Unsicherheit der ursprünglichen Bedeutung des Wortes.

[4]) Sifra 57b, vgl. das. 86c.

[5]) Vgl. More Nebuchim, 3, 47. Maimonides' Erklärung wurde zweifellos veranlaßt durch Sifra, 81a (zu Lev. 16, 16). Vgl. auch Sifre, 113a, wo von den Töchtern Israels gesagt wird, daß sie קדושות וטהורות sind.

sollt mir sein ein Reich von Priestern, ein heiliges Volk" (Exod. 19, 6) folgendermaßen: „Seid mir ein Priesterreich, abgesondert von den Völkern der Welt und ihren Greueln."[1]) Diese Stelle muß in Verbindung mit einer anderen aufgefaßt werden. Im Hinblick auf die Schriftworte „und Ihr sollt mir heilig sein . . . . und ich habe Euch abgesondert von den Völkern, so daß Ihr mein seid" (Lev. 20, 26) weisen die Rabbiner auf die geschlechtlichen Ausschweifungen hin, welche die Heiden von Israel unterscheiden.[2]) In der Tat wurde alle Unkeuschheit Tum'ah (Unreinheit) genannt, Schwäche gegen Leidenschaften, die den Menschen entehren (was den Menschen von Gott scheidet); Gott spricht: „Was für Freude kann ich an ihm haben?"[3]) „Aber derjenige, welcher sich gegen alles Unkeusche mit einem Zaun umgibt, wird heilig genannt,[4]) und derjenige, welcher seine Augen beim Anblick des Bösen (im Sinne von Unmoralität) schließt, ist es wert, der Gegenwart der Schechinah teilhaftig zu werden."[5]) Der Begriff der Unreinheit ist weiterhin auf alles ausgedehnt, was in der Gesetzgebung des Leviticus als unrein gebrandmarkt ist, besonders auch auf die verbotenen Speisen, „welche die

---

[1]) Mechilta, 63a. Wenige Zeilen vorher ist zu den Worten וגוי קדוש eine andere Erklärung gegeben, welche von dem Lector Friedmann, dem berühmten Meister der Agadah, für einen Protest gegen Proselytenmacherei gehalten wird. Der Text scheint indessen verderbt zu sein und lautet im Midrasch hag-Gadol יכול מלכים בעלי מלחמה ת״ל כהנים אי כהנים יכול בטלנים כענין ישב׳ ובני דוד כהנים היו ת״ל וגוי קדוש. Vgl. Mechilta de R. Simon, S. 95

[2]) Sifra, 93b. Vgl. Num. Rab., 9, 7.

[3]) Sifra, 86d

[4]) Lev. Rab., 26, 6.

[5]) Vgl. Lev. Rab., 23 Ende.

Seele scheußlich machen", denn das Gebot lautet: „Sei heilig in Deinem Körper." Die Befolgung dieser Gesetze scheinen die Rabbiner als ein besonderes Vorrecht von Israel betrachtet zu haben, da sie den großen Unterschied zwischen Israel und den „Noachiden"[1]) kennzeichneten. In der Verletzung dieser Gesetze aber sahen sie die offene Tür, die zum Götzendienst führt: in einem Wort, zu einem tieferen Grad von Unreinheit.[2])

Die Seele nimmt ferner Schaden — d. h. sie wird unrein — nach den Rabbinen, durch irgend eine ekelerregende Handlung, so z. B. wenn man von unreinen Tellern ißt, oder wenn man die Nahrung mit schmutzigen Händen berührt.[3]) Jede Handlung, die auf andere einen widerwärtigen Eindruck macht, wird unter die verborgenen Sünden gerechnet, die „Gott richten wird";[4]) aber wer sich sorgfältig von gemeinen und abstoßenden Dingen fernhält, dem wird eine besondere Heiligkeit zuteil, die seine Seele reinigt um des Heiligen Willen; wie geschrieben steht: „Ihr sollt Euch heiligen."[5])

Endlich haben wir hier jene Ansicht zu verzeichnen, die den Begriff der Unreinheit auf jede Verletzung des biblischen Gesetzes ausdehnt.

---

[1]) Vgl. Exod Rab., 30, 9 u. das. 31, 9. Vgl. Tanch., III, 14b u. vgl auch Pseudo-Jonathan zu Lev. 20, 7.

[2]) Dies scheint mir die Bedeutung der Worte in Derek Erez Zuta, Kap. 3 תחלת טומאות פתח לע"ז. Vgl. Sifra, 57b. ואם טמאים אתם בהם סופכם ליטמא בם u. vgl. ראב"ד z St. Die andere dort gegebene Erklärung legt nahe, daß unsere Stelle eine Parallele zu derjenigen sei, die oben in der Note aus dem D. E. Z. zitiert wurde Vielleicht muß man in Sifra lesen: סופכם ליטמא בע"ז.

[3]) Vgl. Makkoth, 16b u. Maimonides ה' מאכלות אסורות. Kap. 17, die letzten 5 Paragraphen.

[4]) Vgl. Chagigah, 5a, die Erklärung von Rab. zu Kohel. 12, 14.

[5]) Maimonides, das. vgl. Berachoth, 53b, letzte Zeile

Jede Uebertretung macht das Herz stumpf,[1]) während das Halten der Gesetze eine größere Heiligkeit verleiht.[2]) Dieser Auffassung nach müssen wir alle Ge- und Verbote nur als Disziplinübungen betrachten. Sie sollen uns zum Gehorsam erziehen und bringen als Resultat jene Gemeinschaft zwischen Mensch und Gott zustande, welche der höchste Lohn der Heiligkeit ist. So sagen die Rabbiner mit Hinweis auf den Vers „Ihr sollt gedenken aller meiner Gebote und sie beobachten und heilig sein Eurem Gotte.“ (Num. 15, 40): Herz und Augen sind die zwei Verführer zur Sünde und leiten den Körper auf Abwege. Die Sache ist mit einem Manne zu vergleichen, der im Wasser zu ertrinken droht, dem der Kapitän eine Leine zuwarf mit den Worten: „Halte Dich fest an dieser Leine. Läßt Du sie los, so mußt Du sterben.“ Ebenso sprach der Ewige, gelobt sei er, zu Israel: „Solange Ihr an meinen Gesetzen festhaltet, bleibt Ihr dem Ewigen Eurem Gotte treu. (Was Leben bedeutet). Seid heilig, denn solange Ihr meine Gebote erfüllt, seid Ihr geheiligt, aber wenn Ihr sie vernachlässigt, werdet Ihr gottlos.“[3])

* * *

Soweit bewegt sich der Begriff Heiligkeit noch innerhalb der Grenzen des Gesetzes: Gehorsam gegen das Gesetz heiligt den Menschen, Auflehnung dagegen zieht ihn herab. Es gibt indessen noch eine höhere Art von

---

[1]) Vgl. Joma, 39a. תני דבי ר׳ ישמעאל עבירה usw. Mit עבירה ist an dieser Stelle die Uebertretung jeglichen Gesetzes gemeint.

[2]) Vgl. Mechilta, 98a, Sifra 35a u. 91d. קדושת כל המצות der Midrasch hag-Gadol scheint folgendes in Sifra gelesen zu haben. (Zu Lev., 11, 44), והתקדשתם זו קדושת מצות; eine Lesart, die durch Maimonides bestätigt wird, wenn er sagt (More 3, 43, 47) אמנם אמרו יתעלה והתקדשתם לשון ספרא זו קדושת מצות, vgl. auch sein Buch der Gesetze § 4.

[3]) Numeri Rab., 17, 6.

Heiligkeit, die sich über das Gesetz erhebt und die, wie schon in den einführenden Worten des Kapitels angedeutet wurde, besser durch das Wort Chasiduth (Frömmigkeit) wiedergegeben wird. Das Charakteristische des Chosid ist — wie irgendwo bemerkt wird — daß er nicht auf einen bestimmten Befehl wartet. Er bemüht sich, seinem Schöpfer wohlgefällig zu sein, und ergründet wie ein guter Sohn den Willen seines Vaters, indem er von dessen ausdrücklichen Wünschen auf die Art und Weise schließt, wie er ihm Freude machen könne.[1]) Daher die Neigung des Chosid, sich einem Gesetz oder einer bestimmten Gruppe von Gesetzen mit mehr Eifer und Selbstaufopferung zu widmen als anderen; eben je nach seiner besonderen Gemütsrichtung und persönlichen Auffassung vom väterlichen Willen. So sieht Rab. Judah „Werke der Heiligkeit" darin, daß man dem Traktat Nezikin (Schäden) besondere Aufmerksamkeit widmet. Dieser behandelt die Gesetze über Rückgabe verlorener Güter, das Verbot des Wuchers usw., Vorschriften, wie man den Nebenmenschen vor jeglicher Beleidigung schützen müsse. Rabba wieder betrachtet es als Chasiduth, wenn man den Traktat Aboth befolgt, wohl gemerkt ein Traktat, in dem Ritualvorschriften gänzlich fehlen, der sich auf sittliche und geistige Ratschläge der alten jüdischen Autoritäten beschränkt.

Ein anderer (anonymer) Verfasser meint, Chasiduth bestehe in genauer Beobachtung der Gesetze, die in dem (liturgischen) Traktat Berachoth (Segenssprüche) vorgeschrieben sind. Gebet und Danksagung standen eben für diesen Rabbi im Brennpunkt des religiösen Interesses.[2])

Das Prinzip der Chasiduth ist vielleicht am besten durch folgende talmudische Formel zusammengefaßt: „Heilige Dich sogar in jenen Dingen, die Dir erlaubt

---

[1]) Vgl. Luzzatto, מסילת ישרים ed. Warschau, S. 24b.

[2]) Vgl. Baba Kama, 30a, Text und Kommentare, besonders ר"ן zur entsprechenden Stelle im רב אלפס. Betreffend die zehn Dinge der Chasiduth, die Rab beobachtet haben soll, (ein Gemisch von Zeremonien und Moral) vgl. Sefer Ha-Orah, ed. Buber, S. 3 u. 4.

sind."[1] Rabbi Elieser von Worms, der einem seiner Kapitel über „Vorschriften der Chasiduth" diesen Satz als Motto gibt, erklärt ihn so: „Heilige Dich und Deine Gedanken, denke nach über die Einheit (Gottes, denke daran), wem Du dienst, wer Dich beobachtet, wer Deine Taten kennt, und zu wem Du zurückkehren wirst. Daher sei (in rituellen Fragen) hart gegen Dich selbst, milde gegen andere. Die Thora kommt der Schwäche des Fleisches in gewissen Fällen entgegen, (daher kann das Gesetz nicht immer als höchste Richtschnur für das Benehmen gelten.) Bekräftige selbst die Wahrheit nicht durch einen Schwur .... Halte Dich fern von allem Bösen (Deut. 23, 11), was unter anderem bedeutet, nicht einmal unreine Dinge zu denken usw[2]). Ein unheiliger Gedanke war nach rabbinischer Anschauung der Vorläufer einer unheiligen Tat, und der ideale Heilige mußte so reiner Hand wie lauteren Herzens sein, unfähig, etwas Unheiliges zu tun und zu denken.

Sehr gut gibt Nachmanides den Gedanken wieder. Sein Kommentar zur rabbinischen Umschreibung von Lev. 11, 44 „wie ich abgesondert bin, so sollt Ihr abgesondert sein," kommt zu folgendem Resultat: Nach meiner Meinung ist mit dem talmudischen Ausdruck פרישות Absonderung nicht die Enthaltung von Arayoth (geschlechtlicher Verkehr, der in der Bibel verboten ist) gemeint, sondern etwas, was jenen, die sie ausüben, den Namen Peruschim gibt. Die Sache liegt so: die Thora hat Arayoth sowohl wie bestimmte Speisen verboten, hat aber den Verkehr zwischen Eheleuten sowohl wie Fleischessen und Weintrinken gestattet. Aber selbst innerhalb dieser Grenzen kann ein Mann mit entarteten Begierden ein Wollüstling, ein Trunkenbold, ein Schlemmer werden, er kann eine unheilige Sprache führen, da kein deutliches Verbot gegen diese Dinge in der Thora steht. Ein Mann könnte also der schlimmste Wüstling sein mit Genehmigung der Thora. Daher gab die Schrift, nachdem sie das un-

---

[1]) Sifre, 95a; Jebamoth, 20a.

[2]) R. Eleaser von Worms, Einleitung zum Rokeach.

bedingt Verbotene einzeln aufgezählt hatte, zum Schluß ein allgemeines Gesetz (der Heiligkeit), um zu zeigen, daß wir uns ebenso zurückhalten müssen von Unmäßigkeit. So sollte z. B. selbst erlaubter geschlechtlicher Verkehr einer gewissen Einschränkung (nämlich Heiligung) unterworfen und so davor geschützt werden, in rein tierische Lust auszuarten. So sollte der Weingenuß auf ein Minimum beschränkt werden; wird doch der Nasir heilig genannt, weil er sich vom Trunke fern hält. So sollten wir unseren Mund und unsere Zunge davor hüten, sie durch Gier und durch niedrige Worte zu verunreinigen. In der Tat, der Mensch sollte sich bemühen, einen ähnlichen Grad von Heiligkeit zu erreichen wie R. Chija, der nie in seinem Leben ein müßiges Wort aussprach. Die Schrift warnt uns, rein, lauter zu sein, und abgesondert von der Menge, die sich mit eitlem Tand und Schändlichkeit befleckt, zu leben.[1]) Man wird bemerken, daß diese Verschärfung des Gesetzes von Nachmanides nicht als neue Offenbarung betrachtet wird. Nach ihm ist sie stillschweigend inbegriffen in das allgemeine Heiligkeitsgesetz der Schrift. Da aber der Begriff Heiligkeit nicht scharf bestimmbar ist, kann er auf beliebige Weise ausgedehnt werden. Auch waren die Rabbiner sich keiner Einführung von Neuerungen oder Zusätzen zur Thora bewußt, als sie das Gesetz verkündeten: „Heilige Dich durch Enthaltsamkeit von erlaubten Dingen"; ein Grundsatz, der sich sowohl auf rituelle Dinge wie auf Moral und Benehmen bezog[2]) Dem Anscheine nach betrachteten sie es nur als einen Zaun (Geder), der den Menschen davor bewahren sollte, die von der Thora selbst gezogenen Grenzen zu durchbrechen. Sehr lehrreich ist nach dieser Hinsicht die Unterhaltung, welche der Talmud dem König David und seinem Freunde Husai dem Architen in den Mund legt. Als David vor seinem

---

[1]) Pentateuch-Kommentar zu Lev. 19, 2.

[2]) Vgl. Rokeach das.; dort werden aus diesem Satze bindende Vorschriften abgeleitet, sowohl solche, welche die Speisegesetze betreffen, wie auch solche, die sich auf gutes Betragen beziehen

abtrünnigen Sohne Absalom floh, soll Husai ihn gefragt haben: „Warum hast Du eine Kriegsgefangene geheiratet?" Denn nach einer rabbinischen Legende war Absaloms Mutter Maacha (2. Sam. 3, 3) eine Frau, die im Kriege gefangen genommen war. Husai erklärte so das Unglück, das David befallen hatte, durch diese unselige Heirat. Aber David antwortete ihm: „Hat der Barmherzige nicht solche Heirat gestattet?" (Deut. 21, 10—13) worauf Husai entgegnet: „warum hast Du nicht den Befehl der Schrift an jener Stelle studiert?" Mit anderen Worten: die Tatsache besteht, daß das Gesetz vom verstockten und rebellischen Sohn den Vorschriften über kriegsgefangene Frauen unmittelbar folgt (Deut. 21, 18—21), ein Zeichen, daß die Thora, ohne sie absolut zu verbieten, eine solche Heirat nicht völlig billigte und voraussagte, daß der Sprößling einer solchen Ehe den Eltern wahrscheinlich eine Quelle des Unglücks werden würde.[1]) Die Verschärfung des Gesetzes, deren Vernachlässigung David so schrecklich büßen mußte, wird also durch keinerlei gegnerische oder außerhalb stehende Vorschriften zustande gebracht, sondern nur durch eigene Auslegung und Erweiterung. Als anderes Beispiel dieser Art zitiere ich folgendes, das, im alten rabbinischen Stil wiedergegeben, so lauten würde: „Wir haben gehört, daß geschrieben steht, „Du sollst nicht töten." (Exod. 20, 13) Man sollte meinen, daß das Verbot sich auf wirklichen Mord beschränkt. Aber es gibt auch andere Arten des Blutvergießens. So z. B., wenn man einen Menschen öffentlich beschämt und dadurch veranlaßt, daß das Blut aus seinem Gesicht zurücktritt. Dieses Gefühl zu verursachen, ist daher ebenso schlimm wie Mord, und wer sich dessen schuldig macht, verliert seinen Anteil an der zukünftigen Welt.[2]) Dann haben wir gehört, daß geschrieben steht, „Du sollst nicht ehebrechen." (Exod. 20, 14). Aber der Satz in Hiob (24, 15) „auch das Auge des Ehebrechers wartet auf die Dämmerung," lehrt uns,

---

[1]) Sanhedrin, 107a.

[2]) Vgl. Baba Mezia, 59a.

daß ein unkeuscher Blick ebenfalls wie Ehebruch zu betrachten ist; und der Vers „und Ihr sollt nicht umherspähen nach Euren Herzen und nach Euren Augen, denen Ihr nachzugehen pflegt“ (Num. 15, 39) lehrt uns, daß ein unkeuscher Blick oder selbst ein unkeuscher Gedanke gleichfalls als Ehebruch zu betrachten sind.“ [1])

*   *
*

Das Gesetz der Güte, das eng verknüpft ist mit dem der Heiligkeit, ist eine fernere Erweiterung des Gesetzes. Es entwickelte sich aus ganz allgemeinen Geboten, so steht im Deuteronomium: „Und Ihr sollt tun, was recht und gut ist in den Augen des Herrn.“ (6,18) Das bedeutet, wie Nachmanides zutreffend bemerkt, daß die Thora dem Menschen befiehlt, sein Augenmerk zu lenken auf das, was gut und recht ist in den Augen Gottes, da ersichtlich ist, daß Gott Güte und Rechttun liebt. Er fährt fort: „Dies ist ein wichtiger Punkt, denn es ist unmöglich, in der Thora auf alle Beziehungen zwischen dem Menschen und seinen Nächsten, seinen Freunden, auf seine Geschäftsangelegenheiten, auf alle Verbesserungen, die sich auf die Gemeinde und das Land beziehen, zu verweisen. Aber nachdem die Thora an einer anderen Stelle viele solcher Gesetze erwähnt hatte, (Lev. 19) wiederholt sie, ganz allgemein gefaßt, daß der Mensch tun soll, was gut und recht ist. Das schließt Dinge, wie das Schlichten von Streitigkeiten, das Nichtbestehen auf dem Buchstaben des

---

[1]) Lev. Rab., 23, 11. Vgl. Pesikta Rabbati, ed. Friedmann, 124b, Text u. Noten. Vgl. auch Mechilta von R. Simon, 111 . . ד״א לא תנאף שלא ינאף · · · ולא בעין ולא בלב ומנין שהעין והלב מזנין דכתיב ולא תתורו אחרי לבבכם ואחרי עיניכם. Vgl. auch Evg. Matt. 5, 21 u. 27. Ich vermute, daß der Ausdruck im N. Test. „Ihr habt gehört“ ursprünglich etwas mit der talmudischen Formel zu tun hatte. שומע אני · · · ת״ל oder אלא לא · · · ת״ל שמעני oder במשמע · · · ת״ל (vgl. Mechilta, 81b, 82b u. 84a).

Gesetzes, ein; ferner gewisse Vorschriften, die sich auf nachbarliche Rücksicht sowohl wie auf freundliches Benehmen gegen den Nebenmenschen beziehen."[1])

Schuld an der Zerstörung Jerusalems, so sagte man, war die Sünde, daß sie auf dem Gesetz der Thora[2]) bestanden, dabei aber das Gesetz der Liebe verletzten. Nach anderen stammt diese Vorschrift, nicht auf dem Gesetz der Thora zu bestehen, sondern barmherzig zu handeln, von Exod. 18, 20 her, wo Moses befohlen wird, Israel mit dem Gesetz bekannt zu machen und mit den guten Handlungen, die noch über das Gesetz hinausgehen.[3]) Als praktisches Beispiel für dieses Gesetz der Güte zitieren wir hier folgenden Fall: Rabba bar bar Chana hatte einen Streit mit Fuhrleuten, die (während ihrer Arbeit) ein Faß Wein zerbrachen. Er nahm ihnen darauf die Kleider weg; da brachten sie bei Rab eine Klage gegen ihn ein. Rab sagte zu ihm: „Gib ihnen ihre Kleider zurück!" Darauf fragte Rabba: „Ist so das Gesetz?" Er sagte: ja, (wie geschrieben steht) „Du sollst wandeln in den Wegen der Guten." (Prov. 2, 20) Er gab ihnen die Kleider zurück. Darauf sprachen die Fuhrleute: „Wir sind arm und haben den ganzen Tag gearbeitet, und jetzt sind wir hungrig und haben nichts zu essen." Rab sprach: „Bezahle ihnen ihren Lohn." Darauf fragte Rabba wieder: „Ist so das Gesetz?" Er sagte: ja, (wie geschrieben steht) „halte ein den Pfad der Recht-

---

1) Vgl. Nachmanides' Kommentar zu Deut. 6, 18. Vgl Deut. 12, 28 und 14, 19. Vgl. auch Sifre, 91a und 94a zu diesen Versen. Vgl. auch Maimonides ה״שכנים 14, 8, Text und Kommentare.

2) Baba Mezia, 13b.

3) Vgl. Mechilta, 59b; Baba Mezia, 30b; vgl auch Pseudo-Jonathan zu diesem Verse in Exod., wo betont wird, daß diese barmherzige Handlungsweise. die noch über das Gebot hinausgeht, auch auf die Bösen ausgedehnt werden sollte. דין und לפנים משורת הדין korrespondieren oft mit מדת הדין und מדת הרחמים, der Eigenschaft des Gesetzes oder der Gerechtigkeit und der Eigenschaft der Gnade. Vgl. Jer. Baba Kama, 6c. Man beachte den Gebrauch dieser Anthropomorphismen.

lichen.“ (Prov. das.)[1]. Ein nicht weniger treffendes Beispiel ist folgendes: die römische Armee belagerte einst die Stadt Lydda und bestand auf der Auslieferung eines gewissen Ula bar Koseheb. Im Falle weiterer Weigerung drohte man den Verteidigern mit der Zerstörung des Ortes und der Niedermetzelung seiner Bewohner. R. Josua ben Levi versuchte Ula zu bestimmen, sich freiwillig den Römern auszuliefern und so die Stadt zu retten. Darauf stellte der Prophet Elijah, der häufig dem R. Josua ben Levi erschien, seine Besuche ein. Nach langer Buße, die der Rabbi sich auferlegte, kehrte Elijah wieder und sprach: „Erwartest Du, daß ich mich Denunzianten offenbare?“ Worauf der Rabbi antwortete: „Habe ich nicht in Uebereinstimmung mit dem Buchstaben des Gesetzes gehandelt?“ „Aber“, entgegnete Elijah, „dies ist nicht das Gesetz der Heiligen.“[2])

Die höchste Belohnung der Keduschah oder besser der Chasiduth besteht, wie bereits angedeutet, in der Verbindung mit dem Geiste der Prophetie, „Chasiduth führt zur Prophetie,“ oder wie es an anderer Stelle ausgedrückt ist, „Heiligkeit bedeutet nichts anderes als Prophetie“.[3]) Diese höhere Heiligkeit, die absolute Reinheit in Tat und Gedanken, die gänzliches Fernbleiben von irdischen Dingen in sich schließt, beginnt, wie ein späterer Mystiker richtig darlegt, mit dem menschlichen Streben, sie zu erreichen und endet mit einer Gabe vom Himmel, die dem Menschen durch einen Gnadenakt verliehen wird.[4]) Der Talmud drückt denselben Gedanken aus in den Worten: „Wenn

---

[1]) Baba Mezia, 83 a. Vgl. auch Rabbinowicz, Variae Lectiones, z. St.

[2]) Vgl. Jer. Terumoth, 46 b. Vgl. Schechter, Studies in Judaism, Second Series, S. 116 ff. u. 166 ff.

[3]) ואת הקדוש והקריב אין קדושה אלא נבואה שנאמר אין קדוש כה'. Handschriftlicher Midrasch. Vgl. auch den Text des Sifre Zuta, Monatsschrift, Bd. 50, S. 410 oben.

[4]) ענין הקדושה ... תחלתו השתדלות וסופו מתנה מסילת ישרים, 36 a.

der Mensch sich ein wenig heiligt, heiligen sie (im Himmel) ihn sehr; wenn der Mensch sich unten (auf Erden) heiligt, so verleihen sie ihm (mehr) Heiligkeit von oben."[1]) „Alles braucht Hilfe (vom Himmel)."[2]) Selbst die Thora, die rein und heilig genannt wird, besitzt nur diese erhebende Wirkung, wenn der Mensch sich von jeder hochmütigen Regung freigemacht hat, wenn er sich von jedem Streben nach Besitz gereinigt hat, wenn er in der Tat ganz frei von Sünde ist."[3]) Nur die Thora mit Heiligkeit vereint kann Gemeinschaft mit Gott herstellen. So lautet ein Gebet oder vielmehr eine Weissagung eines alten Rabbiners: „Lerne mit ganzem Herzen und ganzer Seele meine Wege kennen und die Tore meiner Thora beobachten. Bewahre meine Thora in Deinem Herzen, und möge Ehrfurcht vor mir Dir stets innewohnen. Bewahre Deinen Mund vor allem Bösen, und mache Dich heilig gegen alle Sünde und Ungerechtigkeit, und ich will mit Dir sein."[4]) Daher das Gebet, das so oft in der jüdischen Liturgie vorkommt, „Heilige uns durch Deine Gebote," denn jede Regung von Hochmut oder ein irdischer Gedanke könnte die heiligende Wirkung vernichten, welche durch die Ausübung eines göttlichen Gesetzes hervorgebracht wird.

---

[1]) Joma, 39a.

[2]) Midrasch zu Psalm 20. Vgl. Tanch. קדושים 9.

[3]) Vgl. Mechilta v. R. Simon, 98.

[4]) Berachoth, 17a. Vgl. auch Rabbinowicz, Variae Lectiones, z. St.

Wilhelm Wolfsohn.[1]

von

Ludwig Geiger.

I.

Wilhelm Wolfsohn ist ein deutscher Schriftsteller jüdischen Glaubens, der kürzlich der Vergessenheit entrissen und dem Gedächtnis der Lebenden wieder näher gerückt worden ist durch die köstliche Gabe, die Wolfsohn's Sohn, Wilhelm Wolters dem deutschen Publikum in der Publikation des Briefwechsels von Theodor Fontane mit

---

[1]) Das Material zu dieser Skizze verdanke ich, da mich die Königliche Bibliothek in Berlin fast gänzlich im Stich ließ und die Bibliothek der jüdischen Gemeinde auch nur den unten zu besprechenden Almanach bot, im wesentlichen dem Sohne des Dichters, dem Schriftsteller Wilhelm Wolters in Dresden. Ihm sei an dieser Stelle besonderer Dank dargebracht. Er stellte mir Wolfsohns dramatische Werke zur Verfügung, drei Bände Dresden 1857—59, die Gedichtsammlung „Veilchen" 1840, außerdem eine von ihm selbst aus Zeitschriften, Einzeldrucken und Handschriften hergestellte Sammlung von Gedichten seines Vaters aus den letzten Jahrzehnten. Endlich zahlreiche Ausschnitte aus Zeitungen, teils Nekrologe Wolfsohns, Schilderungen seines Begräbnisses, teils Berichte über Aufführungen seiner Dramen enthaltend. Benutzt ist ferner der von dem genannten Wolters herausgegebene Briefwechsel Theodor Fontanes mit Wilhelm Wolfsohn, Berlin 1910, ferner die von R. Loewenfeld herausgegebenen Briefe B. Auerbachs an Wolfsohn, „Nord und Süd" Bd. 42, Heft 125—126. Gute Dienste haben mir auch die Briefe Berthold Auerbachs an seinen Vetter Jakob Auerbach, Bd. I, Frankfurt a. M. 1884, geleistet. Die kurzen biographischen Skizzen über Wolfsohn von Fr. Brümmer im Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten und von M. Mendheim in der Allgemeinen Deutschen Biographie Bd. 44, S. 132 ff. sind dürftig. Die Briefe Wolfsohns an B. Auerbach bekam ich leider zu spät, um sie an dieser Stelle zu benutzen.

seinem Vater geboten hat. Wilhelm Wolfsohn ist am 20. Januar 1820 in Odessa geboren und erlangte seine Bildung in dem deutschen Gymnasium seiner Vaterstadt. Früh verließ er Rußland, er kehrte freilich häufiger auf Vortragsreisen dahin zurück und blieb insofern seinem Vaterlande treu, als er von dessen geistiger Entwicklung lebendige Schilderungen entwarf und russische Dichtungen in mustergültiger Weise verdeutschte. Er wurde ein Deutscher und doch vergaß er in fremden Landen die Heimat nicht. Es ist die Stimmung, die ihn zeitlebens beherrscht, wenn er in einem Gedichte „Heimat" es ausspricht:

Ob der Gewohnheit süß Erinnern
An deine Heimat dir verschwand;
Ob dir entfremdet ganz im Innern
Das längst verlass'ne Vaterland —
Du fühlst an jedes Hauses Schwelle,
Wo es beglückte Kinder gibt:
Dir heimisch ist nur eine Stelle,
Wo du als Kind dich sahst geliebt.

Und ob dir längst die fremde Erde
Dein Geist gewonnen, stark und frei;
Ob sie dir ganz zur Heimat werde,
Und lieber als die Heimat sei —
Du fühlst an jedes Hauses Schwelle,
Wo es beglückte Kinder gibt:
Fremd ist und bleibt dir jede Stelle,
Wo du als Kind nicht warst geliebt!

Er studierte in Leipzig, nachdem er sich kurze Zeit der Medizin hingegeben, Philosophie, klassische Philologie und deutsche Literatur, und blieb daselbst bis 1843. In jener Zeit schloß er sich an Ferdinand Lassalle an, der in seinem Tagebuche den Menschen und Dichter außerordentlich rühmt. Aber in Leipzig knüpfte sich auch im Verkehr mit Theodor Fontane eine wirkliche Lebensbeziehung, die bis zum Tode Wolfsohns angedauert hat.

Der von Wolffohns Sohn herausgegebene Briefwechsel beider Männer ist ein schönes Zeugnis echter Freundschaft. Fontane suchte den Freund aufzurütteln, ihn zu Vorlesungen in Berlin zu bestimmen, für die er ihm guten Erfolg verhieß. Er war bereit, wenn der Freund ihn besuchte, trotz seiner schmalen Mittel, alles für ihn zu bezahlen. Er begleitete seine persönlichen Schicksale, seine Vorlesungen und dichterischen Versuche mit teilnehmender Aufmerksamkeit und kargte nicht mit seinem Lobe. Er äußerte seine Freude über die erfreulichen Ereignisse in Wolffohns Leben und sendete Frau und Kindern herzliche Grüße und Glückwünsche. Aber der Briefwechsel ist doch weit bedeutender durch die Briefe Wolffohns als die Fontanes. In diesem Bündnis erscheint nicht der später so hochberühmte, sondern der weniger bekannte Schriftsteller als die eigentliche Hauptperson. Wolffohns Briefe beweisen, wie kräftig er für den Freund eintrat. Schon in den 40er Jahren machte er in seinen Petersburger und Warschauer Vorlesungen die dortige deutsche Kolonie und die des Deutschen beflissenen Russen auf Fontanes Balladen und sonstige Gedichte aufmerksam, zu einer Zeit, da in Deutschland noch niemand von ihm wußte. Er bemühte sich dem dichtenden Freunde einen Verleger für sein Erstlingsbuch „Von der schönen Rosamunde“ zu verschaffen (vermutlich ein jüdischer Verleger: Katz in Dessau) und machte mannigfaltige Versuche das Werk durch Vorlesungen von Rezitatoren bekannt zu machen. Er machte große Anstrengungen ihn zum Korrespondenten für die Dresdener Zeitung, ein demokratisches Blatt, zu gewinnen, was auch zunächst gelang, aber keine Dauer haben konnte, da Fontanes altpreußische Gesinnung den Tendenzen der Zeitung widersprach. Er brachte den Freund ferner mit dem unternehmenden Buchhändler Keil in Leipzig in Verbindung. Als Wolffohn 1851 in Gemeinschaft mit Robert Prutz das „Deutsche Museum“ begründete, gab er sich undenkliche Mühe Fontane dauernd an das Blatt zu fesseln, veröffentlichte literarische Korrespondenzen von ihm, drängte ihn dazu, auch politische Korrespondenzen für das Blatt zu schreiben, sah aber

auch dieses eifrige Tun nicht von Erfolg gekrönt, da Fontane die geforderten Termine einzuhalten, nicht in der Lage war. Er unterließ auch seinerseits nicht für den Freund einzutreten, indem er in seinem Blatt dessen dichterische Versuche mit großem Lobe bedachte. Als dann ziemlich bald Wolfsohns Teilnahme an dem „Deutschen Museum" zu Ende ging, redete er dem Freunde wiederholt zu, sich an den Allerweltsgönner Varnhagen zu wenden, damit dieser ihm Empfehlungen verschaffe, besonders bei dem Buchhändler Vieweg. Auch noch in den späteren Jahren, da es Fontane schon besser ging, nahm dieser ungeniert die Vermittlung des Freundes in Anspruch. Noch 1859 bat er ihn, ihm einen Redakteurposten zu verschaffen. Auch in den Briefen ist die Teilnahme, die Wolfsohn an dem Berliner Freunde nimmt, eine ungemein rührende. Er ist beständig der drängende, der das Band aufrecht erhält, wenn der mürrische, unzufriedene Freund schweigt. Die Herzlichkeit der Verbindung hört auch in den letzten Jahren nicht auf, wenn auch freilich der schwere Kampf des Daseins, den beide zu bestehen hatten, es weniger zu freundschaftlichen Ergießungen kommen läßt, als in der ersten Blüte des jugendlichen Enthusiasmus.

Jene Leipziger Zeit war durch mannigfache Vortragsreisen unterbrochen, die Wolfsohn nach Rußland unternahm. Eine Professur in Moskau, die ihm von der russischen Regierung angetragen wurde, lehnte er ab, da er ein Gelübde, daß er dem Vater geleistet, nicht brechen wollte und die ihm gestellte Bedingung, zum Christentum überzutreten, nicht erfüllen konnte. Die Studien über russische Literatur, die er zwecks dieser Vorlesungen unternahm, die er außer in russischen auch in deutschen Städten hielt, legte er nieder in größeren Werken, von denen das eine „die schönwissenschaftliche Literatur der Russen" 1843 erschien, das andere „Rußlands Novellendichter" in drei Bänden 1848 und 51 veröffentlicht wurde. Außerdem veröffentlichte er zahlreiche Uebersetzungen und kritische Aufsätze in der Zeitschrift Europa und veranstaltete eine Sammlung „Das neue Laienbrevier" 1851, eine Zusammenstellung

aus deutschen Dichtern der Vergangenheit und Gegenwart.

Leider bin ich nicht in der Lage über diese kritischen und literarhistorischen Aufsätze, sowie über die genannten Werke aus eigener Anschauung zu sprechen. Die Zeitschriften, in denen Wolfsohn schrieb, sind heute kaum erreichbar und wenn einzelne Jahrgänge von ihnen zu finden sind, so macht es die Nichtunterzeichnung der Aufsätze kaum möglich, den Anteil unseres Schriftstellers herauszufinden. Was die selbständig erschienenen Werke betrifft, so sind sie in der Berliner Königlichen Bibliothek nicht vorhanden; bei dem einen wurde mir der Bescheid zuteil „Nicht verleihbar"; gesehen habe ich nur den dritten Band der russischen Novellensammlung, der einen Roman von Herzen „Wer ist schuld?" mit einer biographisch-kritischen Einleitung enthält. Die Uebersetzung ist recht lesbar und gewandt, wenn auch dem heutigen Leser manches auch antiquiert erscheint. In der Einleitung wird hervorgehoben, daß der Uebersetzer den russischen Dichter im Jahre 1845 sah, daß es aber zu einer näheren Bekanntschaft mit ihm nicht kam. Da ich also ein eigenes Urteil über diese Uebersetzertätigkeit nicht wagen kann, so muß ich mich begnügen, dasjenige zu wiederholen, was Raphael Löwenfeld, ein guter Kenner jener Literatur, über Wolfsohn gesagt hat. „In seinen Sammlungen vereinigte er alles was Rußland aus diesem Gebiete der Dichtung Schönes besaß: Helena Hahns, Alexander Puschkins, Nicolaus Pawlows, Nikolaus Gogols, Sollohubs, Odojewskijs, selbst Alexander Herzens Erzählungen wurden vortrefflich übertragen und mit biographisch-kritischen Einleitungen versehen, welch letztere, um dies beiläufig zu sagen, für so manche Einleitung, die in jüngerer Zeit geschrieben wurde, und für so manches Feuilleton den Stoff hergeben mußten. Das am größten angelegte Werk in dieser Richtung, das leider nicht vollendet wurde, ist „Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen", ausgewählt aus den Werken der vorzüglichsten russischen Poeten und Prosaisten älterer und neuerer Zeit. Leider ist nur der erste Band er-

schienen; er enthält jedoch eine so vortreffliche Einleitung und eine so gute Uebersetzung des berühmten „Liedes vom Heere Ihors“ und so vortreffliche Uebertragungen aus den ersten Perioden der russischen Literatur, daß er auch selbständig einen Wert beansprucht“.

In den folgenden Jahren führte Wolfsohn gewissermaßen ein Nomadenleben, das zwar seiner Natur nicht entsprach, aber hervorgerufen wurde durch die Bemühungen, sich mit einer Christin, Emilie Gey zu verheiraten. Er hatte sich mit ihr im Oktober 1840 verlobt. Da weder Emilie zum Judentum, noch Wolfsohn zum Christentum übertreten wollte, war eine Verbindung des Paares in jener Zeit ungemein schwierig. Die großen Staaten, wie Preußen und Sachsen blieben ausgeschlossen, Weimar und Braunschweig, auf die das junge Paar seine Hoffnungen gesetzt hatte, versagten, endlich gelang es in Dessau das gewünschte Ziel zu erreichen. Daher schlug Wolfsohn nach mancherlei Irrfahrten seinen Wohnsitz in Dessau auf, wo am 31. Dezember 1851 die Trauung vollzogen wurde. Das junge Paar lebte eine Zeitlang in der kleinen Residenz, wo sie u. a. auch Theodor Fontanes und seiner Gattin Besuch erhielten. Indessen, die kleine Stadt bot ihm zu wenig geistige Anregung und zu wenig Möglichkeit, sich literarisch zu betätigen. Vielleicht bereitete auch sein Unabhängigkeitssinn ihm Unannehmlichkeiten: er war, wie Fontane scherzte, der einzige Mensch in Dessau, der vor einem herzoglichen Wagen den Hut nicht abnahm. Aber das entscheidende Moment war wohl die gezwungene Einsamkeit, in der Wolfsohn in Dessau lebte. Er bedurfte, wie gleichfalls Fontane sich einmal ausdrückte, „befreundeter Herzen und ermunternder Worte“.

Solche Freunde hoffte er in Dresden zu finden und gewann sie in Berthold Auerbach und Otto Ludwig. Von der Freundschaft mit dem Letzteren ist nichts Näheres bekannt; da beide Männer beständig an demselben Orte lebten, so war der Verkehr gewiß ein mündlicher, schriftliche Zeugnisse sind nicht vorhanden. Dagegen sind uns die Briefe Berthold Auerbachs an Wolfsohn

bekannt und gestatten uns das Verhältnis beider als ein ungemein intimes und herzliches zu genießen. Auerbach spricht in seinen Briefen allerdings, wie er das gern tut, mehr von seinen Empfindungen, seinem äußeren Leben und seiner schriftstellerischen Tätigkeit, aber er gibt auch manchmal, wie wir noch hören werden, Urteile über die literarischen Arbeiten des Freundes. Es knüpfte sich zwischen beiden Männern ein herzliches Bündnis, seit 1862 waren sie auch durch das brüderliche „Du" geeint. Auch in den Briefen Berthold Auerbachs an seinen Vetter Jakob finden sich einzelne Aeußerungen über Wolfsohn, vergl. 1. November 1856, 20. Juni 1860, 26. Juni 1861. Die letztere Aeußerung ist besonders wichtig, weil sie zeigt, daß auch in jenem Jahre Wolfsohn noch einmal eine Reise nach Petersburg unternommen hat. Auch als Auerbach 1863 auf kürzere Zeit wieder einmal in Dresden war, war er mehrmals mit Wolfsohn zusammen und konstatierte, daß er gut und herzlich sei wie früher.

Am 8. November 1852 wurde dem Paare ein Sohn geboren, dem noch mehrere Kinder folgten. Da Gatte und Gattin kein nennenswertes Vermögen besaßen, so mußte der Unterhalt für die Familie durch eifrige Arbeit gewonnen werden. Journalistische und Uebersetzertätigkeit wurden emsig gepflegt; in den 50er Jahren traten dann die Einnahmen, für jene Zeit gewiß nicht sehr beträchtlich, aus den vielfachen Aufführungen der Dramen hinzu. Eine feste Stellung bekleidete Wolfsohn nicht. Wie weit die von ihm herausgegebene „Russische Revue", die sich später zu einer „Nordischen Revue" erweiterte, seine Einnahmen vergrößerte, ist nicht bekannt. Für seine Dramen fand er in Rudolf Kuntze in Dresden einen Verlagsbuchhändler, der ihn honorierte. Seit 1856 war er von dem sächsischen Ministerium beauftragt, monatlich zwei Aufsätze für die wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung zu liefern, die unter dem Titel „Kulturfragen" erschienen und großes Aufsehen machten. Dazu kam der Ertrag seiner Vortragsreisen, die sich, wie wir sahen, noch Anfang der 60er Jahre wiederholten; das Ein-

träglichste waren aber gewiß seine Vorlesungen, die er in Dresden hielt. So las er z. B. im Winter von 1858/59 über Schiller vor 500 Personen. Diese in Dresden und, auch in Leipzig gehaltenen Vorlesungen, die auch Goethe und die Schriftsteller Rußlands behandelten, machten auf die Zuhörer einen ganz ungewöhnlichen Eindruck. Ein sehr wichtiges und authentisches Zeugnis darüber ist uns von Georg Ebers, gewiß einem urteilsfähigen Zuhörer aufbewahrt, der über Wolfsohns Vorlesungen, die niemals im Druck erschienen sind, folgendermaßen sich äußert: „Ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, keiner von allen Lebenden sei den antiken Rednern so nahe gekommen, als Wilhelm Wolfsohn. Wie Pallas glänzend gerüstet, dem Haupte des Zeus entsprang, so der im Worte fertige und schön gekleidete Gedanke den Lippen Wolfsohns. Seine Vorträge über Lessing und Schiller werden den Zuhörern unvergeßlich bleiben. Den Deutschen zeigten dieselben Altgeliebtes, in neuem glänzenden Lichte, die Russen lehrten sie unsere Lieblinge ehren und lieben. Wir danken es besonders seinen Bemühungen, daß unsere Klassiker von allen Gebildeten im weiten Zarenreiche in ihrer ganzen Größe anerkannt werden.“ Wenn Wolfsohn auch durch den Ertrag seiner schriftstellerischen und rednerischen Tätigkeit nicht mit der Not zu kämpfen hatte, so mußte er doch mannigfache Leiden bestehen. Im Jahre 1860 wurde er selbst sehr krank, im Jahre 1863 litt er schwer unter der Erkrankung seiner Gattin. Während er selbst immer schwächlicher wurde, erholte sich Frau Emilie von ihrem Leiden und hat ihren Gatten fast um drei Jahrzehnte überlebt, sie starb erst im Juni 1894.

In den glücklicherweise häufigen Zeiten seiner Gesundheit war Wolfsohn ein froher Kamerad. Er liebte es in Gesellschaft zu sein, hatte aber den Fehler — wenn es wirklich ein Fehler ist — in den schwerproduzierende, langsam arbeitende, lebhafte und wahrhaft wohlwollende Menschen oft verfallen, sich in Unterhaltungen stark auszugeben, das innere Fühlen in Gesprächen zu verschwenden. Berthold Auerbach, der selbst in sehr hohem Grade an

diesem Fehler litt, mahnte einmal den Freund: „Wenn Sie es sich auch schon selbst sagen, lassen Sie es sich doch nochmals von mir sagen: Schweig, meid und schreib. Wir haben beide den Fehler und ich glaube Sie fast noch mehr, aus Rücksicht und Teilnahme für Andere die für uns selbst zu vergessen. Die müßige Welt hat es gern, wenn wir uns ihr geben, obgleich sie das hinterdrein eitel schilt, um sich durchaus von jeder Verpflichtung freizusprechen. Wenn wir uns ganz zerbröckeln und aufreiben lassen und wenn wir's nicht übers Herz bringen können, gegen den und jenen uns ablehnend zu verhalten, wenn wir glauben, keine schiefe Ansicht wie sie ist, stehen zu lassen und eine Art sozialer Missionäre sind und sein wollen — wir haben uns amüsiert und Zeit vertrieben und der nächste beste Geck oder Hochbetitelte ist willkommen."

Wolfsohn war ein auf vielfachen Gebieten produktiv tätiger Schriftsteller. Außer der bedeutsamen Rolle, die er als Vermittler des Deutschen in Rußland, des Russischen in Deutschland spielte, betätigte er sich auf drei Gebieten, dem der Lyrik, des Romans und des Dramas.

II.

Als Lyriker gab Wolfsohn unter dem Namen Wilhelm Maien zwei Sammlungen heraus: „Sternbilder" (1840) und „Veilchen für seine Freunde nahe und ferne" (gleichfalls 1840), ferner Gedichte in dem später zu nennenden Taschenbuche und eine große Anzahl Verse, die unter dem Titel „Alt und neu. Lieder und Sprüche" in des Verfassers Zeitschrift „Russische und Nordische Revue" erschienen. Auch als Uebersetzer von Gedichten war er vielfach tätig. Nicht nur in den Sammlungen, die aus seiner Jugendzeit herrühren, sondern auch noch in seiner späteren Zeit hatte er vielfach Gedichte russischer Dichter aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nachgedichtet, auch in einer sehr schönen, von Kennern gerühmten Weise einzelne Gedichte des Katull, den Modernen nahe zu bringen verstanden.

In seinen selbständigen lyrischen Gedichten ist er nicht völlig originell. Er geht nicht absichtlich neue Wege, aber er ist ebensowenig ein blinder Nachahmer fremder Manier. Es ist durchaus unrecht, wie es Lassalle getan hat, ihn zu einem bloßen Nachtreter Heines zu machen. Er ist ferner in seinen Gedichten niemals überladen und selten konventionell, er behandelt mit Sorgfalt die deutsche Sprache und befleißigt sich größtmöglicher Reinheit in seinen Reimen.

In seinen Liebesliedern, in denen er sich von Schlüpfrigkeit ebenso frei hält, wie von dem Ausdruck wilden Verlangens weiß er in schönen Worten innigstes Gefühl zu verkünden und ist er immer bestrebt, nur seine eigene Empfindung zu äußern. Er findet für seine Naturbegeisterung schöne Töne. Er feiert gern verstorbene, bedeutende Schriftsteller wie Goethe, Jean Paul, Tiedge, Gaudy. In seiner Jugendzeit verherrlichte er am liebsten die Freundschaft, freilich gibt er in seinen zahlreichen Versen an Freunde: Siegmund Frankenberg, Veith, Leonhard und Bernhard (diese beiden werden nur mit ihren Vornamen genannt) nur sein eigenes Gefühl und legt es nicht darauf an, diese Lebensfreunde oder Genossen einiger Jahre wirklich zu charakterisieren. Er gedenkt gern seiner Eltern, seines Bruders, er rühmt sein Vaterland, als das er Deutschland betrachtet, preist dessen Größe, sendet aber, wie wir schon sahen, sinnige Grüße an die Heimat.

In seinen späteren Jahren wendet er sich mehr der Betrachtung zu, ohne dabei die Würde des beschaulichen Alters allzu stark zur Schau zu tragen, grübelt in seinem Innern, ohne sich zu zerquälen, streitet für die echte Größe und die wahrhafte Bedeutung der Menschen, ohne allzu satirisch gegen die Unbedeutenden aufzutreten. Er wurde, wenn er auch körperliche und seelische Qualen genug zu ertragen hatte, wenn er weder durch Stellung noch durch äußere Güter reiche Erfolge seines Mühens erlangte, weder verbittert, noch schaffensunfroh, vielmehr blieb er unermüdet die Nächsten zu würdigen, an seiner eigenen Vervollkommnung zu arbeiten, nach hohen Idealen

zu streben, seine Kräfte zu betätigen. Nur in der Arbeit war er wirklich froh, wie er einmal in den Versen verkündete:

Das ist das seligste Genügen,
Wenn man sich selbst genug getan.
Wie mit geliebten Kindes Zügen
Blickt dich der Geist der Arbeit an:
Du kannst um ihren Wert dich trügen,
Doch nicht um deine Lust daran.

So fuhr er bis zuletzt auch als Dichter fort, in der Reinigung von allen Erdenschlacken das höchste Menschtum zu erblicken.

Ein kennzeichnender Ausdruck für dieses Streben ist sein schönes, nur handschriftlich erhaltenes Gedicht „Läuterung“:

Was Menschen dir an Weh bereiten,
An argem Lohn und schnödem Dank;
Was du empfingst an Bitterkeiten,
Was dich so arm gemacht und krank,

Was dir gebeugt den stolzen Nacken,
Was dir gebleicht das dunkle Haar —
Das alles wird von seinen Schlacken
Den Geist dir läutern wunderbar.

Die Eitelkeit, den Schein, das Hohle,
Was dich mit falscher Lockung rief,
Die Trugwelt nichtiger Idole
Durchschaust du klar, erkennst du tief.

Und fehlt auf deiner Lebensstrecke
Auch Blumenglanz und Blütenduft —
Doch über ihre Winterdecke
Weht kräft'ger Hauch und reine Luft.

In den zwei letzten Jahrzehnten von Wolfsohns Leben tritt das Jüdische in seinen Dichtungen vollkommen

zurück und doch wäre es unhistorisch an diesem Teil seiner poetischen Arbeit vorüberzugehen. Vielmehr ziemt es sich gerade an dieser Stelle darauf besonders hinzuweisen. In der Sammlung „Veilchen" finden sich drei Gedichte, die vielleicht in der Form noch nicht ganz vollendet, für die Gesinnung des Dichters, nicht nur für die seiner Jugendjahre, sondern für die seines ganzen Lebens ungemein charakteristisch sind. Da die Sammlung unendlich selten geworden ist, so dürfen wohl die angedeuteten Verse hier mitgeteilt werden: Das erste Gedicht ist Ludwig Börne gewidmet, dem kühnen Kämpfer, zu dem der Dichter gewiß nicht nur das Bewußtsein zog, aus derselben Glaubensgemeinschaft zu stammen, sondern die Gleichheit der politischen Anschauung, und die richtige Erkenntnis des Börneschen Wesens. Es lautet so:

Du Friedensarche auf der weiten Flut,
Die in dem Strome eine Welt verschlungen,
So schwebt sein Herz in hoher Sühnungsglut
Durch unsrer Zeiten blut'ge Dämmerungen.

Mißkennt ihn nicht, wenn aus dem Flammenmund
Er Donner sendet, Steine zu erweichen —
Seht ihr die Taub' in seines Herzens Grund?
Sie hält den Oelzweig uns zum Friedenszeichen.

Die Donner nahm er aus dem Kampf der Zeit,
Da um die Freiheit Völker sich befehden;
Der Kampf verhallet, wenn die Welt befreit,
Und mit dem Kampfe seine Donnerreden.

Des Herzens Stimme nahm er nicht der Zeit,
Die muß im Frieden wie im Kampf erklingen;
Die kennt nicht Zukunft und Vergangenheit,
Die wird durch Welten und Geschlechter dringen.

Die Stimme ist der Liebe Machtgebot —
Sie waffnet ihn mit unsern Menschenrechten,
Sie führte ihn durchs Leben bis zum Tod,
Sie wird vor Feind und Freunden ihn verfechten!

Das zweite Gedicht „Gabriel Rießer“ feiert mit einem noch heute wohltuenden Enthusiasmus und begeisterter Liebe den Rufer im Streit, dem sich der Dichter im Geiste nahefühlt.

Ich war ein Kind, doch mit des Herzens Klang
Ertönt es laut im heil'gen Doppelschlage,
Und in die junge, weiche Seele drang
In Sturm und Feuer meines Volkes Klage.

Kaum weiß ich noch, wie's plötzlich mir geschah —
Ein Held erschien, jetzt kämpfend, nicht mehr trauernd —
Du warst's! — du standst mir fern, und doch so nah,
Und deinen Worten horcht ich tief erschauernd.

Erzähltest so: „Es lebt ein Schwesterpaar —
Wohl beid' anmutiglich und schön und blühend,
Doch sanfter noch und mildern Herzens war
Die älteste, in Frömmigkeit erglühend.

Einst grollt die jüngste ihr in krankem Wahn,
Sie faßt der Geist des Hasses und der Lüge;
Und wütend greift sie ihre Schwester an,
Verwundet sie, entstellt die schönen Züge.

Und als vom langen Wahne sie genas,
Sah sie die Schwester wund und gramverzehrt —
Drob höhnte sie die Arme — und vergaß,
Daß sie allein das schöne Bild zerstört!“

Und sprachst's, und sieh, jetzt nahten alle dir,
Die Edlen Jacobs und die treuen Brüder —
Und du, du schwangst der Freiheit Lichtpanier,
Und all' die grauen Nebel sanken nieder.

O Held! dich lieb ich, wie ich nie geliebt —
O weihe mich mit deinem Vatersegen!
Daß ich erstarke, wenn mein Volk betrübt,
Und Kämpfer ihm und Herzen führ' entgegen!

Das dritte Gedicht gibt einer Stimmung Ausdruck, die der Dichter zwar nicht selbst erlebt hatte, denn er war nicht zum Kampfe für das Vaterland ausgezogen, die er aber am Ende der 30er Jahre noch bei gar manchen beobachten oder erfahren konnte, die sie vor einem Vierteljahrhundert selbst an sich erlebt hatten, nachdem sie die höchste Mannespflicht erfüllt und nun statt der Befreiung die Knechtung fanden. Dieser Empfindung lieh er Worte in seinem Gedichte: „Des Juden Heimkehr“, das folgendermaßen lautete:

Sie hatte mit Erz und Eisen des Helden Arm bewehrt,
Sie gürtet ihm um die Lenden sein feuerblitzend Schwert —
Ade nun Lieb! laß Klagen, laß deine Tränen sein,
Und kehr ich niemals wieder, zur Heimat kehr ich ein.

Er brauste voran in Schlachten, er hielt dem Tode Stand,
Er dachte oft verblutend an Weib und Vaterland —
Da dämmert am fernen Himmel des Friedens Morgenrot.
Und es klang durch alle Gauen sein fröhlich Machtgebot.

Des Kriegers harrt die Liebste, als jetzt er wiederkehrt,
Sie löst ihm von den Lenden sein feuerblitzend Schwert —
Er aber sprach finster: Weib, laß den Jubel sein,
Aus fremden Landen kommend, kehr ich zur Fremde ein.

Wohl haben wir gerungen, gekämpft mit mächtger Hand,
Doch uns're Edlen fielen nicht um ihr Vaterland! —
Im Kriege rasten die Stürme, da brachen die Ketten
[entzwei,
Der Frieden der lächelt so ruhig, und schmiedet die
[Ketten aufs Neu.

III.

Wenig später als die beiden eben besprochenen Gedichtsammlungen erschien ein Almanach, der uns schon dadurch interessiert, daß er eines der ersten derartigen periodischen Werke gewesen ist — denn jüdische Unternehmungen dieser Art kamen erst in den 50er und 60er Jahren zur rechten Blüte. — Dieser Almanach mit einem Bilde Gabriel Rießers geschmückt, führt den Titel: „Jeschurun. Taschenbuch für Schilderungen und Anklänge aus dem Leben der Juden. Auf das Jahr 5601 israelitischer Zeitrechnung. Herausgegeben von Carl Maien und Siegm. Frankenberg," Leipzig 1841. Verlag von L. Fort. Auch hier bediente sich Wolfsohn seines Pseudonyms; der Genosse, mit dem er sich zur Herausgabe verband, war (nach Wünsche und Winter: Die jüdische Literatur III 878.) Arzt in Köthen. Er hat dem Bande „Briefe eines denkenden Kleinstädters" beigesteuert: merkwürdige Schilderungen und Betrachtungen über und gegen die Bildungssucht, das Scherwenzeln vor den Christen, scharfe Wendungen gegen die Indifferenten, gelegentlich auch gegen die Neuerer, Verklärungen des jüdischen Familienlebens und der alten Gebräuche. Trotz solcher romantischer Anwandlungen ist er aber ein Moderner, der der Predigt, der Schule und der Pflege der Wissenschaft eine große Wirksamkeit zuspricht. So hebt er z. B. den Religionsunterricht Abraham Geigers in einem christlichen Realgymnasium in Breslau hervor (S. 407), rühmt (S. 415 ff) „die großartige Idee des um die Fortschritte und die Selbsterkenntnis der Juden in neuerer Zeit jedenfalls hochverdienten Dr. Philippson, eine Akademie für jüdische Gottesgelehrte zu begründen" und braucht (gleichfalls S. 415) folgende Worte: „Ich brauche Dich wohl nur an den edlen Streiter für Licht und Wahrheit, an den Doktor Geiger in Breslau zu gemahnen, wie er von den Finsterlingen des Judentums mit den niedrigsten Waffen angegriffen, wie sie die boshaftesten Schmähungen gegen ihn ausstoßen, während dieser Gottesgelehrte nur noch siegreicher das Wort des reinen Glaubens verkündete."

Außer diesem Beitrage enthält der Almanach, dessen Vorrede Wilhelm Freund für seine Unterstützung besonderen Dank ausspricht, eine Skizze über Gabriel Riesser von K. Sidori, sodann eine Dorfnovelle: der böhmische Dorfjude von J. Kaufmann, einen historischen Aufsatz: David Isaak von Heinrich Arndt. Einen ziemlichen Raum in dem Almanach nehmen Gedichte ein, die unter den Titeln „Biblisches; Lebenstöne; zwei Szenen aus dem Leben; Legenden; Balladen und Lieder" zusammengestellt sind. Die Dichter dieser Lieder sind außer Carl Maien selbst, seine Schwester Ernestine, ferner Moritz Rappaport, Julius Fries, Carl Beck, W. Landau, L. A. Frankl, Carl Rößler, Bernhard Hirschel und Carl Austerlitz.

Einen sehr beträchtlichen Platz (130 S. des 450 S. starken Buches) nimmt die Novelle: „Das Opfer" von Carl Maien ein.

Es ist eine Erzählung ältester Manier. Diese macht sich geltend in dem beständigen Hervortreten des Erzählers, der Wiedergabe seiner eigenen Meinung, den zahlreichen Wendungen an Leser und Leserinnen, die letzteren ohne jede ironische Beimischung, mit der etwa heute solche Wendungen vorgebracht werden, in schwülstigen Ausrufungen und in sentimentalen Betrachtungen. Vom literarischen Standpunkt des Verfassers ist höchst charakteristisch, daß außer Jean Paul, der sehr warm und Goethe, der etwas lau hervorgehoben wird, Tiedge mit wahrem Enthusiasmus verherrlicht ist. Diese Lobpreisung zweier Schriftsteller der älteren Generation, von denen Tiedge jetzt ziemlicher Nichtachtung verfallen, und Jean Paul nur das Eigentum Weniger geblieben ist, erklärt sich daraus, daß Maien völlig unter dem Bann dieser beiden steht.

Bei einer Erzählung ist man aber am begierigsten auf den Inhalt. Diesen anzugeben, ist nicht leicht. Nicht weniger als vier junge Mädchen stehen im Vordergrund: Sophie, die „hohe Jungfrau" nach Jean Paulschem Rezept, die Tochter eines Schulrats, ebenso erhaben an Geist wie an Gemüt, von ihren Freundinnen wie eine Göttin verehrt, den Männern unerreichbar; Karoline Meister in Weimar, die Tochter eines Kaufmannes,

Pauline v. Walter, die Tochter eines hervorragenden Juristen in Weimar, Clara Mildiz, die Tochter eines Professors in Göttingen. Alle vier sind Christinnen, aber Kinder aufgeklärter Eltern. Mit ihnen allen steht Dr. Löwe, ein begeisterter Jude, der eigentliche Held der Erzählung, in schwärmerischen Beziehungen. So ausführlich aber seine vertrauten Unterhaltungen mit Pauline geschildert werden, so steht doch seine Verlobung mit Karoline nahe bevor; Clara vermählt sich mit Löwes vertrautem Freund, dem jüdischen Arzt Leopold Liebenthal in Erfurt; Pauline, kurze Zeit mit Ignaz Cäsar Schierl verlobt, verzichtet auf eine Verbindung mit ihm, weil dieser durch Professor Mildiz an Herrn v. Walter empfohlene Jude, um sich und der Braut schwere Kämpfe zu ersparen, sich gleich nach der Verlobung hat taufen lassen. Daß Herr v. Walter, ein enragierter Judenfreund, die Sache eines jüdischen Kaufmanns Ullmann, dessen Tochter mit einem christlichen Gutsbesitzer verheiratet und von ihrem Gatten schmählich behandelt worden war, zu der seinigen macht, sei kurz erwähnt.

Moderne Leser könnten versucht sein über diesen leidenschaftlichen Philosemitismus hochgestellter Christen zu lächeln: Herr v. Walter z. B. geht in seinem apostolischen Eifer so weit, daß er seinen deutschen Brüdern durchaus das Vorbild großartiger Duldung geben will und kein höheres Verlangen kennt, als das, seine Tochter mit einem Juden zu verheiraten. Das Verlangen nach Mischehen, ohne daß dabei, was bei der keuschen unweltlichen Auffassung unseres Erzählers natürlich ist, irgend ein Wort über die Glaubenszugehörigkeit der Nachkommenschaft gesprochen wird, könnte man als die eigentliche Tendenz der Erzählung bezeichnen, vielleicht ist darum der Schauplatz der Geschichte nach Weimar verlegt, obgleich diese Stadt, wie der Verfasser gelegentlich bemerkt, sehr wenig Juden besaß, nach Weimar, weil dort seit 1823 die Mischehe erlaubt war.

Mag man nun diese Tendenz billigen oder mißbilligen, man muß sie jedenfalls als Zeichen der Zeit, einer Epoche, die nun fast 70 Jahre hinter uns liegt,

würdigen. Ob man daraus den Schluß ziehen darf, daß Maien-Wolfsohn, der 1851 nach vielen schweren Kämpfen eine Christin heiratete, selbst aber dem väterlichen Glauben treu blieb, schon damals, kaum 20 Jahre alt, die Mischehe als die einzig richtige Verbindung eines Juden erklärte, mag dahingestellt bleiben.

Neben dieser Tendenz muß aber die Verherrlichung des Judentums als ein charakteristisches Motiv unserer Erzählung hervorgehoben werden. Denn nicht etwa sind die Christen nur Judenfreunde, sondern auch die Juden, außer dem taufbereiten Herrn Schierl, darf man als begeisterte Anhänger ihres Glaubens bezeichnen. Zeugnisse dafür bietet ein Gedicht Löwes: Zion, das hier folgen mag:

Im Osten dämmert' ein Stern herauf
Und weinend sah ich zum Stern hinauf —
Warum er so traurig herniederfunkelt,
Warum er nicht heiter und glänzend blieb,
Warum das Sternlein so bleich und trüb,
Warum es Nebel rings umdunkelt?

Und das Sternlein sah zur Erde hinab,
Und vom Sternlein klang es zu mir herab:
„Es ist kein Stern, den Nebel umfloren,
Es ist ein Blick von Tränen umtaut,
Der Blick einer schüchternen, zagen Braut,
Die der Herr des Himmels sich auserkoren!“

„Ach der mich umdüstert auf Himmelshöhen,
Ließ nur mein weinendes Auge sehen,
Drin zeigt er sein ewiges Lieben;
Er hat sein Antlitz von mir gewandt,
Er hat mich gestraft mit rächender Hand,
Doch sein Herz ist bei mir geblieben!“

Diese Verherrlichung des Judentums tritt auch in mancherlei Aphorismen aus Löwes Tagebuch hervor. Eine besondere Erwähnung verdient darunter eine kurze

Erzählung, in der ein Greis darüber bekümmert ist, daß die Jugend nicht mehr an allen Geboten des Judentums festhalte, aber durch seinen Sohn über die innere Anhänglichkeit der Jugend an die Lehren des Judentums beruhigt, mit den Worten stirbt: „Nimm meine Seele zu Dir, Allvater im Himmel! Ich habe genug gelebt und ich kann ja ruhig sterben, nun ich weiß, daß auch im jungen Geschlecht Israels Stütze nicht zertrümmert wird. Ich will mich ergötzen am Frühling, den Du uns gesendet hast, und es sei mein letzter Atemzug, ein Gruß, den ich der jungen Zeit bringe!"

Wegen solcher Tendenzen verdient die Novelle, die durch ihre Erfindung und Darstellung auf keine sonderliche Beachtung Anspruch erheben dürfte, noch heute Anerkennung.

IV.

Wolfsohn hat drei Dramen geschrieben, die sich zu ihrer Zeit einer sehr großen Beliebtheit erfreuten und die, wenn sie auch seit Jahrzehnten von der Bühne verschwunden sind, wert sind, daß man von ihnen spricht, wenn auch gegen sie mannigfache Ausstellungen zu erheben sind.

„Dein „Zar und Bürger" ist ein so gelungenes Stück, daß ich solche Erfolge (für das neue Stück) für möglich halte", schrieb Fontane im Jahre 1854. Das Drama hat keine große Bühnengeschichte. Es wurde allerdings auf den Hofbühnen in Dresden und Karlsruhe mit großem Erfolge gespielt, aber die Persönlichkeit des Zaren bereitete dem Stück auf anderen Hofbühnen Schwierigkeiten. Nach dem Druck gelangte es in Dresden zu einem neuen Leben, besonders glänzte Bogumil Dawison in seiner Hauptrolle. Für Wolfsohn war es, wie er in der Vorrede mitteilt, der schönste Abend, an dem er Berthold Auerbach und Otto Ludwig sein Drama vorlesen konnte.

Das sehr lange Stück in Jamben mit Schillerschem Pathos geschrieben, behandelt Peter den Großen, die

Empörungslust seines Sohnes, der übrigens selbst nicht auftritt, von dem wir nur durch seine Begleiter hören — auch Zar Peter erscheint erst in der zweiten Hälfte des dritten Aktes. — Das Stück berichtet uns ferner das grausame Wüten der kaiserlichen Ratgeber, die den Befehl des Herrschers absichtlich oder unabsichtlich mißverstehen und endet damit, daß der Herrscher seine Volksbeglückungstheorien in Gemeinschaft mit einem Bürger sich auszuführen anschickt. Dieser Bürger ist der Großkaufmann Prawidin. Er hat wunderbare Schicksale. Zuerst von dem Stadtkommandanten von Petersburg Franz Karlowitsch v. Hartingen auf Grund des Bekenntnisses eines gefolterten Ketzers Zacharias verhaftet und zum Tode verurteilt, durch die Anhänger des Zarensohnes befreit, wird er auf Bitten seiner Tochter Natalie in Gnaden beim Kaiser aufgenommen. Da aber seine Verbindung mit dem Prinzen und ein von dem Kaufmann für das Volk bestimmtes Manifest, das als Bittschrift an den Zaren gelangen soll, während dieser die Absendung derartiger Bittschriften auf das strengste verboten hat, offenkundig wird, gerät er aufs neue in Gefangenschaft, wird wiederum zum Tode verurteilt, aber zum zweiten Male durch das Dazwischentreten seiner Tochter Natalie und durch die bessere Erkenntnis des Herrschers, zu der dieser mühsam gelangt, befreit, ja sogar von dem Zar zu seinem Berater ernannt und erlangt die hohe Gunst seines ehemaligen Verfolgers. Dieses abenteuerliche Schicksal, das abenteuerlich bleibt, selbst wenn es etwa auf historischer Grundlage beruhen sollte, wirkt seltsam genug, ist aber immerhin bei der merkwürdigen Mischung im Wesen des Despoten, bei der Vereinigung von barbarischer Willkür, übertünchter Kultur, des Bewußtseins absoluter Macht und tief innerlicher menschlicher Regung wohl möglich. Die Gegenüberstellung beider Charakter ist dem Dichter meisterhaft gelungen, des eben geschilderten Fürsten und des Bürgers, der bei inniger, aber nicht sklavischer Liebe zu seinem Herrscher die Unabhängigkeit des selbständigen Mannes wahrt, alt russischer Eigentümlichkeiten, nämlich die Abneigung gegen alles Ausländische, mit eigenartigem Denken und kraft-

vollem Reden zu paaren versteht, die Unterwerfung unter die von Gott eingesetzte Obrigkeit nicht so weit treibt, daß er darüber die unvertilgbaren Rechte des Volkes vergißt — Gedanken, die 1850, da das Stück geschrieben wurde, ebenso erklärlich waren, wie am Anfang des 18. Jahrhunderts, da das Stück spielt.

Nicht minder glücklich ist die Zeichnung aller Parteien des weiten Reiches: der wahrhaft treuen Diener, die das Beste des Herrschers und der Beherrschten wollen, wie des Präsidents des Reichsrats Dolgorucki; der Wüteriche, die im Namen des Kaisers herrschen, aber sich nur an den Buchstaben der Befehle, nicht aber an ihren Geist halten, wie der schon genannte Hartingen. Die Fremden, Holländer und Franzosen, die nicht ungesunde Ausländerei russischem Wesen aufzupfropfen geneigt sind, sondern die fast zu Russen geworden, nur das Beste des Landes im Auge haben; daneben alle die anderen, die im Trüben fischen wollen, von der Gunst des Herrschers allerlei Vorteile ziehen und sich zugleich dem Thronfolger insinuieren nicht übel Lust haben, den einen gegen den anderen auszuspielen. Außerdem Vertreter des Volkes, die von den verschiedensten Parteien herangezogen werden, nicht etwa aus wirklicher Liebe zum Volk, sondern nur in der Absicht, sich dieser Männer zur Erreichung des eigenen Zieles zu bedienen und sie fallen zu lassen, sobald man zu einem gewissen Erfolge gelangt ist. Mit ganz besonderer Vorliebe werden die Kaufleute geschildert. Nicht nur als die ehrenfesten, tätigen Bürger, sondern als die wahrhaften Diener des Herrschers und des Volkes. Der schon genannte Prawidin und einzelne seiner Genossen, ferner der Sohn des einen dieser Genossen, Prawidins Schwiegersohn, Jefim, sind wirkliche Prachtgestalten, obwohl man bei Prawidin ein wenig an Stauffacher, bei Jefim etwas stärker an den jungen Melchthal gemahnt wird.

Schon in diesem Drama zeigt sich eine Eigenart des Dichters, die vielleicht noch deutlicher in seinem zweiten hervortritt: eine Frau nämlich ist die wirkliche Heroine. Natalie, die in der kurzen Inhaltsangabe

mehrfach erwähnt werden mußte, ist die schließliche Befreierin. Auch sie hat etwas Schillersches, manches von der Thekla im Wallenstein und etwas von der Johanna (Jungfrau von Orleans) an sich, freilich ist sie nicht so sentimental wie jene und stürzt sich nicht gerüstet in den Männerkampf wie diese. Aber sie ist es, die, obgleich sie mit allen weiblichen Tugenden geschmückt und züchtig im Hause erwachsen ist, nicht etwa weibisch sich zurückzieht, sondern mit kühner Entschlossenheit für den Vater eintritt, den Weg zu dem gefürchteten, hohen Herrscher nicht scheut, die das Recht fordert ohne demütig zu bitten, die das Schlimmste zu dulden bereit ist für ihre Ueberzeugung und für das Recht.

Das Drama erscheint auch dem Lebenden bühnenwirksam und packend: zwar ein historisches Werk einer vergangenen Zeit angehörend, entbehrt es nicht modern anmutender Züge. Die Staatsaktion hat ergreifende Verästelungen zum Familiendrama, das Ausländische wirkt keineswegs als ein Fremdes.

Um nur zwei Einzelheiten hervorzuheben, sei bemerkt, daß in dem Drama auch eine eigentümliche Aeußerung über die Juden vorkommt, die an und für sich nicht sonderlich bedeutend charakteristisch ist, weil sie von einem Juden herrührt. Zar Peter hat nämlich einmal gesagt:

Die dummen Juden! Denk ich nur daran,
Wie sie zu Amsterdam mich bitten ließen,
Daß sie in Moskau Handel treiben dürften.
Mit meinen Russen wollten sie sich messen!
All ihre Schacherkunst ist Kinderspiel,
Mit diesen Künsten, diesem Trug verglichen.

Die zweite ist, daß in den Gesprächen doch gar viele Deklamationen, geistreiche Spitzfindigkeiten vorkommen. In einer Unterredung zwischen Zar und Bürger wird eine kleine philosophische Diskussion über „zart“ und „fein“ gehalten. Es klingt im Munde eines Petersburger Kaufmanns am Anfange des 18. Jahrhunderts

recht befremdlich, wenn er eine Definition gibt, wie sie etwa eine der Leonoren in Goethes Tasso hätte geben können:

Die Feinheit ist der Duft des klugen Geistes,
Berührung scheuend, daß sie nicht verletze;
Die Zartheit ist die Blüte wahrer Seelen,
Berührung suchend, daß sie heilen könne.

Das Drama „Nur eine Seele“ hatte ursprünglich den Titel „Ein Herr von tausend Seelen“. Es wurde 1854 vollendet und ging am 1. Oktober mit Bogumil Dawison in der Titelrolle, der Rolle des Fürsten Michel, über die Dresdener Bühne. Der Autor wurde bei der ersten Aufführung zehnmal gerufen. Die Freunde beurteilten das Stück nicht so günstig wie das Publikum. Fontane, der beide Fassungen kannte und die erste mißbilligt hatte — diese erste Fassung ist uns unbekannt — schrieb über die zweite, freilich ehe er sie kannte. „Ich bewundere in gleicher Weise die moralische Kraft, die dazu gehörte, sich noch einmal an die Lösung einer Aufgabe zu machen, dran man vorher scheiterte, wie ich die Rapidität bewundere, mit der Du das Ganze wieder aufgebaut hast.“ Ueber die erste Fassung urteilte Eduard Devrient gleichfalls sehr ungünstig und schloß mit den Worten „die gewiß wohlgetroffene Zeichnung der gemeinen Russen, die Gedankenschönheiten der Sprache, namentlich in der Rolle des jungen Mädchens, können das Drama nicht retten“.

Die Geschichte des Stückes in seiner neuen Fassung hat Wolfsohn in seiner Vorrede erzählt. Es wurde zuerst in Leipzig schlecht gespielt und herbe beurteilt, errang Erfolge in Stettin und Königsberg, dann kam es durch Anton Ascher in das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater in Berlin, wo es, auf den Antrag russischer Adliger verboten, durch Fürsprache des russischen Gesandten von Budberg freigegeben, durch eine Reihe von Aufführungen seine Weihe erhielt. Es gelangte noch auf vielen anderen Theatern zur Darstellung, 1857 wurde es in Dresden

glänzend gegeben, durch die Bemühungen des Regisseurs Julius Pabst und die geniale Darstellung von Frau Bayer-Bürck und in demselben Jahre gedruckt.

Der Inhalt des Stückes ist etwa folgender: Helene, die Tochter eines Leibeigenen, des Gärtners Martin, ist von ihrem Herrn, dem Fürsten Michel, seiner Freundin, der Gräfin Rajew übergeben und von dieser mit ihrer Tochter Mary ebenmäßig erzogen worden. Von allen Männern, jungen und alten, die meist ihre Vergangenheit nicht kennen, wird Helene umflattert. Da auch die für Mary ernstlich in Aussicht genommenen Heiratskandidaten, u. a. Alexander Bolinski, ein mit neumodischen Ideen aus der Fremde zurückgekehrter reicher Gutsbesitzer, die Fremde der Grafentochter vorziehen, wird Helene aus dem Haus gestoßen, ihrem Herrn zurückgeführt und soll nun als Leibeigene weiter leben. Sie jubelt in dem Gedanken mit ihrem Vater zusammenleben zu können und ist zu schwerster Dienstbarkeit bereit. Nur zwingen läßt sie sich nicht. Selbst als Alexander durch seinen schlauen Freund Anatol, den Vetter des Fürsten, bewogen, sie von seinem Herrn begehrt, fügt sie sich nun ungern dem Verlangen des Fürsten, daß sie selbst diese Gnade erbitten soll. Aber der hohe Fürst will sie nur als Dirne verschenken, nicht als freies Weib. Ueber solche Niedertracht empört, denunziert Alexander alle die Scheußlichkeiten und Ungerechtigkeiten, die er bei seinen Standesgenossen vorgefunden, dem Gouverneur, wird aber, da die also Bloßgestellten sich zusammentun und alle die Neuerungen des Zurückgekehrten, die sie als ebenso viele Verbrechen ansehen, alle seine losen Reden und gefährlichen Meinungen, die sie zu hochverräterischen Aeußerungen aufbauschen, demselben hohen Beamten unterbreiten, verhaftet und zur Deportation nach Sibirien verurteilt. Auf diese Kunde hin eilt Helene, die der unbezähmbaren Willkür ihres erbitterten Herrn durch eine von der Regierung ihr beigegebene Schutzwache entzogen war, von dem Totenbett ihres Vaters zu dem Geliebten. Sie, die sich dem immer von ihr Geliebten, so lange er hochstand, entzog, ist bereit, den zur Knechtschaft Verbannten

zu begleiten. Aber ihr Heroismus hat nicht nötig, sich zu erproben. Denn der Zar, der die humanen Bestrebungen Alexanders gutheißt und das Gebaren von dessen Feinden verdammt, hat auf Anatols Bemühungen den Verurteilten befreit, und die Liebenden können, nachdem Alexanders Absicht, dem Lande, das ihn so schlecht zu belohnen schien, zu fliehen, ebenso schnell aufgegeben worden, wie sie gefaßt worden war, ihrem Glücke und der Beglückung anderer leben.

Die Hauptvorwürfe, die man gegen das Stück erhob und auf die Wolfsohn in seiner Vorrede selbst eingeht, sind: es sei ein Tendenzstück und es hätte nicht versöhnend, sondern tragisch enden müssen. Ich halte den ersteren Vorwurf für unbegründet, den letzteren für stichhaltig. Es ist ein Tendenzstück, wie etwa Schillers „Räuber“ oder „Kabale und Liebe“, wie unzählige andere Stücke der neueren russischen, französischen, englischen und deutschen Literatur. Es will zeigen, zu welcher Verrohung die altrussische Auffassung von Sklaverei geführt, mit welchen Schwierigkeiten die freiheitlichen, aufklärerischen Bemühungen kämpfen mußten, die aus westlichen Ländern geschöpft, sehr mühsam in Rußland Eingang fanden. Das ist wohl eine Tendenz, aber es ist eines der schönsten Vorrechte, eine der heiligsten Aufgaben des Dichters das Schlechte und Verderbte aufzuzeigen und den Triumph des Guten zu offenbaren.

Begründeter ist der zweite Vorwurf. Das Stück ist durchaus tragisch angelegt und nur die Menschenfreundlichkeit, die Milde des Autors läßt es versöhnend ausklingen. Ein russischer Großer, wie Fürst Michel fackelt nicht so lange und gerade die ihm drohende Gefahr von dem Sitze der Regierung her läßt ihn energischer handeln. Er ist Manns genug — wenn man das edle Wort Mann bei solch tierischen Gelüsten verschwenden darf — um ein unbotmäßiges Mädchen seinem Willen gefügig zu machen. Gelingt es nicht beim ersten Mal, dann bei irgend einer späteren Wiederholung, er greift zur Peitsche oder zur Pistole, und es würde der durch rohe Macht Vergewaltigten nichts anderes übrig bleiben, als die Schande oder

was bei der Natur Helenes vorauszusetzen ist: der Dolch oder das Gift.

Damit hängt aber ein Anderes zusammen. In unserem Drama spielen sich alle Vorgänge blitzschnell ab. Kaum ist die Denunziation Alexanders eingereicht, so ist auch schon die Denkschrift seiner Feinde da; eben ist diese abgegeben, so erfolgt schon Alexanders Verhaftung und daran schließt sich unmittelbar seine Verurteilung und fast ebenso schnell seine Befreiung an. Wer nun die Zustände Rußlands kennt, nicht nur die von heute, sondern die vor sechzig Jahren, zu einer Zeit also, da es kaum Eisenbahnen gab und der Telegraph eine nur geringe Rolle spielte, wer sich also vorstellt, wieviel hundert Meilen durchquert werden müssen, um eines der angegebenen Ereignisse zu erwirken, der wird zugeben, daß eine derartig sich überstürzende Entwicklung, wozu dann auch die Eile gehört, mit der Helene bei Alexander erscheint, mit der Anatol aus Petersburg zurückkehrt, mit der die Leibeigenen ihren Herrn besuchen, daß alles dies absolut unmöglich ist.

Sieht man indessen von diesen nicht unbedenklichen Einwänden ab, so muß man die Charakteristik der einzelnen Personen rühmen. Frisch aus dem Leben entnommen sind die verschüchterten, zum Teil rohen Bauern, der betrunkene Starost, der seinen Leuten gegenüber den Tyrannen, seinem Herrn den kriechenden, unterwürfigen Schmeichler spielt; die wild in den Tag hineinlebenden, auf das, was sie ein Recht wähnen, obwohl es ein Jahrhunderte geübtes Unrecht ist, pochenden Adligen. Der Haupttypus dieser Schar, der Fürst Michel, ist ganz besonders trefflich gezeichnet, der Träger einer im Absterben begriffenen Halbkultur, mit seinem Aufputz französischer Floskeln, mit seiner lärmenden, aber wegen ihres Ueberschwangs nicht wohltuenden Herzlichkeit, mit den Aeußerlichkeiten des Grand-Seigneurs, die doch überall die herzlose Rohheit des Barbaren durchschimmern lassen. Möglich, wenn auch nicht übermäßig wahrscheinlich ist der eigentliche Held Alexander, der mit etwas verschwommenen Freiheitsideen vom Auslande heimgekehrt ist und

das wahrhafte Menschentum erst dann voll begreift, da er durch die Liebe zum Manne herangereift ist. Eine wirkliche Perle ist Helene. Vielleicht ist der Wechsel etwas zu jäh, da sie, die wie eine Gräfin Erzogene, die durch ihre Kunst selbst Frauen entzückt und durch ihren Liebreiz die Männer bezaubert, an ihre Leibeigenschaft, die sie fast vergessen hatte, erinnert, sofort weiß, wie sie zu handeln hat. Aber echt weiblich ist ihre Stärke, der Stolz ihres Mädchentums, der sich weder der Gewalt beugt, noch der Schmeichelei, der selbst das Liebste aufgibt, wenn dies nur mit der Opferung ihrer Ehre erlangt werden kann. Und endlich das Mitleid, das über alle Bedenklichkeiten siegt und das Mädchen zwingt, dem Geliebten zu folgen, da er im Elende ist, — alles dies sind Züge, die nur ein Menschenkenner erdenken und nur ein Dichter gestalten konnte.

Weniger preisen möchte ich die Sprache (das Stück ist das einzige in Prosa geschriebene Drama Wolfsohns). Wir haben freilich ein recht loses Verhältnis zu den Produkten der fünfziger Jahre. Wir sprechen zwar dieselbe Sprache wie die Menschen jener Zeit und doch ist es eine ganz andere. Man hat bei der Lektüre unseres Dramas den vollständigen Eindruck einer Buchsprache, nicht aber den des lebendigen Lebens. Mögen die Adligen, die Frauen vielleicht so geredet haben; wie aber hier die Bauern mit ihren Herren reden, wie junge Mädchen mit Männern sprechen, selbst wie das Liebespaar mit einander konversiert, das ist keine frische, aus dem Moment geborene, sondern eine mühsam erdachte, kunstvoll oder künstlich gedrechselte Gesprächsweise.

Das dritte Stück, „Die Osternacht", wurde am 11. Oktober 1862 zum ersten Mal in Leipzig aufgeführt, vgl. Deutsche Allgemeine Zeitung vom 16. Okt. 1862. Diese Anzeige konstatiert, daß die Aufführung trotz mittelmäßiger Darstellung das Publikum fesselte und zum Beifall hinriß und rühmt namentlich das Spiel des Herrn Kühls.

Die Osternacht ist ein aufregendes, packendes, in poetischer Sprache geschriebenes, durchaus jüdisches Drama, aber es bietet eine solche Fülle von Unwahrscheinlichkeiten,

es nötigt den Leser so viel Unfaßbares anzunehmen, daß man es nicht ohne Einschränkung loben kann.

Don Gomez, der Sohn des Gouverneurs von Segovia, ein wüster Bursche, der auch ein Judenmädchen ins Verderben gebracht hat, ist empört über die Gunst, die ein Fremdling, Don Alonzo bei seinem Vater und bei dessen Pflegebefohlener, der Donna Claudia genießt. Er lauert ihm deshalb auf, wird wegen dieser feigen Tat von seinem Freunde Don Luiz getadelt und da es zwischen ihnen zum Kampf kommt, von diesem getötet. Diesen Todesfall will Gomez Diener, Pascuale, benutzen, der vorher zehn Jahre bei dem reichen Juden Isaak gedient, um sich an seinem ehemaligen Herrn und an den Juden überhaupt zu rächen. Er schleppt daher die Leiche in des Juden Haus, beschwört in Gemeinschaft mit einzelnen Kumpanen, daß Isaak, der sich wirklich in der Nähe des Tatorts befand, mit andern Glaubensgenossen den Gomez getötet habe, um sein Blut zu Ostern zu gebrauchen. Isaak wird gefangen, zusammen mit dem Rabbiner Salomon del Rosa aus Amsterdam und dessen Frau Rebekka, die nach Segovia gekommen sind, um ihren Sohn zu suchen, der vor einigen Jahren aus dem väterlichen Hause geflohen war. Dieser Sohn ist natürlich Alonzo. Er hatte unerkannt eine hohe Stellung eingenommen, sich bei dem Prior eines einsamen Klosters Fernando taufen lassen, wird aber durch die schweren Anklagen, die gegen seine ehemaligen Glaubensgenossen geschleudert werden und durch den geheimen Zug seines Herzens in das Haus des Juden Isaak geführt, wo er seine Eltern erkennt. Er will mit ihnen den Tod erleiden, trotz der flehentlichen Bitten seiner Mutter, trotz des brünstigen Ansturms seiner Braut, die auch von dem Juden nicht lassen will. Aber nun bekennt der Prior Fernando, daß er Alonzo getauft habe, daß er aber selbst ein Jude sei und zwar der Bruder der genannten Rebekka. Er tritt für die Unschuld der Juden ein, züchtigt die Leichtgläubigkeit der Christen, die an solch unsinnige Märchen glauben. Infolgedessen befreit der gerührte Gouverneur die gefangenen Juden, läßt Alonzo, der von seinem christlichen Schwiegervater

die Braut zugesprochen erhält, ebenso ziehen, wie die gefangenen Juden. Der Rabbiner Salomon, bisher ein ehrlicher Fanatiker, will nun für Menschlichkeit streiten und selbst die verhärteten glaubensstarren Spanier spüren einen Odem von wahrhafter Humanität.

Man kann das Stück nicht ohne Spannung lesen und mag sich denken, daß es, von wirklichen Künstlern aufgeführt, bei der des Enthusiasmus fähigen Menge starken Eindruck hervorrufen kann. Aber ist der Vorgang, trotz seiner ungemein geschickten Komposition, trotz seiner lebhaften Sprache wirklich denkbar? Unwahrscheinlich, ja unmöglich ist vieles: wie kommt der Amsterdamer Rabbiner gerade nach Segovia? Wie ist es möglich, daß ein Jude, der noch dazu sein Judentum garnicht abgeschworen, ohne Papiere, ohne Zeugnisse, ohne Empfehlung, bloß infolge seiner Tapferkeit eine der ersten Hofstellen erlangt? Wie ist es denkbar, daß sich gegen ihn, gegen den sich so unendlich viele Neider zusammentun, nicht der leiseste Verdacht auftut? Wie unwahrscheinlich ist es, daß er, der viele Jahre von seinem Judentum nichts wissen wollte, der unmittelbar vorher sogar die Taufe annahm, plötzlich aus Liebe zu seinen Eltern, aus Mitleid mit unschuldig Angeklagten wiederum ein treuer Jude wird und mit seinen ehemaligen Glaubensgenossen die Leiden ertragen will! Wie ganz unmöglich ist es, daß der Prior Fernando, nachdem er Jahrzehnte lang alle Greuel gegen Juden geduldet, vielleicht sogar zu ihnen mitgewirkt, jedenfalls nie seine Stimme dagegen erhoben hatte, plötzlich als Zeuge dafür eintritt, daß das Judentum den Blutgebrauch niemals gekannt, ja sogar aufs entschiedenste perhorresciert habe! Und auch das: so sehr ich glaube, daß es unter den Juden, selbst zu Zeiten des stärksten Glaubensfanatismus immer einzelne gegeben hat, die menschliche, verwandtschaftliche Beziehungen, die Stimme des Blutes in sich sprechen ließen, so bin ich andererseits fest überzeugt, daß niemals eine glaubensstarke jüdische Mutter ihren Sohn angefleht hat, den christlichen Glauben anzunehmen, nur um zu leben, und daß niemals ein eifervoller Rabbiner unmittelbar nachdem er es abgelehnt

hatte irgend eine Gemeinschaft mit seinem Sohne zu haben, der unter Christen eine hohe Stellung errungen, nun plötzlich diesen Standpunkt aufgibt und die Liebe und Duldung predigen will.

Wenn man aber doch alle diese unglaubhaften Dinge für glaublich und möglich hält — und das wirkliche Leben ist ja häufig wunderbarer als die üppigste Erfindung — ist es wirklich denkbar, daß in Spanien, in dem Spanien des 15. Jahrhunderts die Menschlichkeit Triumphe feiert? Ist es nicht eher anzunehmen, daß selbst, wenn sich die Höchstgestellten, der Gouverneur und andere hätten rühren lassen, die vertierte Masse, weder die ersten Hofbeamten noch den überall verehrten Prior geschont, sondern gerade in der Opferung auch dieser Personen, gemeinsam mit den gehaßten Juden ein wonniges Zeugnis des Glaubenseifers erblickt hätte.

Alle diese Bedenken, die gewiß jedem modernen Leser kommen, hat schon Berthold Auerbach in einem Briefe vom 21. April 1862 zusammengefaßt. Er spricht von einer Aufführung des Dramas in Berlin, bemerkt, daß es gegen die erste Bearbeitung viel gewonnen hätte, (vielleicht wurde es also in einer anderen Fassung gegeben, als die ist, die uns in dem Druck von 1859 vorliegt) und fährt dann fort:

„Ich sah das Drama in der neuen Bearbeitung zum ersten Male. Es hat viel an dramatischer Concision gewonnen, aber ganz klar wurde mir jetzt, daß, wie es vorliegt, die biographische Ueberraschung vorwiegt und zwar in der vielfältigsten Weise; die leicht erzählbare Fabel des Ganzen fehlt. Der Kernpunkt, wie das Ganze geworden, ist der Kampf des Sohnes zwischen Liebe, Glaube und Familienanhänglichkeit. Hier sind auch die besten Töne, der vierte Akt wirkt tief ergreifend. Fernando ist eingesetzt und sollte es doch nicht sein, am Schluß wird ein dramatischer Revolver mit 6 Schüssen losgebrannt. Weil Sie einen großen historischen und einzelbiographischen Hintergrund zeigen wollten, häufen sich die Gewaltsamkeiten, Isaak mit seinen Kindern, Pasqual mit seinem Dienerhasse, Don Gomez mit seinem gewaltsamen

Mord, das vergangene Schicksal der Claudia und dann noch Salomon de Rosa und zuletzt noch Fernando. Bei diesem muß ich dabei bleiben, er durfte keinen Zusammenhang mit der Familie haben und wir mußten früher wissen, daß es ein Jude war, und auch jetzt können wir uns nicht denken, wie er dennoch unter Scheiterhaufen lebte und haben keine Vorstellung, wie er, nachdem das Drama geschlossen, weiter lebt und ebenso die Zukunft des jungen Paares in Rom und das fernere Leben der Juden ist uns problematisch."

Das sind schwere Bedenken, über die man nicht hinwegkommen kann und doch wird man große Freude haben an den, sowohl durch ihre Gesinnung, wie durch ihre Sprache schönen Versen, die mannigfach in dem Stücke vorkommen. Wahrhaft erhebend ist die Stelle, an der das Märchen des Blutgebrauchs durch die Juden enthüllt wird.

Alonzo:

O käm ein Zeuge jetzt, ein Bote Dessen,
Der selbst ein Jude, unter Juden lebte,
Als er gewandelt in des Menschen Bildung —
O käm ein solcher Zeuge jetzt und riefe:
Ihr lügt! ihr lügt! Nie war es Judenbrauch! . . .

Fernando: (der einen Schritt zurückgetreten, tritt vor)

Der Zeuge kam!

(Zeichen des größten Erstaunens und atemloser Spannung bei allen).

Luiz: (erschüttert für sich)

Weh' mir! sein Wort vernichtet mich!

Fernando:

Der Zeuge kam! Vernehmt es Alle, Alle!
Dies Höllenmärchen, seit Jahrhunderten
Ein Freibrief für den Raub und Mord an Juden, —
Ich straf' es Lügen hier im Antlitz Gottes!
Bei dem Gekreuzigten, ich straf' es Lügen!
Mit höchstem Eidschwur, den ein Christ geschworen,
Beteur' ich euch: nie war es Judenbrauch!

Benavente:

Ha, welch ein Wahnsinn reißt dich fort! — Fernando!
Wie kannst du — du für Juden schwören?

Fernando:

Ich kann's. Der Juden ganzes Tun und Meinen,
Was sie nach Brauch und nach Gesetz begehn,
Ich kenn es aus der eignen Jugend Jahren —
Geborner Jude, hab ich's selbst erfahren!
(Alle in tiefster Erregtheit).

Und nachdem die Wiedererkennungsscene zwischen dem Prior und seinen Geschwistern sich vollzogen, hören wir gleichfalls mit Rührung die Worte des Rabbiners:

Vergib auch mir! Dich haßt' ich um den Glauben,
Und ich verkannte das Gebot Jehovahs.
Als seinen Schild erkenn' ich dich, du schwurest
Für unser Volk — als Kreuzesdiener.
Dein Beispiel mahnt mich, daß Jehovah sprach,
Den Fremden liebt, denn selber wart ihr Fremde.
Der Andersgläub'ge ist der Glaubensfremde.
Duldung und Liebe ist das Gesetz Jehovahs,
Duldung und Liebe will fortan ich lehren.

Wilhelm Wolfsohn ist Jude geblieben. Ein schönes Zeugnis dieser Zugehörigkeit ist nicht nur das Drama selbst, das eben besprochen wurde, sondern insbesondere die Vorrede, worin er sich mit größter Entschiedenheit gegen dieses Blutmärchen und gegen das Blutbad zu

Galatz ausspricht, das wegen eines solchen Verdachtes im Jahre 1859 stattgefunden hatte. Ueber diese Greuel in Galatz handeln auch mehrere Stellen der Briefe Berthold Auerbachs an unseren Dichter.

Im Februar 1865 erkrankte Wolfsohn sehr schwer. Er war seit vielen Jahren leidend gewesen, hatte aber alle Anfälle glücklich überstanden. Der letzten Krankheit war sein siecher Körper nicht mehr gewachsen. Sechs Monate blieb er ans Zimmer gefesselt, von den unsäglichsten Schmerzen tagelang gequält. Er blieb geistig frisch und seelisch stark. An ihm hatte sich der Wunsch erfüllt, dem er in den Versen „Gebet" poetischen Ausdruck verliehen hatte.

O fänd ein Wunsch bei dir Erhörung,
Der für die ganze Menschheit fleht —
Nimm mir durch irdische Zerstörung
Den Anblick, wie der Geist vergeht.

Eh Einer sich zum Bösen wendet,
Der für das Gute siegreich stritt;
Eh Einer das verfolgt und schändet,
Wofür er selbst begeistert litt.

Eh Einer an den höchsten Gütern
Der Menschheit zum Verräter wird;
Eh Einer von des Lichtes Hütern
Sich in das Reich der Nacht verirrt.

Eh Einer kalt und ohn' Erröten
Sein Liebstes zu verlassen droht —
O wolle, Herr, ihn leiblich töten,
Eh seiner Seele naht der Tod!

Am 13. August 1865 ist Wolfsohn gestorben. Auf dem israelitischen Friedhof zu Dresden wurde er zur letzten Ruhe bestattet. Sein Grab trägt ein Denkmal, das ihm der

Mendelssohn-Verein errichtete, mit der Inschrift: „Dem edlen Dichter und Priester der Humanität".

An seinem Grabe hielt der Oberrabbiner Dr. Landau eine sehr schöne Rede; nach ihm ergriff Advokat E. Judeich das Wort, im Namen des Literarischen Vereins. Emil Lehmann gab als Freund seiner Trauer in einem stimmungsvollen Gedichte Ausdruck und Hofrat Pabst schloß die Reihe der Redner mit ehrenden Worten, im Auftrage des Königlichen Hoftheaters zu Dresden. Berthold Auerbach, der die Nachricht in der Schweiz las, schrieb darüber an seinen Vetter Jakob:

„Ich saß nach dem Frühstück mit Lazarus im Rauchzimmer, ich holte mir eine Zeitung und da lese ich in der Kölnischen Zeitung unter Vermischtes: Wilhelm Wolfsohn ist am 13. gestorben. Wo war ich am Sonntag, als der Freund verhauchte? Ich weiß es nicht mehr, hier sehen sich alle Tage gleich. Und nun diese Vermischtes-Notiz für ein ganzes volles schönangelegtes Leben. Ich habe mit Lazarus dem abgeschiedenen Freund tief nachgedacht. Wir wußten ja, daß er bald sterben mußte, und doch ist die Tatsache von neuem Entsetzen begleitet, man soll also nie mehr das liebe Antlitz sehen. Unser Freund war eine so weiche und feine Natur, daß ihm die eigentlich strenge Arbeit schwerer wurde; er lebte sich in jeder Lebensbewegung voll aus, er hielt Jeden für wert, seinen ganzen Lebensinhalt ihm konversationell darzubieten, und Alles an ihm war voll unbefleckten Seelenadels. Jetzt, da wir wissen, wie krank er stets war, bereuen wir, ihn oft zu straffer Energie gescholten zu haben.

Die drei Zeilen der Zeitungsnotiz wollen mir noch immer nicht aus dem Kopf. Das also das Ende!"

Ein schönes, reiches, gesegnetes, nur leider viel zu kurzes Leben war geendet. Nicht zu den größten, ewig dauernden Wirkungen konnte der Hochbegabte gelangen, aber er hat Tüchtiges geleistet und verdient, daß sein Andenken fortlebt. Er hat seinen Eid treu bis in den

Tod erfüllt, den Eid, den er in dem hübschen Gedicht „An meinen Vater" in seiner Jugend ausspricht. Die Verse lauten:

Als ich Deine Hand, die werte,
Mit der meinen fest umwand,
War's, als ob den Wunsch ich hörte:
„Friede sei in Deiner Hand!

„Aber mußt das Schwert Du tragen,
„Sei's vor Gottes Weiheblick,
„Sei's, wo edle Herzen schlagen,
„Sei's für Deines Volkes Glück."

Und das werd' ich treulich halten
Jeden Ort's und jeder Zeit;
Unter jeden Herrschers Walten
Treu erfüll' ich meinen Eid.

Ein Edler in Israel.

(Dr. Isaak Rülf.)

Von **Leon Scheinhaus**-Memel.

Am 18. September 1912 jährt sich der zehnte Todestag des Rabbiners Dr. Isaak Rülf. Ein Unfall, an sich nicht sehr schwer, zog ihm einen Herzschlag zu, der ihn im 72. Lebensjahre schmerzlos dahinraffte. Ein inhaltreiches Leben ging zu Ende, arm an Lebensgütern, überreich an Gedanken und Erkenntnisdrang; ohne äußere Macht und in einem entlegenen Wirkungskreis, ist er ein Veteran vorbildlicher Wohltätigkeit, ein Altmeister universeller Gelehrsamkeit geworden. Die Synagogengemeinde Memel, seine Gemeinde, rief ihm den letzten Scheidegruß nach und bezeichnete ihn „als einen Wohltäter der leidenden und unterdrückten Menschheit". Ein preußischer aktiver Major und deutscher Schriftsteller Dagobert von Gerhardt-Amyntor leitete seinen im Berliner Tageblatt (1902 Nr. 491 I) erschienenen Nekrolog auf den Hingeschiedenen mit den Worten ein: „Ein Stern am Himmel wahrheitsforschender Gedankenkunst ist erloschen: Dr. Isaak Rülf ist gestorben."

Sein Lehr- und Werdegang ist bemerkenswert. Rülf, am 10. Februar 1831 in Rauisch-Holzhausen, einem kleinen hessischen Dorf, geboren, hatte erst von seinem 11. Lebensjahr an Unterricht in der jüdischen Dorfschule, die neu errichtet wurde, erhalten. Der Generalsuperintendent und ordentliche Professor der Theologie Karl Wilhelm Justi aus Marburg besuchte

die neue jüdische Schule und prüfte die Schüler in allen Fächern des Elementar- und Religionsunterrichts. Er verließ die Schule mit folgenden Worten: „Ihr Kinder von den Nachkommen Abrahams seid doch eine ganz besondere gottbegnadete Saat. Ihr bedürft nur ein klein wenig Wartung und Pflege, und sofort entwickeln sich nutzbare Gewächse. Wenn man euch betrachtet, begreift man schon, wie aus eurer Mitte der Welterlöser und die Welterlösung hat hervorgehen können." Und sich speziell an den kleinen Rülf wendend, sprach er: „Und Du, kleines, schwächliches und häßliches Männlein, in Dir scheint der große Geist der Ahnen wieder lebendig geworden zu sein. Wenn Du groß bist, dann komme nur zu mir, ich will schon dafür sorgen, daß das kleine Männlein zu einem großen Manne wird". Diese Szene ist von dem damaligen Lehrer Neumark aufgeschrieben worden. Mit 14 Jahren trat Rülf aus der Schule. Der Vater, der einen Viehhandel betrieb und eine kleine Ackerwirtschaft besaß, sah ein, daß sein körperlich schwach und geistig stark beanlagter Sohn ein Geschäftsmann nicht werden könne, und brachte ihn behufs weiterer Ausbildung zu dem Kreisrabbiner Rabbi Mordechai Wetzlar in Gudensberg, der ihn hauptsächlich im Talmud unterrichtete. Nach einigen Jahren eifrigen Studiums bestand Rülf sein Lehrerexamen und wurde sofort Hilfsmentor bei seinem Talmudlehrer. Nun bereitete er sich ernstlich für das rabbinische Fach und das Universitätsstudium vor, ließ sich dann als akademischer Bürger an der Universität Marburg immatrikulieren, bestand im Dezember 1854 die Prüfung als Rabbiner bei der dortigen Prüfungskommission, wirkte weiter lehrend und lernend als Lehrer und Prediger an verschiedenen kleinen Gemeinden in Hessen und Mecklenburg-Schwerin und promovierte 1864 an der Landes-Universität Rostock. November 1865, im 34. Lebensjahr, trat Dr. Rülf seine Rabbinerstelle in Memel an, wo während der 33 Jahre seiner Amtstätigkeit sein reicher Geist, sein edles Gemüt zur einzigartigen, herrlichen Entwicklung gelangten.

* *
*

„Dein Denken gehöre der ganzen Welt, die Liebe aber Deinem Volke. Doch sei stets Dein Denken von Liebe erfüllt, die Liebe vom Denken geleitet."

Diese Worte, die Dr. Rülf einstmals einem jungen Verehrer ins Stammbuch einzeichnete, sind goldene Worte, die sein tatenreiches Leben, sein ruhmvolles Wirken, seine lichtvollen Werke am besten kennzeichnen. Die Liebe zur Wissenschaft und die Pflege der Wohltätigkeit sind die beiden Eigenschaften, die uns aus seiner Persönlichkeit in harmonischem Zusammenhang hervorleuchteten: Weisheit und Menschenliebe wie spezifisch-jüdische Gelehrtenart bildeten die Grundzüge seiner Edelnatur.

Schon als Jüngling in Gudensberg (bei Kassel) begann er mildtätig zu wirken, armen, talentvollen jungen Leuten zu ihrem Ziele zu verhelfen, und sein Erstlingswerk: „Zur Verteidigung der Juden mit besonderer Rücksicht auf ihre Stellung in Hessen," Marburg 1858, läßt den künftigen Helfer seiner Brüder ahnen.

In Memel hat sich Dr. Rülf an vielen städtischen Wohlfahrtseinrichtungen hervorragend beteiligt. Er war kaum 2 Jahre ansäßig, als 1867 der schwere Notstand in Ostpreußen ausbrach. Der jüdische Prediger hatte schon soweit Achtung in der Stadt gewonnen, daß die Bürgerversammlung ihn in das Hilfskomitee und den geschäftsführenden Ausschuß wählte.

Gleichzeitig aber lenkte er seine Aufmerksamkeit auch auf die trostlose Lage der Juden jenseits der Grenze; was hier in Ostpreußen bloßer Notstand, das war drüben in Westrußland Hungersnot, die dort die jüdische Bevölkerung auf die schrecklichste Weise dezimierte. Aus nächster Nähe blickte der junge Rabbiner ins Nachbarreich hinüber, sah den unermeßlichen Jammer seiner Brüder, und voll tiefsten Mitleids ist er zum Wohltäter der Armen und Bedrängten geworden. Unter seiner Leitung bildete sich ein Komitee zur Unterstützung der westrussischen Glaubensgenossen, im Dezember 1868 erließ Dr. Rülf die ersten Aufrufe, in denen er in rührenden Worten die gesamte europäische Judenheit auf jene Unglücklichen

jenseits der preußischen Grenze hinwies. Sein Erfolg war bedeutend. In dem einen Jahre 1869 hat Dr. Rülf an 230 Ortschaften in Westrußland mit durchschnittlich 90 % jüdischer Bevölkerung in wöchentlichen Raten etwa 600 000 Mark, die Gabe westeuropäischer Glaubensbrüder, übermittelt. Ohne die immense Tätigkeit Dr. Rülf's, ohne seine Initiative wären 30 000 Menschen dem Hungertod anheimgefallen. Von diesem ersten großen Unterstützungswerk an, ist er zum Anwalt der russischen Juden bei der ganzen zivilisierten Welt geworden. Es würde weit über den Rahmen dieser biographischen Skizze hinausgehen, wollte man genau die weitere imposante Mildtätigkeit Dr. Rülf's schildern, die die letzten drei Dekaden russisch-jüdischer Geschichte des vorigen Jahrhunderts ausfüllt. In allen Drangsalen, in aller Not, bis zu den wiederkehrenden Verfolgungen und Auswanderungen der achtziger und neunziger Jahre veranstaltete Dr. Rülf umfangreiche Hilfsaktionen, das Elend der Enterbten zu lindern.

Diesen Bestrebungen verdankt ein großer Teil auch seines Schrifttums seine Entstehung. „Meine Reise nach Kowno, 1869", „Drei Tage in Jüdisch-Rußland, 1882", „Die russischen Juden, 1892" und viele einzelne Aufsätze sind Kultur- und Sittenbilder. Mit seltenem Freimut und logischer Schärfe hat er auch Angriffe und Beschuldigungen gegen die Juden jederzeit widerlegt. Im Jahre 1869 folgte Rülf der Einladung angesehener Männer, darunter des Gouverneurs Fürsten Obolenski, nach Kowno zur Beratung eines Projekts, betreffend die Uebersiedelung der Juden aus den Grenzbezirken nach dem Innern Rußlands. In seiner damals in Anwesenheit des Gouverneurs und aller höchsten Beamten von Kowno in der Kownoer Synagoge gehaltenen Predigt, einem Meisterstück der Rhetorik, sagte er unter anderem:

„Anderweitig und anderseitig sagen die Gegner unseres Volkes und unseres Glaubens: Euer furchtbares Geschick, die ihr verfolgt und verachtet worden unter allen Völkern nach allen Seiten und zu allen Zeiten, beweist, daß ihr verworfen seid. Schmach über solch eine Logik! Wer ist der Verworfene? Der Unrechttuende oder der Unrechtleidende? Israel ist jener „Knecht Gottes",

von dem der Prophet Jesajah in seinem Trostbuche redet, und ihn im 53. Kapitel in so treffender Weise schildert: „Verachtet, der Menschen geringster, ein Mann der Schmerzen, mit Leiden vertraut und gleichsam das Angesicht vor ihm verhüllend, verachteten wir ihn und schätzten ihn nicht. Jedoch der Welt Krankheiten trug er, mit der Welt Schmerzen war er belastet — und wir glaubten ihn von Gott geplagt und gepeinigt. Und er war doch nur gemartert ob unserer Sünden, zermalmt ob unserer Verbrechen: die Zucht zu unserer Verbesserung traf ihn, und durch seine Wunden sind wir genesen ... Gepeinigt, blieb er ergeben und öffnete nicht den Mund, gleich dem Lamm, zur Schlachtbank geführt und gleich dem Schaf, vor seinen Scheerern blieb er stumm und öffnete nicht den Mund. Von Schutz und Recht fern gehalten! — und wer da schwatzen hörte sein Zeitalter: — er sei getilgt aus dem Lande des Lebens — des Verbrechens wegen sei meinem Volke Plage geworden. Bei Frevlern gab man ihm sein Grab und bei Gottlosen seinen Tod; und doch hatte er nicht Gewalt geübt, und kein Trug war in seinem Mund. Aber der Ewige wollte ihn durch Siechtum zermalmen, so daß, wenn er seine Seele zum Schöpfer gebracht, sollte er Nachkommen schauen, lange leben und der Zweck Gottes durch seine Hand gelingen."[1]) — Wir haben den größten Teil dieses Kapitels hier angeführt; denn niemals hat weder ein göttliches noch menschliches Wort größere und verhängnisvollere Mißdeutungen erfahren, und niemals ist weder in einem heiligen noch weltlichen Buche ein so genaues und zutreffendes Bild von dem Geschicke und der Geschichte des israelitischen Volkes entworfen worden."

In ähnlichen Beispielen und Gleichnissen kennzeichnet Rülf die Stellung der Juden mitten unter den Völkern in seinem 1883 geschriebenen Werkchen „Aruchas bas-Ammi" (Heilung Israels, ein ernstes Wort an Glaubens- und Nichtglaubensgenossen). Dieses von jüdisch-nationalem Geist und Bewußtsein getragene Werkchen ist ein Produkt der vielen Anfeindungen gegen das Judentum, und durch diese Schrift ist Rülf einer der Begründer des modernen Zionismus geworden. Seine Zionsidee ist übrigens weit früheren Datums; schon 1869 gibt er in seiner Schrift „Meine Reise nach Kowno" seine Empfindung für Zion wieder. Rülf schrieb damals:

„ . . . Ich glaube mich nach Erez-Israel, in die liebe, uralte Heimat der Väter versetzt. Was soll ich's leugnen? Mein Herz

[1]) Den Inhalt dieses Kapitels hat Rülf in verschiedenen Variationen vielmals in seinen Schriften zur Sprache gebracht, zuletzt in seinem trefflichen Vortrag (1897) „Der große Unbekannte".

hängt an meinem Volke, hängt an dem Lande, darin die Väter gelebt, geliebt und gelitten, darin die Propheten ihr welterleuchtendes und welttröstendes Wort gesprochen, dahin ich mein Angesicht richte, wenn ich bete usw.; ich habe keinen Tag so voller auflösender, nachhaltiger Trauer als den neunten des Ab, und hätte keinen Tag so voll ungemischter, innigwahrer Freude, als den Tag, „da für Zion der Erlöser käme." Warum soll ich das nicht dürfen? Bin ich oder ist diese meine Urheimat schlechter als die des Engländers usw.? Kein Feind und Gegner meines Volkes und Glaubens darf darin Makel noch Tadel finden und daraus folgern wollen, daß ich nun kein guter Bürger in meiner gegenwärtigen Heimat sein könne und dem Staate nicht alle meine Kräfte und Fähigkeiten widmen dürfe."

Rülf schrieb diese Worte 1869, lange bevor die antisemitische Aera begann; wir ersehen daraus, daß die palästinäische Idee, auch ohne äußeren Stoß, sich jederzeit im Herzen der Juden regte. In einem Gespräch „Die Wirtsvölker" (A. Z. des J. 1895 Nr. 11 und 14), das er mit dem Superintendenten und Schulinspektor seines Wirkungskreises einstmals führte, sagte Rülf unter anderem:

„Wir sind allesamt nicht auf diesem Grund und Boden gezüchtet. Wir sind allesamt, der Eine früher, der Andere später, hier eingewandert. Wer von uns zuerst da war, läßt sich gar nicht mehr feststellen, ist auch völlig unerheblich. Wir sind allesamt nur Gäste auf diesem Erdenrunde. Fremdlinge sind wir, wandern aus und suchen ein unvergänglich Haus; Gäste sind wir dieses Landes, das uns nährt, pflegt und bewahrt, wie das Kind an der Mutterbrust; Gäste sind wir bei unserem Herrgott, dem die Erde gehört und was sie füllet. Und weil wir zufällig — man verstehe wohl zufällig — in diesem Lande geboren und geborgen sind, nennen wir uns Bürger. Und gerade der Jude muß als Bürger erster Güte angesehen werden. Weil der Jude die Vorbedingungen zur Erlangung des Bürgerrechts in genauester Weise erfüllt hat. Der Jude ist kein hergelaufener Mensch, er weiß, wer seine Väter waren und woher er stammt. Er kommt mit seinem Heimats- und Abzugsschein und muß überall, wohin er gelangt, weil er den hergebrachten Anforderungen des Staats- und Völkerrechts in vollgiltiger Weise genügt hat, als Vollbürger aufgenommen werden. Und seine Hoffnung und Erwartung, sowie seine Gebete um die Wiederherstellung des ehemaligen jüdischen Staatswesens! Gerade hierin liegt die Bestätigung und Erfüllung aller Dokumentationen und Beweismittel in Betreff seiner Herkunft und Urheimat. Dann allerdings müßte alle Welt mich als einen hergelaufenen, zweifelhaften Menschen betrachten, wenn ich nicht mit Herz und Mund meine Abkunft und meine Liebe zur Urheimat bestätigen wollte.

Ich bin ein Jude, und alte Volksüberlieferungen der Juden finden in meinem Herzen den lebendigsten Widerhall; das kann doch meine Liebe zu Heimat und Vaterland der Gegenwart nicht beeinträchtigen. Gerade im Gegenteil! Was ich in Bezug auf das Land der Väter von der Vergangenheit überkommen habe, was ich in Bezug hierauf für die Zukunft erhoffe, das übertrage ich in ganz unmittelbarer Weise auf Heimat und Vaterland der Gegenwart. Alle Vaterlandsliebe fließt ja aus einer und derselben Quelle. O, dem Juden, ganz besonders aber dem deutschen Juden geschieht großes Unrecht. Was hat sich die Welt zu kümmern um die stille Liebe im Herzen zu seinem Stamm und zu dem Lande seiner Väter, die bei den meisten vielleicht schon gar nicht mehr vorhanden ist und der wahren und wirklichen Liebe zum deutschen Volke und Vaterlande nicht den geringsten Abbruch tut?"

„Die verschiedenen Völkerschaften und Nationalitäten eines Staates dürfen und sollen sich ihre Sonderart wahren und ausbilden, soviel es ihnen beliebt, wenn sie nur die wechselseitigen Bürger- und Menschenrechte achten und unangetastet lassen. Sie dürfen sogar in unblutigem Wort- und Wettstreit einander bekämpfen und sich den Rang abzulaufen suchen. Nur in einer einzigen Angelegenheit müssen sie stets sein ein Herz und eine Seele, in der Liebe zu dem gemeinsamen Vaterlande. Auch in der Anhänglichkeit und Hingabe an das Staatswesen, dessen Bürger ein Jeglicher ist. In Bezug auf diese Dinge gibt es keine Nationalitäten mehr, sondern nur noch ein einheitliches Volk."

Der Zionismus Rülfs ist nicht aus auflodernder Feuerung schnell entstanden, sondern entwickelte sich ein Menschenalter lang, abgeklärt und durchdacht, und als die Bewegung zu einer großen Organisation heranwuchs, stand der Alte mit dem Schnee der Jahre auf dem Haupte, dem jugendlich warm pulsierenden Herzen im Busen, in sich vollendet und gefestigt. Es ist ganz seinem Wesen eigen, friedliebend und versöhnend, als der zweite Zionistenkongreß in Basel (28.—31. August 1898) seinem Ende zuneigte, Rülf, der Veteran, sich erhob und die große Versammlung mahnte: „Ich hätte Euch zur Reise und zum Gebrauch in Eurer Heimat noch gar vieles zu sagen, allein die vorgerückte Stunde und die Ermüdung aller Mitglieder verbieten mir das. Ich bitte nur eines zu bedenken: Sie haben hier getagt auf dem freien Boden der Eidgenossenschaft. Nehmen sie sich deren Devise zu Herzen: „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr!" Dieses Wort ist eins und alles. Haltet

Frieden und seid einig! Unser einig einziger Gott, er wird walten über unserem Werk und wird es zu gutem Ziele führen!" Diese Art Rütlischwur bildete einen packenden Höhepunkt in der begeisterten Stimmung am Schlusse des Kongresses. —

Eine ähnliche, ihm angeborene, versöhnende und einigende Stellung, nahm Rülf als Rabbiner ein innerhalb der Parteiungen der Juden. Sein Standpunkt war das positiv-historische Judentum, indem er der Tradition so gut wie den Zeitforderungen ihr Recht angedeihen ließ. In seinem im Jahre 1880 bei einer Rabbiner-Versammlung in Thorn gehaltenen Vortrage „Das Prinzip der Parteibildung im Judentum" (Populärwissenschaftliche Vorträge, Ausgabe Gossel 1902) führt er aus:

„Israel hat die Thora zu keiner Zeit seines Bestandes, in Wort und Werk, in theoretischer und praktischer Beziehung in anderer Weise zum Ausdruck und zur Darstellung bringen können, als den jeweiligen Ansprüchen und dem jeweiligen Bildungsstande der Zeit gemäß.

Das Festhalten jener minutiösen Integrität wird vorzugsweise aus historischem Interesse verlangt, und die Heilighaltung des Buchstabens geschieht weniger zum Zwecke der Halacha als der Geschichte. Wenn Israel auch der lebendige Träger der Thora ist, so muß diese auch alle die Wanderungen und Wandlungen der israelitischen Geschichte mitmachen, alle Formen und Phasen derselben auch an sich erfahren; das zeigt sich denn auch ganz besonders an der Halacha, welche, wie schon der Name andeutet, nichts anderes ist als der jeweilige, von der Thora durchgeistigte, in bestimmt ausgeprägten Handlungen sich darstellende „Gang" des jüdischen Volkslebens. — Es gibt nur ein unmittelbares Zeugnis dafür, was wir zu tun und zu lassen haben, die Ausdrucksform der jüdischen Volksseele; diese aber nicht in ihrem zeitlichen, sondern in ihrem ewigen Wesen, in ihrer an weltbildenden und gestaltenden, äußeren und inneren Heilstatsachen so reicher Geschichte. In dieser und durch diese Geschichte sollen alsdann auch alle jene Offenbarungs- und Religionsurkunden in voller Integrität auch im praktischen Leben durch die zu Recht bestehende Halacha wieder zur Geltung kommen; denn gerade diese Urkunden und ihre Veranlassungen sind die würdigsten und wirksamsten Kräfte im Leben und in der Geschichte unseres Volkes. Diese Urkunden bezeichnen nicht nur schon bei ihrer Entstehung die erhabendsten Momente und epochemachenden Ereignisse in der Geschichte unseres Volkes, sondern sie bilden auch im Fortgange

der Zeiten auf der einen Seite die unerschöpfliche Quelle, den immerwährenden Anstoß zu erweitertem Schrifttume, zu immer neuen und mannigfaltigen Geistesprodukten. — Und auf der andern Seite bilden sie in würdiger Weise Vorbild und Vorschrift für die Einrichtung des ganzen Lebens und alles einzelnen Tuns.

Die Mittelpartei, das ist diese Geschichtspartei, das ist die national-jüdische und jüdisch-nationale Partei, welche nur in der Geschichte ihres Volkes, das niemals aufgehört hat ein Geschichtsvolk zu sein, Hort und Halt, Form und Norm für all ihr Tun und Lassen findet und erkennt."

Am Schlusse dieses Vortrages legt Rülf sein flammendes Glaubensbekenntnis dar an sein Judentum und seine Herrlichkeit und Göttlichkeit, dessen leuchtender Glanz selbst durch die tiefste leibliche und geistige Erniedrigung nicht verlöscht und nicht verwischt werden kann; er bekundet rückhaltlos sein festes Vertrauen auf die vom ewigen Gottesgeiste, vom Geiste der Wahrheit und der Liebe durchwehte Geschichte seines jüdischen Volkes.

Es ist selbstverständlich, daß die namhaften Institute und Vereine der Memeler Synagogengemeinde Rülf's Schöpfung sind. In der ersten regelmäßigen Sitzung des 1896 begründeten Vereins für jüdische Geschichte und Literatur hielt Rülf einen Vortrag „Was wir sollen und wollen" ein formvollendeter Grundriß der gesamten jüdischen Geschichte und Literatur, worin er zuletzt ausführte, daß Mendelssohn das Alte mit dem Neuen, das Jüdische mit dem Klassischen wieder in Einklang bringen wollte, und wenn auch diese Versöhnung den nachfolgenden Generationen abhanden gekommen ist, wirkte der Mendelssohn'sche Geist doch so mächtig und nachhaltig, daß er uns Männer erweckt und sie befähigt hat, das gesamte jüdische Schrifttum von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart mit klassischem Geiste zu durchdringen, zu erfassen und darzustellen. Sie haben uns eine Wissenschaft des Judentums geschaffen, welche der klassischen Wissenschaft ebenbürtig an die Seite gestellt werden darf. Später, als im ganzen jüdischen Volke lebhaft das Bedürfnis empfunden wurde, sein Wissen vom Judentum zu vermehren und auf diese Weise klassische und jüdische Weltanschauung auszusöhnen, sind in Deutschland die

jüdischen Literaturvereine so zahlreich und erfolgreich entstanden, die aus dem Born der vorbereiteten Wissenschaft des Judentums Wissen und Erkenntnis schöpften und weiten Kreisen zugänglich machten, denn die jüdische Lehre macht dem Juden das Leben erst lebenswert.

Selbst seine allgemein vielseitige literarische Tätigkeit war oftmals mit edler jüdischer Denkungsart durchwirkt und durchwoben. In seinem glänzend geschriebenen Buche „Das Erbrecht als Erbübel im Hinblick auf die zukünftige Entwickelung der menschlichen Gesellschaft" (Leipzig 1893, II. Auflage 1897), in dem Rülf den eigenartigen und immerhin interessanten Versuch anstellte, ein sozial-gesellschaftliches Problem großzügig zu lösen, erscheint er uns nicht in seiner vielfachen Eigenschaft als Rabbiner, Philosoph und Philantrop, sondern in seiner klassischen Ruhe und geistvollen Tiefe als Sozialpolitiker. Allein auch da stellt er herrliche, bemerkenswerte Synthesen über sein Judentum auf, er kommt wieder auf den Prophet Jesaia zu sprechen, der für unsere Bibel den bedeutungsvollsten, erhabendsten und einheitlichsten Beitrag geliefert hat, es ist das Buch (Jesaja II) vom Gottesknechte und Leidensmenschen, auch wohl eine der reinsten und edelsten Perlen der Weltliteratur. „Wir sahen ihn, aber da war keine Gestalt, die uns gefallen hätte". „Aber er ist um unserer Missetat willen verwundet und um unserer Sünden willen zerschlagen". Von dieser Auffassung heraus schreibt Rülf:

(S. 112 ff.) „Durch die erfahrene heftige Gegnerschaft gestaltete sich die Gesetzlichkeit der Juden immer schärfer und absondernder; endlich war er völlig ausgeschlossen aus dem „Lande des Lebens" und ganz und gar in seine Innerlichkeit zurückgetrieben. Dort saß er bei kümmerlicher Nahrung ewig grübelnd und studierend in seinen Gesetzesbüchern und keuchend unter der furchtbaren Last des Lebens. Sein Rückgrat verkrümmte und die gesamte Körperbildung, Nase, Stirn, Brust folgte dieser Rückenkrümmung. Auf diese Weise entstand jenes häßliche, krüppelhafte Menschenwesen, Jude genannt. Wie aber die Akklimations- und Assimilationskraft beim Juden sich am stärksten ausgebildet hat — der Mensch und unter dem Menschen der Jude, weiß sich überall auf der Erde am besten einzuleben — so ist auch der Atavismus, das ist die Rückkehr zur Urgestalt, bei dem Juden in vorzüglichstem Maße vorhanden. Ueberall, wo

es dem Juden erlaubt ist, den Rücken aufzurichten und das Angesicht emporzuheben, da treten sofort die schönsten und eindruckvollsten Männergestalten zu Tage.

Vor vielen Jahren habe ich einmal den deutschen Reichstag angesehen; mein Interesse richtete sich vorzugsweise auf das Aeußere der Männer. Unter allen den Volksgewählten zeigte die mächtigste und eindrucksvollste Gestalt ein Jude; freilich auch so einer, dessen Vorfahren schon den Nacken frei und stolz tragen durften — es war der Baron v. Rothschild.

Es wird gesprochen von der wirtschaftlichen, ja auch geistigen Ueberlegenheit des Juden, das ist eine Fabel, die richtig gestellt werden muß. Wahr ist hieran nur so viel: Einem jeden Juden, besonders dem jüdischen Kinde, steckt es in den Gliedern, daß sie Sprossen sind des reinsten und ältesten Kulturvolkes der Welt. So etwas geht nicht wieder verloren, das läßt das Gesetz von der Erhaltung der Kraft und der Vererbung nicht zu.

Was dem Juden jederzeit ein wirtschaftliches, teilweise auch geistiges Uebergewicht über andere Völker verliehen hat, besteht erstlich in seiner durch Religions- und Sittengesetz anerzogenen Sparsamkeit und Enthaltsamkeit; besteht ferner in seiner geradezu unbegrenzten Anhänglichkeit und Fürsorge für Frau und Kinder; besteht drittens in seiner Bildungsfähigkeit und Lernbegierde, welche unter den Armen noch weit bedeutender und unwiderstehlicher hervortritt als bei den Reichen. Besonders ist es geradezu wunderbar, von welchem unwiderstehlichen Bildungstriebe selbst die Kinder der Aermsten, welche unter anderen Völkern zu verwildern pflegen, beseelt sind."

Dieser treue Jude zeichnete sich nicht minder auch als loyaler Deutscher aus. Neben seiner ersprießlichen Wirksamkeit als jüdischer Geistlicher und Pädagog, neben seiner einzig dastehenden philantropischen Tätigkeit, neben seinem reichen und von außerordentlichem Erfolg gekrönten Schaffen als philosophischer Schriftsteller, hat Rülf — ein Unikum in der ganzen deutschen Journalistik — noch die Muße gefunden, mehr als ein Vierteljahrhundert lang ein tägliches politisches Blatt, das „Memeler Dampfboot" zu redigieren, und auch auf diesem Gebiet sich glänzend bewährt; er war es, der die Zeitung zu ihrem Aufschwung und trefflichen Ruf geführt hat.[1])

---

[1]) Anläßlich der 25jährigen Feier als Chefredakteur kam auch der Humor zur Geltung, ein Mitarbeiter, Friedrich Thimm, richtete an Rülf (1897) folgendes Epigramm:

Minister zu **werden**, ist heut' schon recht schwer,
Minister zu **bleiben** — gewiß noch weit mehr.
Du dienst als Minister — das ist's, was mich wundert —
Der siebenten Großmacht ein Vierteljahrhundert.

Mit emsigem Fleiß und beharrlicher Kraft
Hast treu Du gearbeitet, froh Du geschafft,
Und niemals bist Du — wie ich vernommen —
Bei Deiner Arbeit zum „Sitzen“ gekommen.

Drum wird auch am Ehrentage Dein
Der Wunsch wohl „Einheitsgedanke“ sein:
Daß Dein Leben verlaufe ohne Weh,
Bis der Tod Dir zuflüstert: „Kämpfer a. D.“

Mit alledem war die ganze Schaffenskraft des tätigen und genialen Mannes noch nicht ausgenutzt. Dr. **Rülf** zählt zu den bedeutenden Philosophen der Gegenwart, der nach Urteil der Fachkenner die Philosophie des 19. Jahrhunderts zum würdigen Abschluß brachte. „Die Philosophie war es, die von Jugend an mich auf das lebhafteste beschäftigt hatte, zumal ich eingesehen hatte, daß sie aus ihrem Bannkreis der reinen und abstrakten Intellektualität, die von einer Welt außerhalb des Denkens gar nichts wollte, erlöst werden müsse und einer gründlichen Regeneration bedürfe.“ So schrieb er selbst; schon seine Doktor-Dissertation 1864 „Wie ist die Metaphysik auf neuen Grundlagen aufzubauen?“ deutet darauf hin. In der Hast und dem Drang aller Anforderungen eines so ausgebreiteten Wirkungskreises konnte dieser Gedanke nur sehr allmählich zum System ausreifen. 1880 erschien seine Schrift „Der Einheitsgedanke als Fundamentalbegriff aller Religion und Wissenschaft, als Verständigungsbasis unter den Gebildeten aller Konfessionen und Nationen.“ „Mit der aufklärenden wird auch die apologetische Tendenz dieser Schrift hervorzuheben sein — schreibt er in der Vorrede. — Verteidigen will sie die traditionelle Form des Glaubens und Lebens gegen eine zersetzende Kritik, gegen einen geistlosen Materialismus und gegen einen allverneinenden Nihilismus, woran unsere Zeit ein gewisses Wohlgefallen

zu empfinden scheint." Dieses Werk ist gleichsam als Einleitung zu seinem großen philosophischen Hauptwerk anzusehen.

Sein monumentales Werk „System einer neuen Metaphysik" ist auch sein Lebenswerk geworden, das selbst Eduard von Hartmann geradezu als „epochemachend" begrüßte. Das Werk ist auf fünf stattliche Bände berechnet, wovon vier Bände unter dem Titel „Wissenschaft des Weltgedankens", „Wissenschaft der Gedankenwelt", „Wissenschaft der Krafteinheit" und „Wissenschaft der Geisteseinheit" 1888 bis 1897 erschienen waren. Ein Kritiker würdigt das Riesenwerk folgendermaßen: „Mit bewundernswertem Freimut tummelt sich hier ein hoher Geist, der das Weltall umspannt und durchforscht hat. Es gibt nicht viele universelle Köpfe; Rülf gehört zu diesen wenigen. Seine Metaphysik kann ebensowohl studiert wie gelesen werden. Die Frische der Darstellung und die Schönheit der Sprache blitzen dem Leser und dem Forscher wie ein Kleinod aus den Blättern des Rülf'schen Buches entgegen." Auf den letzten Teil seiner Metaphysik weist Rülf selbst hin, wenn er sagt:

„Unsere Aufgabe wird nunmehr darin bestehen, auf die bisherige Weise zur wissenschaftlichen Erkenntnis zu bringen, daß Allkraft und Allgeist nichts anderes seien, als das Gotteswesen, die Fülle aller Kraft und alles Geistes, der Urgrund alles Seins und Werdens, das All-Eins und Eins-All, darin aller Weltgedanke und alle Gedankenwelt und schließlich wir selbst aufgehoben, das bedeutet, verloren und versunken — aufgehoben, das bedeutet aber auch, für alle Ewigkeit aufbewahrt sind. Alles muß sich schließlich in Gott verlieren, um sich für alle Ewigkeit wiederzugewinnen. Jede Kreatur, an sich selbst nichtig und hinfällig, gewinnt in Gott Bestand für die Ewigkeit. Und ebenso ist alles erst in Einheit und Wahrheit erfaßt und begriffen, wenn es in der Ewigkeit, wenn es in Gott erfaßt und begriffen ist. Die Philosophie ist die Wissenschaft des Einen und des Wahren; darum ist ihr Höchstes und Letztes: Wissenschaft der Gotteseinheit."

Diesen fünften und letzten Teil, „Die Wissenschaft der Gotteseinheit", der als Schlußstein das bedeutende Werk krönen soll, schrieb der Denker in seinen letzten Lebensjahren in seinem Ruhesitz in Bonn; sein größter Wunsch war, dieses Werk zu vollenden. Diesen seinen

Lieblingswunsch erfüllt zu sehen, ist dem Verewigten noch vergönnt gewesen. Das Werk war vollendet, der hohe Meister verschied. (Der V. Band erschien Leipzig 1903).

*   *
*

Sein Amtsnachfolger, Rabbiner Dr. Emanuel Carlebach (jetzt Köln), kennzeichnete bei der Trauerfeier in der Synagoge zu Memel die Bedeutung des Heimgegangenen in seinem Wirkungskreis: „Wohl selten oder noch nie war ein Rabbiner so bekannt und beliebt, ja so populär in der Stadt seines Wirkens, wie es Dr. Rülf in Memel bei allen Bürgern ohne Unterschied des Glaubens gewesen; und auch dafür danken wir dem edlen Mann, daß er den jüdischen Namen an diesem Ort zu Ehren gebracht und durch seine mannigfachen Tugenden ihm einen Strahlenglanz geliehen, in dessen Schein noch die spätesten Geschlechter sich sonnen werden."

Jene Werke der Barmherzigkeit, wofür ihn der Volksmund „Dr. Hülf" und רב להושיע nannte, stellen ihn in der Ruhmeshalle des Judentums neben Montefiore und Baron Hirsch, und wie auf diese in ihren edlen Werken fortlebenden großen Männer darf man auch auf Dr. Isaak Rülf als einen Edlen in Israel das bekannte Dichterwort anwenden:

„Und wer den Besten seiner Zeit genug getan,
Der hat gelebt für alle Zeiten."

Der Mischpochrentner.

Aus altjüdischen Zeiten.

Von **Ulrich Frank.**

(Ulla Wolff-Frank.)

Es klopfte an die Tür. Erst bescheiden, dann energisch. „Herein!" rief Frau Jetti Eisenstädter und setzte sich in Positur, indem sie einen Korb mit Flickwäsche zur Seite schob und die Hände über einen Strumpf faltete, dem sie gerade eine geschickte Kunststopferei hatte angedeihen lassen. Sie saß in der Nähe des Fensters, um dem einfallenden Licht möglichst viel Raum für ihre wirtschaftliche Handarbeit zu gewähren. Ihr Blick durchflog das Zimmer, es war alles nett und sauber und obwohl es eigentlich nicht eine der üblichen Visitenstunden war, sah sie empfangsgerüstet, neugierig nach der Tür.

Diese tat sich auf und mit strammem Schritt trat ihr Schwager ein. Herr Saul Eisenstädter. Im langen Bratenrock, der ihm um seine blaukarrierte Hose schlenkerte, den Zylinder in der Hand. Höchste Besuchsgarnitur! Mochte der Zylinder auch von dem verdächtigen Glanz vergangener Jahrzehnte sein, der Bratenrock speckig und die Hose zu kurz, die mit Lackkappen besetzten Stiefel kaum erreichend, es war immerhin der Visitenanzug in dem Saul Eisenstädter sich präsentierte, und das hatte sicherlich etwas besonderes zu bedeuten.

Montag Vormittag um 10½ Uhr!

Den Rock hatte er vor 15 Jahren sich arbeiten lassen, eigens „auf Maß", nicht etwa alt gekauft wie sonst die meisten Bestandteile seiner Garderobe. Der

mußte damals gut sitzen! Und einen so langen Bratenrock, wie ihn Saul Eisenstädter brauchte, gab's in den ganzen Altkleidermodenmagazinen der Leopoldstadt nicht. Saul Eisenstädter war nämlich von einer Länge, mit der er ebenso gut ein Flügelmann der preußischen Gardegrenadiere hätte sein können, wie ein mährischer Jid. Er war nun aber offenbar nicht fürs militärische auserkoren und hatte nicht einmal in seinem Vaterlande der seinem Volksschulbildungsgange entsprechenden dreijährigen Dienstpflicht zu genügen brauchen, weil er glücklicherweise „Plattfüße" hatte. Der Gehrock mußte also vor 15 Jahren ganz besonders für seine Figur angefertigt, wie Mechje „Schneider" sich ausdrückte, ihm „auf den Leib zugeschnitten werden". Das Kunststück war damals gelungen, der hohen Bedeutung des fest-feierlichen Kleidungsstückes gemäß. Herr Saul Eisenstädter war zur Zeit nämlich auf „Beschau" gegangen. Sollte er heute ähnliche Absichten haben? Er hatte zur Zeit zwar gesagt: „ä mol un nich wieder", nachdem er die unangenehmsten, lächerlichsten Erfahrungen mit seiner Brautschau gemacht hatte. Aber bei Saul soll man sagen, was 'ne Sache ist, dachte Frau Jetti, vielleicht hat er sich's nach 15 Jahren anders überlegt. In jedem Falle mußte sie auf außergewöhnliches gefaßt sein. Montag früh um 10½ Uhr, im Bratenrock, mit Zylinder und sehr gehaltvoller Miene. . . .

„Nun, Saul?" begrüßte sie ihn, „was verschafft mir die Ehre?" Er trat dicht an sie heran und sprach mit etwas gedämpfter, aber fester Stimme:

„Ich will mich zur Ruh' setzen, liebe Schwägerin!"

„Bitte, nimm Platz", sagte sie, verwundert über die Form, in der er um einen Sessel bat, und deutete auf einen in ihrer Nähe stehenden Lehnstuhl.

„Nicht so, liebe Schwägerin . . .", wehrte er mit mildem, nachsichtigem Lächeln ab, „nicht so . . ., nich auf ein Schabbes zu Minche-Visit-Sessel will ich mich zu Ruh' setzen, auf eine Viertelstund', nur fürs ganze Leben!"

Frau Jetti blickte ihn verständnislos an.

„Ich versteh' Dich nicht recht, lieber Saul! Was heißt, Du willst Dich zu Ruh' setzen? Warum? Wovon? Wie so? Wohin? Auf was hin?" Ihrer Stimme hatte sich im Laufe dieser Fragen eine leichte Erregung bemächtigt, und die sonst gütige und freundliche Frau schien durch die Mitteilungen ihres Schwagers aus dem Gleichgewicht gebracht, denn sie wußte ans Erfahrung, mit Saul Eisenstädter war nicht zu spaßen, und wenn er einmal einen Entschluß faßte, was übrigens nicht allzuhäufig geschah, dann war er unwiderruflich.

„Nichts zu machen . . ." sagte er in solchen Fällen, mit einer Bestimmtheit und Festigkeit, gegen die der kategorische Imperativ ein schwankes Gedankenspiel ist.

„Nichts zu machen" war bei ihm die Kundgebung des Unumstößlichen, durch nichts zu erschütternden, das in ehernen Gesetzen festgelegt war, und in einer Ueberzeugung wurzelte, gegen die eben nichts zu machen war. Mit einem gelinden Schrecken im behaglich breiten Angesicht sah Frau Jetti den Ausführungen ihres Besuchers entgegen, wenn diese mit dem ominösen: nichts zu machen, enden würden, dann war in der Tat nichts zu machen. Das wußte sie und deshalb war sie gleich mit einer Fülle von Fragen über ihn hergefallen, um ihn durch die Menge ihrer Zweifel zu verblüffen und unsicher zu machen.

Warum wollte er sich zur Ruhe setzen, der in seinem Leben überhaupt nicht viel gearbeitet hatte?

Wovon wollte er leben, da er garnichts besaß?

Wie so kam er auf einen solchen absurden, richtiger ausgedrückt, „meschuggenen" Gedanken?

Wohin wollte er gehen, um sich zur Ruhe zu setzen? ging es durch ihren Sinn.

„Zur Ruhe setzen", murmelte sie halblaut vor sich hin, und „auf was hin?" fügte sie beinahe ängstlich hinzu, „auf was hin?" Hast Du einen Treffer gemacht im Lotto? Einen Haupttreffer? Oder hast Du auf der Börs gespielt? Oder hast Du ein Sparkassenbuch oder einen Strumpf? Zum zur Ruh setzen gehört Geld. . ."

„Das weiß ich, liebe Jetti, aber ich bin ein bescheidener Mensch und brauche nicht so viel, und was ich brauche werdet ihr mir nicht verweigern. . . .“ Wenn er hochdeutsch und gebildet sprach wurde die Sache bedenklich, das Wort „verweigern“ hallte ihr schreckhaft ins Ohr und schon fuhr er fort: „Ich weiß, Ihr werdet Eure Pflichten kennen, wie ich meine Rechte kenne, Du und Dein Mann, mein Bruder, und die übrige Gefolgschaft und Nachkommenschaft unseres hochseligen Stammhalters Israel Eisenstädter. . . .“

Hätte er doch nur „Mischpoche“ gesagt, statt Nachkommenschaft und Gefolgschaft und statt „hochseliger Stammhalters Israel Eisenstädter“ unser Vater Israel „Sichrono liwrocho“, dann wäre vielleicht noch was zu retten gewesen; aber sobald er in den Stil der Hofansagen, der Neuen Freien Presse verfiel, war jede Aussicht verloren, und da erklang es auch das ominöse: „Da ist nichts zu machen! . .“

Frau Jetti fuhr empor und dann sank sie, wie entgeistert auf ihren Platz zurück. Der gestopfte Strumpf war ihren Händen entfallen und sie kreuzte diese auf ihrem Schoß, sah den vor ihr stehenden hoch aufgerichteten Mann zaghaft, fast flehend an und wagte einen schüchternen Versuch, sein Diktum umzustoßen, denn ein schwacher Hoffnungsschimmer war noch vorhanden. Seine Arme hingen am Körper bewegungslos herab. Solange er mit seiner rechten Hand sich nicht über das Gesicht gefahren war, um an seiner übergroßen Nase halt zu machen und die Hand darauf ruhen zu lassen, was gewissermaßen als die letzte Besieglung seines Wahrspruches anzusehen war, konnte sie ihn vielleicht noch ihren Bedenken zugänglich machen, und hastig, ohne ihm Zeit zu lassen, rief sie:

„Aber Schwager, was fällt Dir denn ein? Ein junger, hübscher, tatkräftiger Mann, wie Du, wird sich zur Ruhe setzen? Dazu liegt doch gar keine Veranlassung vor, Du bist gesund und kräftig. . .“

„Unberufen“ . . . fiel er ihr ins Wort.

„Gewiß, unberufen! Du bist durchaus arbeitsfähig und wirst es unberufen, noch lange sein. Wie soll Josef, unberufen, sein Geschäft weiterführen, wenn Du, unberufen, Dich vorzeitig zur Ruhe setzt, wozu, unberufen, nicht der mindeste Grund vorhanden ist. . ." Sie versuchte ihn durch Schmeicheleien zu fangen . . ., noch immer hingen seine Arme schlaff herab.

„Wärst Du krank. . ."

„Gott verhüte! . ." warf er ein.

„Ja, Gott verhüte! Aber das bist Du, Gott Lob, nicht, und so weiß ich wirklich nicht, was Dich auf solche traurige Ideen bringt. . ."

„Traurig? wieso traurig?"

„Nun, es ist doch wirklich kein Vergnügen, sich wie ein alter, invalider Mensch zur Ruhe zu setzen, den ganzen Tag nichts zu tun und sich und den anderen zur Last fallen; dazu hat man immer noch Zeit. Warte doch noch ein paar Jahre, bis unsere Kinder selbständig sind. Die Buben das Einjährige abgedient haben, Malchen vielleicht eine Stellung in einem Geschäft gefunden hat. . ."

Die ganzen Sorgen dieses engbegrenzten Familienlebens, das sie in Achtbarkeit und Würde, in Bescheidenheit und Zufriedenheit mit aller Geduld und Ausdauer aufrecht erhielt, traten mit einem Schlage vor sie hin, als sie durch die Ansprüche des Schwagers neue Verpflichtungen an ihr Haus herantreten sah. Woher sollte ihr Mann das nehmen, was der Bruder zu seinem Leben benötigen würde? Der Gebrauch wuchs ohnedies von Tag zu Tag. Wollte man den Kindern eine gute Erziehung angedeihen lassen, sie vorwärts bringen auf dem Lebenspfade, damit sie in Zukunft ein gedeihliches Fortkommen fänden, so hieß es alle Kräfte anspannen, um das Ziel zu erreichen. Und sie ließ es an gutem Willen wahrlich nicht fehlen. Treu und mutig, mit einem glücklichen Frohsinn begabt, stand sie ihrem Manne tapfer zur Seite im Daseinskampfe und wußte über den einfachen Haushalt immer einen Schimmer von Behagen, Freudigkeit und Heiterkeit auszubreiten. Und nun sollte diese Ma=

rotte des Schwagers sie belasten, mit schier unerschwinglichen Forderungen . . ., das ging doch zu weit, und die Empörung, die diese Vorstellungen in ihr weckten, entlud sich in einem heftigen Ausbruch. Sie warf ihm vor, daß er im Grunde nie etwas getan hatte. Die geringe Arbeit, die er im Geschäft des Bruders leiste, wäre viel zu hoch eingeschätzt und hauptsächlich darum mit 60 Gulden monatlich honoriert, damit er es nicht als ein Gnadenbrot ansehe, was sie ihm zu teil werden ließen. Und nun käme er daher und verlange dieses Gnadenbrot in Wirklichkeit. Und wer ihn denn aushalten solle? Und mit einem bestimmten monatlichen Einkommen wohl gar . . ., sie kenne solche Sachen. Hier im Haushalt, da wäre das noch so mit durchgegangen, daß ein Mensch mehr satt gemacht würde, und dann konnte er sich doch noch manchmal nützlich machen, aber wenn er nichts mehr täte, so wäre das ein schlechtes Beispiel für ihre Söhne, und das wolle sie nicht und gäbe sie nimmer zu. Der ganze, jahrelang in ihr aufgespeicherte Unmut brach nun mit ein Mal heraus, und Herr Saul Eisenstädter bekam von seiner sonst so gutmütigen Schwägerin allerhand wenig Erbauliches zu hören. Das aber prallte an seinem Stoizismus vollständig ab und als sie endlich tief aufatmend ihre große Standrede beendete, da hörte sie nur die aus seinem Munde sehr ruhig und gelassen kommenden Worte:

„Das verstehst Du nicht, liebe Schwägerin! . . . Ich bin der ältere Bruder Deines Mannes . . . Noblesse oblische . . . da ist nichts zu machen. . . .“ Die schwerwiegenden Worte waren gefallen und zugleich durch das Streichen der Hand über das Antlitz besiegelt worden. Die Hand ruhte noch fest auf dem Nasenrücken, als Saul Eisenstädter hocherhobenen Hauptes das Zimmer verließ. Er hatte gesiegt.

Da war nichts zu machen!

*   *
*

Saul Eisenstädter war der Sohn des Religionslehrers und Vorbeters der kleinen mährischen Gemeinde Leipnik. Sein Elternhaus war von jener grenzenlosen Einfachheit und Anspruchslosigkeit, die man heute nur noch aus Ueberlieferungen kennt, die sich auf dem Boden religiösen Lebens entwickelten und darin trotz aller Armseligkeit einem gewissen Selbstgefühl die Grundlage gaben. Wenn es auch Reiche und Arme in der „Khille“ gab, in „Schul“ und in der Ausübung ihrer vorschriftsmäßigen Uebungen waren sie alle gleich. Sie hatten dieselben Gebete, dieselben Gebräuche und Ritualien, sie feierten die gleichen Feste und Feiertage, den sechs schweren, beladenen Arbeitstagen der Woche, folgte zur selben Stunde, ja zur selben Minute, die sabbatliche Ruhe und das Lecho Daudi likras kallo erscholl ihnen allen zu gleicher Zeit. Gemeinsam begrüßten sie die Braut, ihnen allen die gleiche . . . jedem Gunst und Freude spendend für die Feierstunden, die ihr Einzug einleitete. Gemeinsam erlöschten sie bei der „Hawdala“ das Licht, das sie am Freitag Abend entzündeten und das ihnen das Symbol war, des Friedens und Ausrastens, des beschaulichen Genießens nach sechs mühevollen Wochentagen, auf Gottes Geheiß und Gott geweiht. Das vereinte sie und verwischte die Unterschiede zwischen den Armen und Reichen, im ideellen Sinne . . . und sie verbargen die Scham und Scheu ihrer Armut, und waren eins in Freud und Leid bei den Ereignissen im Familienleben der Gemeindemitglieder. Die Begüterten ließen ihre Brüder teilnehmen an dem Segen, der ihnen zu teil geworden. Ob freiwillig oder unfreiwillig unterlag keiner besonderen Nachprüfung. Man war im Leben und Sterben durch eine starke Anteilnahme mit einander verbunden. Sie freuten sich mitsammen und trauerten mitsammen, so war es Brauch in Israel! Sie glaubten an einen Gott und beteten zu einem Gott . . . ob nachdenkliche Zweifel schon damals an mancher Seele nagten, und die Einmütigkeit in Glaubenssachen zu erschüttern drohten, wer vermöchte das zu entscheiden? In Glanz und Wohlhabenheit, in Dunkel und Kargheit ver-

schieden, waren sie eins vor Gott. In den kleinen Gemeinden hatten sich diese Gepflogenheiten und darin wurzelnden Anschauungen sehr lange erhalten. Wenn sie heute vielleicht auch schon verschwunden scheinen, atavistisch haben sie sich fortgepflanzt von Generation zu Generation, und wenn der „Schnorrer“ (Bettler) sich noch jetzt zeitweilig als König fühlt, so führt das zurück, in jene fernen Zeiten, wo die Not und Verfolgung, die die Gesamtheit des Volkes erlitt, sie zusammenschweißte und zusammenführte. So erschien es auch nicht beschämend der Empfangende zu sein, und der Almosenspendende mußte es gewissermaßen dankbar empfinden, geben zu können. Niemals durfte er dem Begehrenden und Nehmenden Nichtachtung oder Unwillen zeigen, oder sich gar hochmütig und abweisend ihnen gegenüber verhalten. Die da kamen waren Glaubensbrüder, arme Brüder, die Hilfe heischten und ihren Anteil an dem Besitz der Reichen, von denen das Wort galt: „Wohl ihnen, daß sie geben können“.

Wohl ihnen daß sie geben können! Wie ein Segensspruch war es. Und man kam zu den also Beglückten und von Gott Gesegneten mit dem Anspruch des Selbstverständlichen, mit der Naivität, der Gutgläubigkeit und mit der Zugehörigkeit stammesverwandter Rechte. Der „Orech“ (Gast) war ein freundlich aufgenommener, oft sogar gern gesehener Gast an der Tafel des jüdischen Hauses. Er saß neben dem Hausherrn und wurde mit allen Ehren behandelt, die die Gastfreundschaft gebietet. Und kein „Freitag-zu-Nacht“, kein „Schabbesmittag“, kein Sederabend und kein Fest- und Feiertag verging, ohne daß einer oder mehrere dieser Gäste die Familientafeln erweiterten. Denn zu der großen Familie, die dieser vereinsamte Stamm bildete, von den Andersgläubigen wie ein Fremdkörper ausgeschlossen, wie eine aufgezwungene Enklave im Herzen der übrigen Volkheit lästig empfunden, gehörten sie alle, und ohne die Scham und Scheu der Armut kamen sie zu ihren reichen Brüdern und fühlten sich eins mit ihnen. Ich erinnere mich aus den Tagen meiner Kindheit, wie ich und meine Geschwister ängstlich hinter der Tür des Studierzimmers meines Vaters standen,

der als Rabbiner einer großen Gemeinde, in der Nähe der russisch-polnischen Grenze, von diesen Gästen sehr häufig aufgesucht wurde. Meine Vaterstadt mit den sehr wohlhabenden Mitgliedern ihrer jüdischen Gemeinde, mit dem gütigen, humanen, gutgestellten Rabbi, mit der frommen, einer begüterten Familie, von höchstem „Jiches" entstammenden „Rebbezin" (Rabbinerfrau) war der besonders bevorzugte Zielpunkt dieser „Orchim" (Gäste), die wie die Wanderburschen von Ort zu Ort zogen. Aber doch so ganz anders, wie die von der Landstraße, denn sie hatten ein Zugehörigkeitsrecht zu ihren gut situierten Glaubensgenossen.

Und wie nutzten sie dieses aus.

Wenn mein Vater ihnen, aus der dazu eingerichteten „Maßer"-Kasse, die immer weit über den für sie bestimmten „Zehnt" des Einkommens aufgefüllt wurde, weniger gab, als der Gast erwartete, so war dieser zunächst tief beleidigt. Er sagte etwas von „ka kowed" und was der „Raw" von ihm denke, wegen zwei gute Groschen, sei er nix ä o weit daher gekommen, und meine Schwester flüsterte mir hinter der Tür, wo wir lauschend standen zu: Aha, er is „berauges" (beleidigt), jetzt gehts bald los". Und richtig, auf die ruhige Frage meines Vaters, von wo er denn so weit herkäme, antwortete er patzig: „von Perm—Czenstochau. Is Ihnen das vielleicht nich weit genug, Herr . . . Rabbiner?" In das Wort Rabbiner legte er einen Hohn, womit er seine ganze Verachtung für den Unterschied zwischen Row und Rabbiner ausdrücken wollte. Wenn mein Vater dann beschwichtigend erwiderte: „Warum kommt Ihr soweit herum? Was tut Ihr in Perm, was habt Ihr in Sibirien zu suchen, seid zufrieden wenn man Euch nicht dorthin verschickt?" Da kam es mit überlegenem Spott: „Rebbe tommer verkehrt. Oiser war ich in Perm, denn ä politischer Verbrecher bin ich nix, aber aus Czenstochau komm' ich ä her, nix von der verschwarzten . . . perdohn, perdohn . . . von der schwarzen Mutter Gottes, aber von Joissel Pleitegeier, der hat gemacht zu gesund de siebente Pleite und hat mer beteiligt mit 5 Prozent."

Wir verstanden zwar den Sinn dieser Erklärung nicht, aber meine Schwester, die durch's Schlüsselloch lugte, sagte: „Papa schmunzelt, der Schnorrer muß was Komisches gesagt haben" und dann nahm er aus der Maßerkasse ein größeres Geldstück und gab es dem Mann mit den Worten: „Ich dank' Euch für die Visit' Schlaume Pinchas und seht zu, daß Ihr auch daheim was findet und das Rumziehen aufgeben könnt, Ihr werdet alt und gebrechlich" . . . „Bin ich, Reb Hirschel, bin ich nebbich, schon lang, und Zucker hab' ich zu Buß gesagt auch, und über's Jahr will ich zu gesund mit Gottes Hilf' nach Karlsbad gaihn".

„Nach Karlsbad?" rief mein Vater erstaunt, „das kostet ja eine Masse Geld!" . . .

„Man werd sehn! Und wenn ich auf de Durchreis' vorbei kimm, wer' ich mer derlauben, mich nach des Rebeleben Gesündheit zu erkündigen." . . .

Damit war er gegangen und als er die Tür hinter sich geschlossen hatte, stürzten wir lachend in das Studierzimmer meines Vaters. . . .

„Ihr sollt doch nicht horchen".

„Der Mann war so komisch, Papa", rief ich und meine Schwester fügte hinzu: „Und Mama erlaubt ja doch nicht, daß wir mit diesen Leuten sprechen und zu Tisch kommen sie auch nicht, wie bei Fränkels, wo sie jeden Freitag Abend miteſſen und Witze machen."

Meine Mutter war nämlich neben ihrer großen Frömmigkeit und Güte sehr stolz auf ihre Abstammung, und vornehm in Manieren und Haltung, mochte sie diese „Gäste" nicht an ihrem Tisch sehen, der schon im Stil moderner Kultur, in Sitten und Gebräuchen, geführt wurde. Auch wollte sie uns nicht in Berührung mit ihnen gebracht wissen. Die uns zum „Pletteſſen" zugeteilten Schnorrer wurden daher auf Kosten meines Vaters beim Schammes verpflegt, sodaß wir nur heimlich von diesen merkwürdigen Wandervögeln etwas zu sehen und hören bekamen.

„Ja und sie sprechen doch so drollig . . . sagte ich zustimmend, „und bei Fränkels erzählen sie immer so lustige Geschichten . . .“

Mein Vater sah nachdenklich vor sich hin, dann strich er mir über das Haar und sagte ernst: „Und sind doch so traurige Menschen, mein Kind.“ —

Ich ahnte damals nicht, daß mich einmal die Tragik dieser Schnorrerkomik mit schmerzlichem Mitleid erfüllen würde und anregen tieferen Gründen dieser Erscheinung nachzuspüren, um zu erkennen, wie diese Eigentümlichkeit eines „Communismus auf religiöser Basis“ sich entwickelt und erhalten hat, bis in unsere Zeit, aus der ich die Figur des Mischpocherentners darzustellen versuche. Ehe ich daran gehe, diese Gestalt in weiteren Zügen festzuhalten, möchte ich anekdotisch noch einiges von der Anschauungsweise dieser Wanderjuden erzählen. Manches davon ist bekannt und geht von Mund zu Munde. Als charakteristisch verdient es aber aufgezeichnet zu werden, daß einer dieser Schnorrer, der in regelmäßigen Abständen die Provinz Posen und Schlesien bereiste, um dort Unterstützungen bei seinen Glaubensbrüdern einzuheimsen, seinem künftigen Schwiegersohn, die Provinz Posen als „Nedan“ (Mitgift) zusicherte. Oder, daß ein Schnorrer, der mehrfach für die Aussteuer und Mitgift seiner Tochter gesammelt hatte, einem Geber, der inzwischen erfahren, daß diese Tochter längst gestorben sei und ihm sagte: „Ihre Tochter ist doch gestorben“, zur Antwort gab: „Sennen Sie der Erbe meiner Tochter oder ich?“ Ein anderer, der in einem Hause jahrelang „Plett“ aß, brachte eines Tages einen jungen Mann mit, und erwiderte auf die erstaunte Frage der Hausfrau, wieso er dazu komme, „entschuldigen Sie, Madameleben, das is mein Eidam, un dem hab' ich versprochen die Kost“. . . Und gar einer, der auf seinen zudringlichen Wunsch vom Gemeindevorsteher empfangen zu werden, abschlägig beschieden wurde, rief erregt: „Wie haißt, ich bin doch kein armer Mann, ich wollt' blos ä Paar Hosen“. Diese Anekdoten entstanden, weil sie einerseits typisch sind für die Naivität, mit der die Schnorrer einen Anteil am

Besitze ihrer Glaubensgenossen als berechtigt reklamieren, andererseits als ein Beweis des Selbstgefühls, mit dem jeder, sei es im Ernst oder Spott seine Gleichberechtigung verteidigt, wie im letzten Falle. Aus eigenem Erleben will ich hier noch ein Geschichtchen erzählen, das diesen Gedankengang besonders illustriert, und das sich erst vor ganz kurzer Zeit abspielte. Eine hervorragende Persönlichkeit unserer schlesischen Schwerindustrie hatte auf Veranlassung einiger, mit den Wohlfahrtsangelegenheiten unserer hilfsbedürftigen israelitischen Landsleute betrauten Herren, vor einer langen Reihe von Jahren, einem verarmten „bekoweten“ Gemeindemitglied, ein sehr ansehnliches Stipendium verschafft, das dieser vierteljährlich ausgezahlt erhielt. Ein weiterer Kontakt als die ordnungsgemäße Quittung bestand zwischen Spender und Empfänger nicht, da dieser jenen kaum dem Namen nach kannte. Vor einiger Zeit starb nun der Stipendiat hochbetagt und der Geber empfing von Seiten des Gerichts die Mitteilung, daß der am sounbsovielten, hierorts (Heimat beider Kontrahenten) verstorbene Michael N. N., das von Herrn Fabrikbesitzer H. ihm zugesicherte Stipendium von 400 Mark jährlich, testamentarisch der hiesigen jüdischen Gemeinde vermacht habe, zur Unterstützung verarmter „bekoweter“ Gemeindemitglieder, und daß diese Hinterlassenschaft unter dem Namen Michael N. N.-Stiftung einzutragen sei. . . Es erging nun die Anfrage, ob der Spender des Stipendiums mit dieser testamentarischen Verfügung einverstanden sei? Und er gab seine Zustimmung teils des Kuriosums halber und dann auch, weil er gegen eine solche Stiftung im Prinzip nichts einzuwenden hatte. Welch' tragischer Witz liegt in der Selbstverständlichkeit des Verfügungsrechtes über ein empfangenes Almosen! Welch' merkwürdige Anschauung über Besitz und Besitzrechte! Welch' starkes Selbstbewußtsein und welch' unendliche Komik endlich in der Bestimmung, daß die Stiftung den Namen des Almosenempfängers tragen solle, nicht etwa desjenigen, der Jahrzehntelang die Unterstützung ihm gewährt hatte. Welche Fülle von Tragikomik in diesem halb rührenden,

halb unverschämten Solidaritätsgefühl unserer Leut! In dieser Ideenwelt entwickelte sich auch die Tragikomödie des Lebens von Saul Eisenstädter, des Mischpocherentners, von dem ich erzählen will.

In seinem Elternhause war er neben fünf Brüdern und drei Schwestern aufgewachsen. Hatte die dreiklassige Volksschule durchgemacht, dabei durch den hebräischen Unterricht und die Anfangsstudien des Talmud schon erweiterte Bildungsmöglichkeiten gewonnen. Er lernte leidlich und besonders hatte jedes Blatt bedruckten Papiers für ihn eine ungeheure Anziehungskraft. Von der ersten bis zur letzten Zeile las er es durch, gleichviel welchen Inhalts. Ihm meist unverständlich. Die Druckerschwärze an sich hatte es ihm angetan und wirkte auf ihn wie ein magischer Zauber. Diese Eigentümlichkeit begleitete ihn durch sein ganzes Leben und während seine Brüder sich bereits praktischen Dingen zuwendeten, blieb er mit seiner papierenen Weisheit stets für sich und verharrte dabei in einer Trägheit und einem Stoizismus gegen die weder die schwache Mutter, noch der Vater, der zugleich sein Lehrer war, etwas zu tun vermochten. Saul war scheinbar stets beschäftigt. Er beteiligte sich zwar weder an den Arbeiten noch an den Erholungsstunden und Spielen der Geschwister und der Gemeindejugend, und auf die Frage: wo is Saul? gab es nur eine Antwort: er lest.

So vergingen in der Eintönigkeit des Khillelebens seine Kinderjahre, ohne daß etwas auf den latenten Zustand seiner geistigen Fähigkeiten eingewirkt hätte. Zwei von seinen Brüdern waren jung gestorben, von den andern war der eine in der Lehre, zur kaufmännischen Ausbildung, in Brünn und der jüngste besuchte das Gymnasium in Olmütz, wozu begüterte Gemeindemitglieder ihm verhalfen. Nur Saul, der älteste von ihnen, blieb am heimischen Herd und — las. Ein erkennbarer Nutzen von dieser Neigung machte sich nicht bemerkbar. Dabei war er hoch aufgeschossen, lang und dürr, wie eine Bohnenstange und überragte alle seine Geschwister an Länge und — Absonderlichkeit. Als der

jüngste Bruder, die Mutter war einige Monate vorher auch gestorben, in die Fremde zog, nahm sich die älteste Schwester, ein verständiges, energisches Mädchen ihn einmal vor und sagte: „Nu, und Du Saul? Wirst Du immer hier herumgehn und dem Vater zur Last liegen? Ein Nichtstuer, ein Müßiggänger, es ist wahrhaftig ä Schand! Josef ist bereits Kommis, verdient seine 50 Gulden im Monat und wird mal ein anständiger Kaufmann, wenn er sich etabliert in Holz und Kohle, und Eliefer wird mal ein Rabbiner werden, nur Du gehst hier herum und denkst nicht an Deine Zukunft."

„Wer sagt Dir das?"

„Mir braucht niemand nichts zu sagen, ich seh's, leider Gotts. Ißt dem Vater das Brot und die Kartoffeln weg und die Barches und die Schaletkugel am Schabbes und den Bissen Fleisch an Jontef . . . ein großer, langer, gesunder Mensch, der älteste von Deinen Brüdern und sitzt da, wie ein kleines Jüngel, das sich nicht rücken und rühren kann. Ich verstehe nur nicht, daß es Dir nicht peinlich ist. Schämst Du Dich nicht?"

„Nein", gab er bestimmt zur Antwort, dann sah er sie lange überlegend an und fügte hinzu: „aber ich kann ja gehn . . . ich kann gehen . . . niemand hat mir nichts gesagt bis jetzt . . . ich hab' nich daran gedacht. Du und Regi sind doch auch im Haus" . . .

„Ja bei Mädchen is das was anderes . . . kommt einer und nimmt sie, is sie weg . . . wenn nich bleibt sie da und wird eine alte Jungfer . . . aber der Mann muß hinaus ins feindliche Leben" . . .

„Das hab' ich auch wo gelesen", fiel er interessiert ein.

„Na, siehst Du?"

„Und Du Fannscherl, wirst Du mal wegkommen?"

„Ich hoffe es" . . .

„Sicherlich wird mal einer kommen und Dich nehmen und Regi auch. Du bist so gescheit und Regi is hübsch, aber Kathi is mieß, die nimmt keiner nich . . . was wird mit der geschehen?"

„Denk erst an Dich! Wenn Du mal ein tüchtiger Mensch geworden, kannst Du auch für sie sorgen" . . .

sagte sie mit ungläubigem Lächeln, weil sie an solche Möglichkeiten nicht im Ernst dachte.

Er sah sie lange nachdenklich an. Was in diesem Augenblicke in seiner Seele vorging, ob überhaupt etwas Neues sich darin regte, der Schwester Mahnung befruchtende Keime in diesen sterilen Boden gesenkt, wurde in seinem Gesichtsausdruck nicht kenntlich. Aber am Nachmittag desselben Tages, nach dem Minchagebet, trat er zu seinem Vater und sagte:

„Vater, ich will hinaus ins feindliche Leben?"

Mit dem Eigensinn beschränkter Naturen hielt er an seinem Entschluß fest, und obwohl der Vater zu seinen Töchtern und Verwandten ängstlich und besorgt sagte: „Kann man einen Menschen in die Fremde schicken, der in sein 18. Lebensjahr mit einmal daher kommt und sagt: ich will hinaus ins feindliche Leben? Früher nich, was wird nachher sein?"

Auch mit dem Gemeindevorsteher, der Arzt in dem Oertchen war, beriet er sich und rief: „Herr Doktor, ein so einen Menschen kann man doch nicht unter fremde Leut' geben . . . sie wer'n ihn ausspotten und vor einen Narren nehmen. Ein anderer sagt: ich will zu ä Wollhändler, oder zu ä Spiritushändler, oder in ein Spezereigeschäft oder zu Wäsch' und Röck' un' Hosen. Mein ältester Sohn aber, muß ausgerechnet hinaus ins feindliche Leben."

„Das ist ja nur ein Zitat, eine Redensart, lieber Herr Eisenstädter".

„Da kennen Sie den Saul schlecht, Herr Doktor!"

„Warum nicht gar! Ich werd' Saul schlecht kennen? Hab' ich ihn doch behandelt bei den Masern und beim Scharlach und wie oft bei Hals- oder Leibschmerzen und es ist immer gut gegangen" . . .

„Sie wer'n verzeih'n Herr Doktor, vielleicht nehmen Sie ihn jetzt in Behandlung bei der Narrischkeit vons feindliche Leben" . . .

„Das will ich gern tun, lieber Eisenstädter, aber vorläufig lassen Sie ihn nur ruhig in die Fremde gehen und was rechtes lernen. Es ist die höchste Zeit. Die

jüngeren Brüder sind längst dabei, sich für einen künftigen Lebensberuf vorzubereiten, nur Saul hockt hier beim alternden Vater hinter dem Ofen und liest und gescheiter scheint er davon nicht geworden zu sein. Und wenn sich nun glücklicherweise der Trieb in ihm regt, so halten Sie ihn nur nicht zurück, weil er in etwas romantischer Weise seine Absicht äußert."

„Verzeihen Sie Herr Doktor, man kann schon sagen meschuggener Weise" . . .

„Nennen Sie es wie Sie wollen, lieber Eisenstädter, aber beunruhigen Sie sich nicht weiter, hindern Sie ihn nicht . . . Sie haben wirklich nichts zu befürchten" . . .

Und eines Tages war Saul wirklich hinausgegangen ins feindliche Leben, man hatte ihn bei einem Mehl- und Vorkosthändler in Olmütz untergebracht.

Der lange, wortkarge Mensch erfüllte die ihm aufgetragenen Arbeiten ganz gewissenhaft. Schwer waren sie im Grunde ja nicht, denn sein Chef, der Mehl- und Vorkosthändler Josua Pollak, engros und endetail, hatte ihn, seines über die Lehrlingszeit bereits hinausgehenden Alters wegen nicht in das Detailgeschäft gesteckt. Zum Dütendrehen und Mehl und Gegräupe abwiegen, die Backpflaumen 'sortieren und Erbsen und Bohnen auf Qualitäten prüfen, schien er ihm nicht geeignet, nachdem ein Versuch, den Reis erster, von dem dritter Qualität zu unterscheiden, kläglich mißlungen war. Aber er wußte Bescheid mit Schreiben und Lesen und daß er, als Sohn von Israel Eisenstädter, ein ehrlicher, zuverlässiger Mensch sein würde, stand außer Zweifel. Und so beschäftigte er ihn im Kontor mit kleinen buchhalterischen Arbeiten und in den Remisen mit Uebernahme und Auszählen der eingelieferten Warenposten von den Müllern und Fruchthändlern, mit denen das Haus Pollak in Geschäftsverbindung stand. Er nummerierte die Säcke, buchte die ankommenden und ausgeführten Waren und machte die variierenden Preislisten mit höchster Genauigkeit. Herr Pollak war zufrieden mit ihm und bewilligte ihm schon nach einigen Monaten aus freien Stücken ein kleines Taschengeld. An seinen Schwager, den Gemeinde-

vorsteher Dr. Berger in Leipnik, auf dessen Empfehlung des „sehr achtbaren Lehrers und Vorbeters Eisenstädter" er dessen Sohn Saul ins Geschäft genommen hatte, schrieb er einmal:

Lieber Schwäher!

Mit Eisenstädter macht es sich. Er gibt sich Müh' und wenn er auch vons Geschäft nichts versteht, macht er doch, was man ihn aufträgt ziemlich brauchbar. Ich hab mirs schlimmer gedacht, wie ich damals nicht gewollt hab, wie Du ihn mir mit dem Empfehlungsbrief hergeschickt hast. Aber ich hab nich das Herz gehabt ihn wegzuschicken, wie er da is vor mir gestanden so ä langer, unbetahmter Mensch, ä Sohn von en armen, ordentlichen Jüd und Melamed, und mit einem Brief von mein Schwager, dem Dr. Berger. Nich zu vergessen, Röschen läßt Dich grüßen, es geht ihr unberufen gut und den Kindern auch, und so hab' ich ihm gesagt, ich wills versuchen mit Ihnen, Saul Eisenstädter. Denk Dir, ich hab' nich gekonnt zu ihm „Du" sagen, wie zu die übrigen Lehrlinge und er hat mer groß angesehen und hat gesagt: Ich danke Ihnen, Herr Pollak, ich will mir Müh' geben im feindlichen Leben. Ä komischer Mensch! Lang wie ä Hopfenstang', un nich jung un nich alt. Für ein Lehrling zu alt und für ein Commis noch nichts nich gelernt. Aber ich bedaur' es nich. Ich hab ihn so eine Art Vertrauensstellung gegeben, in den Remisen und im Comtor. Er paßt gut auf. Aus dem kann mal ä guter Einkassierer wern. Er redt nich viel, und hat so was bestimmtes. Gleich am ersten Tag is was sehr komisches mit ihm passiert. Man hat ihm Reis gegeben, drei Sorten, prima und II und III, die sollte er unterscheiden lernen. Nach langer Besichtigung sagt er endlich zu mein ersten Commis: Was Reis is, erkenn ich erst, wenn ich ihn eß, am liebsten mit Zucker und Zimmt. Du kannst Dir das Gelächter vorstellen von de andern. Er aber machte ein ganz ernstes Gesicht

und man sah, daß er sich nicht etwa einen Spaß erlauben wollte. Was ä Neuling zum ersten Commis sich nicht erdreisten dürfte, und darauf sagte ich, wir wollen den Eisenstädter doch lieber ins Comtor beschäftigen und auf den Remisen. Jetzt is er seit $3\frac{1}{2}$ Monat bei mir und zu seire Neujahr — nich Rausch haschono — wer ich ihm ein Taschengeld monatlich geben. Das kannst Du seinem Vater sagen. Entschuldige den langen Brief, aber Du wolltest doch Auskunft über dein Schützling. Nach den Jomtauwim fahr ich nach Wien und dann nach Ungarn zu de Märkte und Abschlüsse machen, nach der letzten Ernte. Kukurutz is sehr gestiegen. Grüß Deine liebe Frau und Adolf und Samy. Is Felscherl noch bei der Amme? Dein treuer Schwager

Josua Pollak.

* * *

Der Lehrer und Vorbeter Israel Eisenstädter war sehr glücklich als Dr. Berger ihn zu sich beschieden hatte und ihm den Saul angehenden Teil des Briefes vorlas.

„Wirklich, ä Wunder, Herr Dr., ä Wunder. Ich hab nich gedacht, daß der narrische Mensch sich wird wo reinfinden. Sie haben keine Ahnung, was er für Zugges gemacht hat im Haus. Die andern Kinder zusammen haben nich ä so viel zu schaffen gemacht wie er, und meine Frau, gottseligen Andenkens, hat manche Träne vergossen wegen ihm. Nich, daß er gemacht hätt dumme oder, Gott verhüt', gar böse Streich, ganz in kontrair, er hat garnichts gemacht. Wenig gered't, genug geachelt und immer gelesen, was er in die Hand bekommen hat. Schillerns Gedichte und die Bücher aus der Schule 100 mal und jedes Stückel Zeitungspapier, wo was eingewickelt war, mit de Getreidepreise und die Fürstlichkeiten und den Kaiser und die Anzeigen von die geborenen Kinder und die gestorbenen Leut und was man verkaufen

möcht und kaufen kann. Und wo einer ein Buch hatte, Saul wußte es sich auszuborgen, und wenn er es schon fünfmal gelesen hatte, fing er noch ä sechstes Mal an."

„Dabei mußte er aber doch manches profitieren und vor allem sein Gedächtnis mußte sich dabei gut entwickeln," sagte der Dr. nachdenklich.

„Es is nich viel dabei rausgekommen, Herr Vorsteher. Wenigstens nichts gemerkt haben wir davon. Wenn sein Bruder oder Schwester ihn fragten, was hast Du da gelesen, Saul, antwortete er sehr überheblich, das verstehst Du nicht. Ob er selber aber was verstanden hat, wußten wir oßer. . . Nur manchmal sagte er was ganz Närrisches, manchmal sogar in Verse, und wenn seine Geschwister lachten, wurde er bös und ging tagelang rum, ohne den Mund aufzutun, außer zum Essen. . . Wissen Sie Herr Dr., ich hab' mir schon öfters gedacht, das Lernen taugt nicht für jeden und ich bin doch selber ein Lehrer. Wenn er nicht gelernt hätt', Schreiben und Lesen, hätt er nich gekonnt immerfort lesen. . ."

„Aber lieber Eisenstädter, was reden Sie daher? Und hätte nicht gekonnt im Comtor bei Josua Pollak aufschreiben und einschreiben und rechnen und mal ein Mensch werden, der sein Stückchen Brot verdienen wird, vielleicht mehr. . ."

„Will's Gott, Herr Dr.! Was ich tun kann, ihn in der Fremd' zu erhalten, tu' ich gern, aber wie? Bei sechs Kinder, leben soll'n se und gesund sein, und mein Einkommen, is es schwer! Mein zweiter Sohn, Josef, verdient sich, Gott sei gelobt, schon was er braucht und gibt noch etwas ab für Elieser, den jüngsten, was studiert in Olmütz und wohnt bei meiner Schwester und hat Schulgeld frei und gute „Plett" bei feine Leute. Für die beiden hab' ich ausgesorgt. Josef will schon aufs Jahr nach Wien. Er is ein anständiger, guter Mensch und wird mit Gottes Hilfe weiterkommen, und der andere möcht gern studieren und Rabbiner werden."

„Na also, sehen Sie, es macht sich schon alles, lieber Eisenstädter, nur nicht den Mut verlieren. . ."

„Verzeihen Sie, Herr Vorsteher, daß ich Ihnen so viel erzähle, aber damals, wie ich bin so krank gelegen, haben Sie zu mir gesagt: und wenn Sie mal was auf dem Herzen haben und etwas brauchen, lieber Eisenstädter, so kommen Sie nur zu mir ganz offen und ungeniert. . . Das war mir wie eine Stimme von oben, wie Gott's Wort in mein Ohr, wie ich so elend und schwach bin dagelegen und hat mir geholfen, so gut wie die Medizinen, was Sie mir haben aufgeschrieben und is mir beigestanden, wie ich bin wieder zu Kräften gekommen. Und wenn ich was hab' auf dem Herzen gehabt, bin ich gekommen zu Ihnen, Herr Dr., und wenn ich was hab' gebraucht ebenso, und jetzt, Herr Dr., ich brauch' wieder was . . ., ein guten Rat und Ihre Hilfe. . ."

„Nur raus mit der Sprach'!" rief gütig lächelnd der Dr.

„Ja, also, es is mir etwadde (wirklich) penibel, es zu sagen. . ."

„Na, was denn? Eisenstädter, Ihr wollt Euch doch nicht gar wieder verheiraten?"

„Ich? Gott soll mich bewahren! Was denken sich der Herr Dr. von mir? —

„Nichts Schlimmes. Das ist doch allgemein Brauch unter uns Juden, daß ein Witwer wieder heiratet, so bald als möglich, um ein Weib zu haben und eine Frau für die Wirtschaft und die Kinder, die er hat und die er haben möchte . . .", antwortete er mit jovialem Ton. Er kannte die Gepflogenheiten seiner in kleinsten Verhältnissen lebenden Glaubensbrüder in Bezug auf die Ehe als Arzt besonders genau, und daß es kaum eine Altersgrenze gab für die Wiederverheiratung eines verwitweten Mannes. Keine Altersgrenze und keine wirtschaftliche! . . . Nichts besitzen als ein Häuflein Kinder, wenig verdienen . . ., aber ohne Frau sich behelfen, das war unmöglich. In jeder Hinsicht . . ., physisch und moralisch! Was macht so ein alter Jüd ohne Weib? Er hatte viel darüber nachgedacht und war zu dem Schluß gelangt, daß in dem Sittengesetz der Israeliten diese Erscheinung begründet war, und nach-

sichtig und mitleidig sah er solche Eheschließungen entstehen und billigte sie in den meisten Fällen. Ob nun einer allein oder zwei gemeinsam die Last des Lebens trugen? Mann und Weib zusammengegeben durch das Wort Gottes und in seiner tiefsten Heiligkeit und Zweckdienlichkeit es erfüllend, ohne es zu erfassen, mehr dem Instinkt, wie der Vernunft gehorchend. Was sollte so ein gealteter Mann allein anfangen, ohne weibliche Fürsorge? Wer sollte sich um ihn, um seine Kinder, um sein Haus bekümmern, und Sorge tragen, daß diese Armseligkeit einen Schein von Heimat, Zusammengehörigkeit, religiösen Friedens, von Sitte und Erfüllung ritualer Gebräuche erhielt? Es hätte ihn daher garnicht in Erstaunen gesetzt, wenn der Lehrer ihn zum Vertrauten eines Heiratsplanes gemacht hätte. Auch seine Kinder hätten dies gelassen und als selbstverständlich hingenommen, und der zweiten Mutter die Achtung und Liebe entgegengebracht, die der Frau ihres Vaters zukommt, die mit ihm das Ehebett teilt und Sorge und Not. Und Eisenstädter war seit vier Jahren Witwer, das fiel ihm eben ein und er war eigentlich erstaunt, als dieser statt von seiner Wiederverheiratung zu sprechen, schüchtern und verlegen sagte:

„Ein Witwer will heiraten, das stimmt Herr Dr., aber ich nicht, blos einer, der meine Tochter Fannscherl nehmen möcht. . .“

„Der hat jedenfalls einen guten Geschmack, denn Fannscherl ist ein liebes und kluges Mädchen. Wo hat er sie denn gesehen?“

„Er kennt se noch garnicht, aber ein Onkel von meiner verstorbenen Frau redt ihm den Schiddech (die Partie) und er is nicht abgeneigt. . .“

„Und sie?“

„Sie?“ fragte er verwundert, daß sie überhaupt in Frage käme, „sie? Er ist eine gute Partie!“

Es war damals nicht Brauch, daß man die Töchter um ihre Meinung fragte, bei ihrer Verheiratung. Nur die Versorgung kam in Betracht, die Möglichkeit, sie in achtbare, geordnete Verhältnisse zu bringen war das

Entscheidende. Ob der künftige Ehemann alt oder jung, häßlich oder ansehnlich, kräftig oder schwächlich war, war gleichgültig, die Hauptsache war die „Parnoße“ (Auskommen). Auch das war Dr. Berger bekannt, der aus langjähriger Erfahrung die Daseinsbedingungen dieser Armseligen und Beladenen in der kleinen Gemeinde studierte und oft seufzend und mitleidsvoll einsehen mußte, daß daran nichts zu ändern war. Wie hätte er ihnen etwas klar machen können von den modernen, wissenschaftlichen Ideen der Auslese und Zuchtwahl, von Vererbung und Verbesserung der Rasse? Diesen Armen, die nur einen Gedanken haben, das Stück tägliches Brot zu verdienen, auf die kümmerlichste Art, in Angst und Sorge, die nur eine Freude haben, die Erfüllung ihrer religiösen Pflichten und die damit verbundene Feier der Sabbat- und Festtage, eine Hoffnung endlich: die Hilfsbereitschaft ihrer besser situierten Glaubensbrüder! Was sollte so ein armer Melamed mit sechs Kindern eigentlich anfangen? Mit den Söhnen ging es ja noch, die würden sich schon durch das Leben schlagen, aber die drei unversorgten Töchter? Die „alte Mad“ galt fast wie eine Schande in diesen Kreisen. War es daher nicht als ein Glück anzusehen, daß einer kam, der sie nehmen wollte? Im Fluge zogen diese Erwägungen durch des Arztes Geist und dann sagte er langsam: —

„Wie alt ist Fannscherl eigentlich?“

„Fannscherl wird zu gesund, vierundzwanzig . . ., ä alte Mad, beinahe Herr Dr., aber man merkt's ihr nicht an. Seit dem Tod meiner gottseligen Frau hat sie gesorgt für mich und die Geschwister, was noch waren zu Hause wie eine Mutter. Sie ist gewohnt mit Kindern, sie war die Aelteste von alle meine Kinder, dann kamen die beiden Buben, was sind jung gestorben, dann erst Saul, was jetzt geht ins 18., und dann die andern. . . Daß Saul sich endlich hat in die Lehr' begeben, hat sie auch zustande gebracht. Sie hat ihm einmal gut zugered't und wie ein Row gedarschnet: Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben, hat Schiller gesagt, und wie er hat gehört Schiller und ä Vers, is es bei

ihm hängen geblieben und er is gekommen, er will äweg. Aber nich wie ein anderer hat er gesprochen, nur: ich will hinaus ins feindliche Leben . . ., un so is er nach Olmütz gegangen zu Herrn Pollak. . ."

„Und wie sie sehen, bekommt ihm das feindliche Leben dort ganz gut, und von Neujahr wird er schon was verdienen. Jetzt aber, lieber Eisenstädter, bleiben wir bei Fannscherl, ich habe nämlich Eile, ich muß noch einige Visiten machen. . .„

„Wer is krank, Herr Dr.?"

Der Arzt unterdrückte ein Lächeln. Fragen . . ., fragen! dachte er. Fragen müssen sie immer in den wichtigsten und drängendsten Momenten ihres Lebens. Ist es Neugier, ist es Teilnahme? Sie wollen alles wissen und wissen so wenig. Nichts von dem, was über ihren ganz beschränkten Horizont hinausreicht. Dazu gehören eben die Vorkommnisse in der Khille. Wer krank ist, wer geboren wird und wer stirbt, wer Leid hat und wer Freud'? Das ist der ewige Kreislauf ihres Denkens. . . Wer is krank, Herr Dr.? fragt er mitten in diese für ihn bedeutsame Unterredung hinein, und das ist typisch für die ganze Judenschaft. Warum sollte er ihm die Antwort verweigern und mit gewohnter Nachsicht sagte er:

„Herr Meier Rechnitz. . ."

„Was fehlt ihm?"

„Er hat sich den Fuß verstaucht. . ."

„Das is doch nich ä so gefährlich, Herr Dr.! Und die andere Visit?"

„Die ist wirklich dringender . . .", lachte er, „Frau Pollitzer hat heute früh Zwillinge geboren. . ."

„Masseltow", rief der Lehrer ganz entzückt.

„Ja, und es geht ihr ganz gut und die Kinder sind ganz kräftig und werden am Leben bleiben", beugte er weiteren Fragen vor. „Aber jetzt muß ich hin und nur noch schnell, wie heißt der Witwer?"

„Selig Weiß . . ."

„Und wie viel Kinder hat er?"

„Vier, und eine Propination in Saybusch und soll ganz schön verdienen. . ."

„Und wie alt ist er?"

„Das weiß ich nicht . . ., das hat der Onkel von meiner verstorbenen Frau nicht geschrieben."

„Also suchen Sie das zu erfahren und was er sonst für Bedingungen stellt. . ."

„A Redan, verlangt er nich, nur ä gute Aussteuer glaub' ich."

„Wenn Sie alles genau wissen, kommen Sie her und wir wollen weiter über die Sache sprechen. Adieu, Herr Eisenstädter. . ."

„Adieu, Herr Dr. . ., ich geh' schon, ich will nich länger stören", er wandte sich zur Tür und bereits die Klinke in der Hand fragte er noch: „Weiter is doch niemand krank Herr Dr., weil Sie von mehreren Visiten redeten? . . ."

* * *

Saul und sein Bruder Elieser, der jüngste der Geschwister, verbrachten den Sabbat Nachmittag immer zusammen. Wenn Elieser aus dem Gymnasium kam und seinen Schabbes-Tisch bei dem reichen Pelzhändler, Herrn Samuel Bergstein hinter sich hatte, trafen sie sich bei der Tante Chaje, die ihn zum Wohnen bei sich aufgenommen hatte, gegen ein kleines Entgelt von ihrem Bruder. Sie war selbst eine arme Frau und lebte von Unterstützungen der Gemeindemitglieder. Wenn sie auch früher hie und da den Versuch gemacht etwas zu verdienen, als Pflegerin und bei Kindbetterinnen, so mußte sie diesen immerhin ganz annehmbaren und achtbaren Verdienst aufgeben, seit sie den „Rewmatismus" in den Händen hatte, was sie zu derartigen Dienstleistungen ungeeignet machte. Seitdem lebte sie von den Gaben von Verwandten, die selbst nicht viel hatten, und jenen monatlichen Beiträgen, die diese armen Frauen, „Roschchaudesch-

jidenes" genannt, allmonatlich erhielten. Die vier Gulden, die sie für ihres Neffen Quartier und Morgenkaffee bekam, waren daher ein sehr erwünschter Zuschuß für sie, und sie behandelte „das Jüngel", wie sie ihn nannte, mit großer Zärtlichkeit. Meist gab sie ihm noch etwas von ihrer „Jausen" (Vesperbrot) ab, und Abends verzehrten sie gemeinschaftlich das Nachtmahl, das für beide wieder nur aus Kaffee und Semmel bestand. Aber Schabbesnachmittag, wenn Saul die Tante und seinen Bruder besuchte, da entfaltete sie ihre ganze Gastfreundschaft. Da war sie nicht mehr die Reschchaudeschjidene, sondern die „Balboßte" die sie gewesen so lange ihr Mann noch nicht verarmt war, was in langer Krankheit, einige Jahre vor seinem Tode eintrat. In dieser Zeit hatten sie alles aufgezehrt, was sie besaßen, erwerben konnte er nichts mehr, und als nichts mehr da war und das Mitleid seiner Glaubensgenossen sich für ihn zu regen begann, starb er. „Es ist gut so", hatte sie damals resigniert gesagt, „nich derleben sollt' ers, von andere Leut eppes zu nehmen" . . . sie selbst aber nahm diese traurigste Abhängigkeit auf sich, mit der Geduld und Demut des „jüdischen Weibes" aus jenen Tagen. Als ein Schicksal, das sie gottergeben trug. Nicht einmal den Humor aus früheren besseren Zeiten hatte sie verloren, und wenn sie ihren beiden Neffen Schabbes Nachmittag den gewärmten Kaffee vorsetzte, mit einem Stück Butterbarches oder gar einem Stückchen „Gugelhupf" (Napfkuchen), kam sie sich so wichtig und beglückt vor, daß sie gar nicht mehr daran dachte, daß sie einmal eine wirkliche „Balboßte" gewesen war. Dann schenkte sie den Kaffee ein, in zwei Tassen mit breiten goldenen Rändern, zwei Erbstücke von ihren Großeltern, die sie mit aller Zähigkeit aus dem Zusammenbruch ihres Hauses gerettet hatte, und sagte regelmäßig zu ihrem Neffen: „Saulleben, aus der Taff' hat der Kaiser Josef getrunken".

Und er erwiderte ebenso regelmäßig: „Was war der Mann von der Kaiserin Maria Teresia."

Nach diesen historischen Reminiszenzen unterhielten die Drei sich von Familienneuigkeiten. Was die Brüder von

zu Haus hörten, aus der heimatlichen Khille, und von Josua Pollack, und ihrem Bruder Josef, der demnächst nach Wien reisen würde, wo er ein Kohlengeschäft übernehmen sollte. Und Saul sagte dann überzeugend: „Ja da is nichts zu machen, der Mann muß hinaus ins feindliche Leben".

Dieser Ausspruch wurde das Paradigma seines Daseins. Allerdings mit der Einschränkung, daß dieses „feindliche Leben" in Josua Pollaks Mehl- und Getreidehandlung en gros und en detail seinen ganz friedlichen und kampflosen Anfang nahm, in seinem weiteren Verlauf von allen außergewöhnlichen Ereignissen verschont blieb, und über Wien hinweg, in dem heimatlichen Leipnik einlief, einen Hafen wahrster Ruhe und einer Monotonie, wie sie nur einem Mischpoche-Rentner zuteil wird, der sie als den ihm gebührenden Anteil vom Lebenswerk anderer beansprucht und entgegennimmt.

* *
*

Der Propinationspächter Selig Weiß aus Saybusch hatte sich wirklich für Fanny, genannt „Fanscherl" Eisenstädter erklärt, nachdem er bei der „Beschau" alle Zusicherungen ihres Onkels Jonas Beer, des Bruders ihrer verstorbenen Mutter, der ihm den „Schiddech" redete, — die Partie empfahl — als durchaus bewahrheitet erkannte. Fanny war ein hübsches, kräftiges Mädchen, mit hellem Kopf und gutem Herzen und würde fürs Geschäft und seine vier verwaisten Kinder sich gewiß ganz gut eignen. Auch ihr Alter paßte ihm. Mit 24 würde sie den Kindern, die im Alter von 2—9 Jahren standen, schon als Mutter Respekt einflößen, und für ihn, der im 36. Lebensjahr stand, war das hübsche, kräftige Mädchen sicherlich eine geeignete Gefährtin in jeder Hinsicht. Das hatte er, als er sie mit seinen leicht zwinkernden, etwas geröteten Augen von oben bis unten musterte, sogleich erkannt. Selig Weiß war kein schöner Mann. Von robuster, breitschultriger Gestalt, dem schwerfälligen Gang

und den roten übergroßen Händen, mochte er dem Ideal eines jungen Mädchens wohl wenig entsprechen und in ihren Träumen von Liebesglück mochte ein Bräutigam wohl anders ausgesehen haben. Aber Fannscherl hatte als armes Judenmädel kaum Ideale und Träume in dieser Richtung. Selig Weiß war ein tüchtiger „Verdiener" und die gute Versorgung war das Ziel, dem Ideale und Träume zustrebten. Nicht als ein Unrecht sei dies bezeichnet, nur als Tatsache festgestellt. Unter die Haube zu kommen, eines achtbaren Mannes Weib zu werden, galt als das Erstrebenswerteste, gleichviel wie die äußere Erscheinung des zukünftigen Eheherrn sich präsentierte. Erst in der Ehe, die in Hausfrauenwürde und Mutterschaft ihre Glücksbedingungen fand, fingen die Ideale und Träume an, und woben ihre Wünsche und Hoffnungen um diesen Brennpunkt jüdischen Frauenlebens. Auch Fanny sagte sich, daß Selig Weiß der Mann sei, diese Wünsche und Hoffnungen zu erfüllen und so wurde in vollster Uebereinstimmung die Verlobung gefeiert und die Hochzeit auf 8 Tage nach „Schewuos" — Pfingsten — festgesetzt. Das war für den Bräutigam die bequemste Zeit, von der er einem Brautstand nicht zu viel widmen konnte. Er war mit der Spirituosenbrennerei und seinem Ausschank viel zu sehr beschäftigt, noch dazu jetzt wo die helfende Hand der Frau seinem Haushalt fehlte. Es war also notwendig, die Hochzeit zu beschleunigen und mehr als sechs Wochen wollte er zwischen Verlobung und Hochzeit nicht gewähren. Das flüsterte er mit noch einer besonderen Begründung Fannscherl ins Ohr, nachdem die Tnojim — Verlobungsakt — geschrieben waren. Diese wurde über und über rot, was von den anwesenden weiblichen Verwandten kichernd beobachtet wurde. Alle aber waren sehr glücklich. Der Vater und der Onkel Jonas und die Tante Chaje, und die Brüder, die zur Verlobung gekommen waren, wozu Josef das Geld ihnen „spendiert" hatte. Die beiden noch im Hause lebenden Schwestern, Gönner und Freunde aus der Khille vervollständigten die Gesellschaft. Es war wirklich ein sehr festlicher Tag. Kuchen und „Brontwen" (Schnäpse), die

Weiß aus seinem Ausschank mitgebracht hatte, waren in Hülle und Fülle vorhanden, und er zeigte sich in jeder Weise als Kavalier und schenkte Faunscherl eine goldene Uhr mit langer dicker Kette, dazu einen Granatschmuck, aus Ohrringen, Brosche und Armband bestehend, und ein sehr schönes Gehänge aus blaßroten Korallen. Ganz gediegen und durchaus echt. Wäre die Verlobung nicht zu Stande gekommen, so hätte er Alles, mitsamt seinen „Brontwen“ wieder nach Saybusch mit zurückgenommen. Glücklicherweise war das nicht nötig, aber auch sonst zeigte er sich als generöser Freier. Auf die Mitgift verzichtete er, und begnügte sich mit einer guten Aussteuer, wobei er zu Tante Chaje, die diesen Teil der Angelegenheit mit ihm besprach, ausdrücklich bemerkte, von Tisch- und Bettwäsch' brauche man nicht viel anzuschaffen, weil davon von seiner ersten Frau noch genug vorhanden sei. Nur die Leibwäsch soll gut sein und gediegen, am liebsten Alles aus „Rumburger Leinen“ und auf hübsche Kleider lege er besonderen Wert Jedenfalls aber eine atlassene Mantille und ein schwarzer Sammetmantel, denn seine Frau hat in „Schul“ in der zweiten Reih, am Eck ihren Platz, bald hinter der Rebbezin und mit Dr. Friedmann, dem Rabbiner, sei er auch gut bekannt. Sie werden auch Visiten machen müssen. Ein feines seidenes Kleid muß sie also auch haben, und andere Kleider, wie sich für seine Frau schickt, eine unberufen wohlhabende „Balboßte“. Und Handschuhe und Hut und was so dazu gehört. Ja, Selig Weiß war ein Kenner. Tante Chaje strahlte, als sie das hörte, und dachte mit einem stillen, aber neidlosen Seufzer an die Zeit, wo sie diese Dinge ebenfalls besessen hatte. Und sagte Alles zu, was er wünschte, ohne nur einen Augenblick darüber nachzudenken, wie ihr Bruder es beschaffen sollte. Und am Schlusse dieser bedeutungsvollen Verhandlung sprach sie feierlich: „Und wenn Ihr mal nach Olmütz kommt, Herr Weiß, dann bitt' ich um die Ehr' mich zu besuchen, und ich wer wissen, was das für ein „Kowed“ (Ehre) is, daß der Mann meiner Brudertochter zu mir kommt, und wer mir erlauben, ihm den Kaffee zu kredenzen in einer Tasse, aus der der Kaiser Josef getrunken hat.“

Herr Weiß schmunzelte sehr geschmeichelt und sagte seinen Besuch, falls er mal nach Olmütz käme, ganz bestimmt zu.

* * *

Die „Chassene" von Fannscherl Eisenstädter mit Herrn Selig Weiß war ein Ereignis für die ganze „Khille". Der brave, bescheidene Lehrer erfreute sich allgemeiner Beliebtheit und jedermann gönnte ihm das Glück, seine Tochter so gut „onzubringen", was „Blümche Freundlich", die von Haus zu Haus mit den Neuigkeiten und dem Klatsch wandernde Allerweltsmuhme der Gemeinde, als eine besondere „Sechije" (Gunst) anpries.

Denn, warum?

Erstens war Eisenstädter „ä orntlicher Jüd", dann war Fannscherl „ä kluge Mad und hübsch und gesund und er ä starker Mann. . ."

„Wie kommt das zu dem?" fragte eine Nachbarin, bedeutungsvoll lächelnd, „was hat das mit dem „Sechus" zu tun."

„Nu . . .? und . . . ja . . .", lachte Blümchen Freundlich, „das wern mer sehn . . ., in neun Monat zu gesund."

Der Bräutigam hatte sich den Rabbiner seiner Gemeinde, Dr. Friedmann, zur Trauung mitgebracht. Er konnte sich als wohlhabender Mann das leisten. Die „Chuppe" (Trauung) fand nach altem Brauch im Freien statt. Sauber und mit gelbem Kies bestreut war der kleine Hof hinter dem Wohnhaus des Lehrers. Dort war der Trauhimmel aufgestellt, unter einem Lindenbaum, in dem die Vögel zwitscherten, und flankiert von zwei bereits abgeblühten Akazienbäumen. Das sah sehr freundlich und poetisch aus, und als die Braut nach dem „Bedecken" (Zeremonie vor der Trauung) tief verschleiert und geführt von der Muhme Chaje, die Mutterstelle bei ihr vertrat, unter den rotsammtenen Trauhimmel trat, neben den, von dem Brautvater und einem Onkel geleiteten Bräutigam ging ein hörbarer Zug der Bewunderung

durch die Versammelten. Eingeladene und Zuschauer. In gedrängten Scharen füllten sie den Hof und was in seiner niedrigen Umfassungsmauer nicht Platz fand, schwang sich auf diese, oder stand bis auf die Gasse hinaus. Die drei Brüder der Braut, Saul, Josef und Eliezer, sowie ein Vetter des Bräutigams, hielten die vier „Chuppestangen“ und etwas abseits standen die beiden Schwestern der Braut, die hübsche Regi und die mieße Kathi mit Fräulein Jetty Friedmann, der Tochter des Rabbiners, die dieser auf besondere Einladung mitgebracht hatte, und Fräulein Anna Berger, der ältesten Tochter von Dr. Berger. Die vier jungen Mädchen waren die Brautjungfern, und die beiden vornehmen, fremden Mädchen erregten das besondere Interesse der Hochzeitsgäste. Es war offensichtlich, daß Fannscherl, durch die Anwesenheit von des Gemeindevorstehers Tochter ausgezeichnet werden sollte, ebenso wie Herr Selig Weiß seine geachtete Stellung dadurch betonte, daß des Rabbiners Tochter ihren Vater begleitete. An diesem herrlichen, unvergeßlichen Tage sah Josef Eisenstädter zum ersten Male Fräulein Jetti Friedmann, die er einige Jahre später als seine Frau heimholte. Der Rabbiner hielt eine sehr weihevolle, rührende Ansprache. Er machte die Braut auf die heiligen Pflichten aufmerksam, die sie in diesem Ehebund übernahm. Nicht bloß als Gattin, sondern als die Mutter seiner verwaisten Kinder, die sie in Liebe und Treue an ihr Herz nehmen solle. So werden gleichzeitig zwei köstliche Blüten aus ihrem Brautkranz erblühen, die Liebe zu ihrem Ehegemahl und die pflichtgetreue Zärtlichkeit für seine Kinder, die fortan auch die ihren würden. Lautes Schluchzen der weiblichen Gäste begleitete seine Rede, und auch die Männer schauten ernst und gerührt darein. Nachdem er auch zum Bräutigam mahnende Worte gesprochen und ihn darauf hinwies, daß er in wahrer Fürsorge, in Güte und echter „Jüdischkeit“ seiner Frau zur Seite stehen möge, und ihr die schwere Aufgabe erleichtern müsse, die sie übernommen, schloß er mit dem üblichen Segensspruch seine eindrucksvolle Rede. Es folgte

die vorschriftsmäßige Verlesung des Trauungsaktes und mit lauter Stimme wiederholte Selig Weiß die Formel, die der Rabbiner ihm vorsprach: Hare ad mekudesches li, dabei steckte er ihr den breiten Goldreif an den Finger und Fannscherl Eisenstädter war die Gattin des Propinationspächters Selig Weiß. Alles weinte. Plötzlich wurde ein helles Klirren hörbar. Der Bräutigam hatte mit kräftigem Tritt seines dazu besonders geeigneten Fußes das Glas zertreten, das symbolisch vor ihm hingelegt worden war und „Masseltow" scholl es von aller Lippen. Glück auf! Man umarmte und beglückwünschte sich allseitig und Saul Eisenstädter flüsterte seinem Bruder Josef zu: „Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben."

„Wie kommt das zu dem?" antwortete dieser verwundert und sah sinnend Fräulein Jetti Friedmann an, die unter seinem haftenden Blick leicht errötete.

Nun ging es zum Hochzeitsmahl. Sehr festlich war die Wohnung des Lehrers ausgeschmückt. Die Freundinnen Fannscherls und mit ihnen die ganze Gemeindejugend hatten sich vereinigt, dabei mitzuwirken. Das bunte Geblüh' der ländlichen Gärten plünderten sie, brachten aus den benachbarten Waldungen Laub- und Strauchwerk herbei und dekorierten damit die sonst so kahlen Wände der völlig ausgeräumten Schulstube, in der sonst dicht zusammengedrängt Buben und Mädel saßen, um in die Geheimnisse der hebräischen Schriftzeichen (des Aleph Beth) und der Ivre — hebräisches Lesen — eingeweiht zu werden. Heute ging es dort ganz anders zu, lustiger und festlicher. Wie statiös sah die lange Tafel aus, mit weißem Linnen gedeckt, auf der große Blumensträuße prangten, dazwischen das silberne Eßbesteck, das man aus den wohlhabenden Häusern der Gemeinde geliehen hatte: Löffel, Messer und Gabeln, von denen die schweren Löffel von Dr. Berger wirklich „ganz echt" sein sollten, „nicht blos versilbert", wie Blümchen Freundlich, geschäftig versicherte. In der Mitte der Tafel waren zwei Sessel mit Gewinden aus Laub, rotem Mohn und Federnelken, wie sie am Wegsaum der Getreidefelder üppig blühen, geschmückt. Sie waren für das Brautpaar bestimmt. Neben dem Bräutigam

saß der Rabbiner Dr. Friedmann und an seiner Seite der Gemeindevorsteher Dr. Berger. Der Brautvater hatte neben seiner Tochter Platz genommen, und dann folgten einige besonders angesehene Gemeindemitglieder aus dem Vorstand und dem Repräsentantenkollegium, die als offizielle Vertreter der „Khille" zu der Hochzeitsfeier delegiert waren, und dem Vater vorher das sehr ansehnliche Geschenk von 100 Gulden als Hochzeitsgabe überreicht hatten. Die übrige Gesellschaft, aus den nähern und entfernten Verwandten der Brautleute und einigen Freunden bestehend, gruppierte sich zwanglos um die Tafel. Jeder der Gäste hatte aber vorher ein Hochzeitsgeschenk (Droschegeschenk) abgeliefert, das auf einem in der Ecke stehenden Tisch niedergelegt wurde, um später, im Verlaufe der Mahlzeit, mit Namennennung der Spender verkündet zu werden. Dieses Amt fiel gewöhnlich dem „Vorbeter" zu. Da aber Israel Eisenstädter, als Hochzeitsvater, nicht als Ausrufer funktionieren konnte, so hatte man Jossel Schulklopfer damit betraut. Er hatte von amtswegen ein gutes Organ, an dessen Wohllaut man gewohnt war, wenn er die Männer zum Morgengebet weckte. Er fühlte sich in der ihm bei der heutigen Hochzeit zuerteilten Würde sehr gehoben, und es klang drollig, wie er mit feierlicher und gewichtiger Stimme ankündigte: „Zwei Poor silberne Gabeln un Messer von Herrn Rafael Pulvermacher . . . ä versilberter Teeseier von Herrn Gedalje Reisner . . . ä Pfomenbüchse (Gewürzbüchse) aus Silber von Herrn Meier Lewysohn . . . sechs silberne Löffel und ä Suppenkelle von Herrn . . .", er verneigte sich gegen Dr. Berger, ehe er mit ganz besonderer Betonung weiter sprach: „Sehr schwere, echt silberne Löffel und die Kell' auch aus Silber, un ganz massiv, von Herrn Gemeindevorsteher Dr. Berger . . .", so gingen die Ankündigungen der Geschenke weiter, durch Silber, Glas, Porzellan und allerhand nützlichen und überflüssigen Dingen für den künftigen Haushalt. Aber schön war's doch und unterhaltend, und die jungen Leute, die sich aus dem Nebenzimmer, wo für sie gedeckt war, in den Festraum drängten, begleiteten jeden Ausruf mit Hände-

klatschen und sonstigen Zustimmungsäußerungen und die Stimmung wuchs zu einer Lustigkeit, wie sie bei diesen, sonst so bedrückten, eingeschüchterten Menschen, sich höchstens noch am „Purim“ äußerte. Es kam dazu, daß der Weinhändler Rother dreißig Flaschen Rotwein und eben so viel weißen „spendiert“ hatte. Und wenn der Stoff auch etwas säuerlich war, der Gesellschaft mundete er sehr gut, und Herr Lesser Schäfer sagte zu seinem Nachbar: „Sauer macht lustig und der Row, der nicht lustig sein darf, hat ein Extrabouteillchen bekommen.“ Das stimmte. Für den Rabbiner und den Gemeindevorsteher hatte der Bräutigam einige Flaschen feinen, herben Oberungarwein mitgebracht. Das fanden nun alle ganz selbstverständlich und es störte die Gemütlichkeit nicht. Um so weniger, als das Essen sonst sehr gut war. „Großartig“, sagte die Tante Chaje aus Olmütz, „ä richtiges Chasseneessen, der Kaiser könnt' davon acheln. . .“ Die Tante hatte recht, und wenn jemand, so war sie, aus deren Tassen ein Kaiser einst Kaffee getrunken hatte, dafür kompetent. Die Barches, die Karpfen mit polnischer Sauce, der Schmorbraten mit „saure Gurken und junge Erdäpfel“ waren delikat, und nun gar der . . . der Fladen! Dieses Idealgebäck, aus mürbem Teig, Aepfel, Powidel (Pflaumenmus), Mohn, Rosinen, Mandeln, ja sogar Zitronat, schichtweise angerichtet und in Fett gebacken, war wert, an einer Hoftafel verspeist zu werden. Darin stimmten alle Anwesenden mit Tante Chaje überein. Vergnügt flog die Unterhaltung hin und her. Der Lehrer Eisenstädter schaute glücklich auf das Gewühl. Sein Kind würde gut versorgt sein am eignen Herd! Die Verwandten beiderseits schienen zufrieden . . . man kicherte, was bei den Juden an Stelle des herzhaften, befreienden Lachens sich größtenteils bis in die heutige Zeit erhalten hat, man plauderte, machte Witzchen über das junge Ehepaar und kicherte wieder.

„Ja, diese Witzchen!“ sagte Dr. Berger mit ernster Miene zum Rabbiner. „Diese Abschlagszahlung auf den Humor, der den Juden leider so ganz fehlt... Mauschelchen und Witze! Scheidemünze! Und noch darunter, wie viel falsches!“

„Wo sollen sie nur das Gold hernehmen?“ fragte der Rabbiner in mitleidigem Tone, „in dem Druck, der Engnis und Versorgtheit unserer Daseinsbedingungen findet sich kein Edelmetall. Das Lachen, das gesunde, kräftige und kräftigende, das als die Heilgymnastik der Seele gilt, mußte ein Volk verlernen, das seit Jahrhunderten immer nur unter dem niederdrückenden Pst! Pst! lebt. Lachen schallt laut und ist eindringlich und da hieß es: nur immer hübsch sachte und still! So wurde aus dem Lachen das Kichern, aus dem Humor das Witzeln!“

Der Arzt sah den Rabbiner nachsinnend an.

„Das hat etwas für sich, Herr Doktor! Aber mich hat es immer verdrossen, wenn ich diese heimlichtuende Fröhlichkeit sah. Dieses Flüstern und Kichern und ich beneidete schon in den Hörsälen der Universität das derbe, laute Draufgängertum der Kommilitonen. Das dröhnende Lachen, das elementare Anfassen der Dinge. Nicht drum rum, wie wir, sondern fest drauf los!“

„Sie, Herr Doktor?“ rief der Rabbiner erstaunt.

„Sie beurteilen die Situation ganz richtig, Herr Rabbiner, wenn Sie verwundert sind, einen jüdischen Arzt in einer kleinen Landgemeinde, bei so merkwürdigen Betrachtungen zu überraschen. . . . Aber gerade weil ich unsere Glaubensbrüder liebe, weil ich Anteil nehme an der Mühseligkeit ihres Lebens, regt sich manchmal Wunsch und Frage in mir, warum sie so gar nicht über sich hinauswachsen können, niemand und keiner . . . und wenn ich dann einmal einen Mann, wie Sie, verehrter Herr Doktor, neben mir habe, drängen sich meine sonst stummen Fragen auf die Lippen und werden lebendig. Sie wissen vielleicht aus eigner Erfahrung wie wohl das tut, sich mal vor Gleichgesinnten von Herzen reden zu können.“

„Gewiß, Herr Doktor, und ich höre Ihnen gern zu.“

„Aber das Kapitel ist traurig und gehört eigentlich nicht an eine Hochzeitstafel. . . .“

„Warum nicht, Herr Doktor? Sie wissen ja, daß es uns geboten ist, immer und bei jeder Gelegenheit nachzusinnen und den Inhalt des Lebens zu erforschen.“

„Den Inhalt unseres Judenlebens!“

„Sagen Sie doch lieber unseres jüdischen Lebens.“

„Wie ein kleiner Ausschnitt davon sich hier vor uns aufrollt. Sehen Sie diese Festestafel: Die Leute ringsum aufatmend die Bürde des Lebens einmal von sich werfen zu dürfen. Sie sind vergnügt und zufrieden und ihre besten Kleider haben sie angelegt, und die Speisen munden ihnen und der Wein an der Tafel des — armen Lehrers: Und sie, die sonst viel und nach allem fragen, fragen sich nicht, wieso und woher und auf welcher Basis und mit welchem Recht? Es muß eben so sein . . .“

„Gewiß, Herr Doktor, es muß eben so sein . . . einer für alle, alle für einen. . . Kol Isroel chawerim (Gemeinschaft)! Möchten Sie es anders?“ unterbrach ihn der Seelensorger mit scharfer Betonung.

„Ach ja, Herr Rabbiner, ich möchte es gern anders sehen . . . aber ich werde es nicht anders sehen . . . ich noch nicht! Und weil ich das weiß und mir sagen muß, daß ein einzelner darin nichts ändern kann, halte ich mit. Aber sagen Sie mir aufrichtig, fänden Sie es nicht besser, würdiger, achtbarer, wenn an Stelle des Chewrußegefühl, das Ehrgefühl bei unsern Glaubensgenossen stärker zur Entwicklung gebracht würde? An dieser Tafel sitzen Alt und Jung, Verwandte und Freunde, Begüterte und Arme und niemand denkt daran, daß diese Heirat, dieses Mahl nur zustande kommen konnte durch die Beihülfe aller möglichen Kräfte. Die Aussteuer der Braut, die Speisen hier auf dem Tisch, der Wein und Kuchen . . . Spenden alles . . .,“ er hatte in wachsender Erregung gesprochen „Spenden! . . . Und sie empfinden es nicht; nicht beschämend die Empfänger, nicht geringschätzig die Geber . . ., es muß eben so sein! Und sie denken nicht daran, daß diese Spenden Almosen sind . . .“

„Almosenempfänger sind wir Alle! . . . Alle empfangen wir die Almosen von Gottes Güte und Barmherzigkeit und wir denken ebenfalls viel zu wenig daran, oder auch gar nicht“, sagte Dr. Friedmann ablehnend . . .

„Ich bitte Sie, Herr Rabbiner, mich nicht mißzuverstehen! Sie bringen die Frage auf das religiöse Gebiet,

während ich sie rein wirtschaftlich behandle, im sozialen Sinne. Grade aus meiner tiefen, schmerzensreichen Treue zum Judentum und meinen Glaubensgenossen. Wer, wie ich als Arzt unter ihnen lange Jahre lebt, gewinnt sichere Einblick in ihre Wesensart und kann sich der Erkenntnis nicht entziehen, daß in dieser selbstverständlichen Hilfsbereitschaft, die auch ich auszuüben bemüht bin, — aber, daß ich es Ihnen nur offen sage, ohne innere Ueberzeugung, — geringe erzieherische Werte stecken. Man gibt aus Bequemlichkeit, und sie nehmen aus Gewohnheit!"

„Aber, um Gottes Willen, wie können Sie das sagen, Herr Doktor?"

„Ich darf es sagen, weil meine gewonnene Einsicht mich leider nicht stark genug gemacht hat, mein „jüdisch Herz" zu verleugnen." Das Gespräch war trotz der innern Erregung der beiden Männer, leise geführt worden und niemand merkte, oder ahnte, welche Fragen von weittragender Bedeutung hier bei dem Hochzeitsmahl des armen Lehrers angeschnitten wurden, von diesen geistig hochstehenden und das Judentum hochhaltenden Männern. Um sie herum tobte die immer lauter werdende Lustigkeit des Festgewühls. Kreischen, Schreien, Ausgelassenheit und jenes lebhafte, von Gestikulationen unterstützte Sprechen, dialektisch, beweisend, eindringlich. In Klang und Farbe noch vollster Orient!

„Ja, aber glauben Sie, daß sich das jemals ändern ließe?" fragte jetzt Dr. Friedmann und sein Blick umfaßte beinahe sorgenvoll die Gesellschaft.

„Ich glaube es nicht," antwortete mit einem tiefen Seufzer der Arzt, „und wenn sich das, was ich heute bemängle, morgen wiederholte, ich täte es wieder! Immer wieder werden wir für die Aussteuer armer Bräute sorgen und ihre Hochzeitsfeste bestellen und an ihrer Feier teilnehmen, wir und unsere Kinder, und immer wieder werden die andern, instinktiv fast, bestrebt sein, die Standesunterschiede zu verwischen, und immer wieder werden wir unser Mitgefühl in uns rege machen und es wach erhalten und immer wieder werden wir die Gebenden

sein . . . aber einmal sollten wir uns doch fragen, steckt mehr Hochmut oder mehr Demut darin? Und Sie müssen es mir schon verzeihen, Herr Rabbiner, wenn ich, in unserm kleinen Landstädtchen lebend, die Gelegenheit, die uns eine so prominente Persönlichkeit, wie Sie herführt, wahrnehme zu meiner Frage an Sie: Ist es Hochmut oder Demut?"

„Ich möchte das nicht so rasch entscheiden, obwohl ich antworten könnte, das sei in jedem Einzelfall anders. Einer tut es in Hochmut, der andere in Demut, nach seiner Veranlagung, gewissermaßen individuell. Solche Doktorfragen sind nicht leicht zu lösen, und vor allem nicht generell zu behandeln, und wenn Sie mir gestatten, Herr Doktor, so werde ich mir erlauben Sie morgen zu besuchen. Es wird mich sehr freuen das und jenes aus unserm gemeinsamen Interessenkreis, dem Judentum weiter mit Ihnen zu erörtern."

Dr. Berger und der Rabbiner hatten sich gefunden, wenn sie auch beide aus ganz verschiedenen Gesichtspunkten die Dinge betrachteten, in der Liebe zu ihrem Volke waren sie Gesinnungsgenossen. Die Unterhaltung kam jetzt in ein ruhigeres Fahrwasser. Dr. Friedmann erzählte, daß er seine Tochter mitgenommen habe, um sie am nächsten Tage zu Verwandten zu bringen, die in der Nähe von Leipnik eine kleine Landwirtschaft betreiben. Dort sollte sie über den Sommer bleiben und die Haushaltung und Küche erlernen, und in die praktischen Dinge des häuslichen Lebens Einblick gewinnen.

„Und prosperiert die Landwirtschaft Ihrer Verwandten?" fragte der Arzt interessiert.

„Sehr erfreulich. Es sind emsige Leute, mit Lust und Liebe dabei. Sie haben im letzten Jahre ihren kleinen Besitz durch Zukauf von Acker- und Weideland sehr hübsch arrondiert, und sprechen in vertrautem Kreise, mit bescheidenem Stolz schon von ihrem Landgut. . ."

„Bescheidener Stolz . . . sehen Sie, Herr Doktor, das ist's was ich meine. Selbstgefühl in aller Bescheidenheit. Und nun gar der Ackerbau! Er war die Ver-

gangenheit unseres Volkes, wollte Gott, er würde wieder seine Zukunft!"

Er gab dann dem Rabbiner Auskunft über die Verhältnisse des Lehrers. „Arm, kinderreich und sehr brav. Ohne besondern Intellekt, oder vielleicht ohne Möglichkeit ihn zu entwickeln, wenn er vorhanden. Jahrein, jahraus mit den Kindern das gleiche Pensum des hebräischen Unterrichts abhaspeln, nicht über die Anfangsgründe hinaus, denn viel weiter reicht das eigne Wissen wohl nicht. An Sabbat- und Feiertagen die üblichen Litaneien vorbeten, im gleichen Singsang, mechanisch, gewohnheitsmäßig und in diesem engen Gesichtskreis nur eine erweiterte Perspektive: Die Sorge! Das geht nun Jahr um Jahr so, eine lange Reihe von Jahren. Ich kenne ihn seit 20 Jahren nicht anders. Damals kam ich her. . ."

„Darf ich fragen, was einen Mann wie Sie bestimmte, sich in einem so kleinen Orte niederzulassen?"

Ein wehmütiges Lächeln umspielte die Lippen des Arztes.

„Wirtschaft, Herr Rabbiner, Wirtschaft! Ich war mit meinem Studium zu Ende. Wohlhabende Verwandte hatten es mir ermöglicht . . . und ich fand das so natürlich, wie alle andern in gleicher Lage. Aber dann als ich fertig war . . . ein Arzt, wenn auch völlig mittellos, da regte sich in mir der Wille, aus eigner Kraft vorwärts zu kommen . . . wie? Du besitzt doch etwas, sagte ich mir, Dein Wissen! Nutze es aus, verdiene selbst das Brot, das Du ißt und so nahm ich kurz entschlossen die Landarztstelle an, die man mir bot, oder richtiger durch Protektion verschaffte. Protektion! Das ist allerdings auch so'ne Krücke! Aber auf die konnte ich beim Anfang doch nicht verzichten und späterhin habe ich wiederum manchem damit einen Stützpunkt gegeben. Denn hier in der kleinen „Khille" tats oft not, dem und jenem aufs Sprungbrett zu helfen".

„Und fühlen Sie sich wohl hier in dieser kleinen Welt? Für eine Persönlichkeit wie Sie, doch viel zu eng begrenzt."

„O, doch, Herr Rabbiner! Wer in einer äußerlich kleinen Welt lebt, muß versuchen in sich eine größere aufzurichten. Das habe ich getan. Als ich herkam, dachte ich, es solle nur für eine kurze Zeit sein, so ein Uebergangsstadium ungefähr. Aber ich kam bald in eine große Arbeit hinein. Die Cholera im Jahre 1866 war mein ärztliches Debut. Da gabs viel zu tun und in der Praxis auszuüben, was man in seinen Examina als verbrieftes Recht erworben hatte. Anfangs schauderte ich vor der Verantwortung, aber dann sagte ich mir: hic rhodus, hic salta und mit Mut und Energie stellte ich mich dem fürchterlichen Feind in den Weg. Bei solchem Seuchenzug, damals noch unerforscht, in den Hilfsmitteln ihn aufzuhalten, war das für einen Neuling schwierig. Aber ich gewöhnte mich ans Sterbensehen und ich versuchte zu heilen. Das gelang, viel besser, als ich zu hoffen gewagt. Ich sehe es heut noch als ein Wunder an. Nach einigen unter meiner Behandlung günstig verlaufenen Fällen wuchs das Zutrauen zu mir selbst, aber was war das, im Vergleich zu dem Vertrauen, das mir die armen, von der Cholerafurcht angstgepeitschten Menschen entgegenbrachten, Christen und Juden und gar die von der Seuche ergriffenen. Alles erwarteten sie von dem Arzt! Ich erlebte in diesen trostlosen Wochen die ganze Schwere und Bedeutung meines Berufes. Besonders in den armseligen Heimstätten unserer Brüder! Der Jude fürchtet den Tod mehr als der Christ.

Und von mir, ihrem Glaubensgenossen verlangten sie, daß er ihr Retter sei. Ich durfte es ihnen in vielen Fällen werden, und als der Todesengel vorübergezogen war, nach allzu reicher Ernte, war ich an diese Scholle gefesselt. Man ließ mich nicht fort, nicht Christ noch Jude. Und ich hatte den ärztlichen Beruf, in so banger Zeit zuerst erprobt und ausgeübt, schätzen und lieben gelernt. Diese Leidenszeit hatte mich gehärtet und gestählt. So blieb ich. Die schwere Not hatte mich mit diesen Menschen zusammengeschweißt. Ich richtete später mein Heim hier auf, führte mir die Gattin her, die mir holde Kinder schenkte, und unser Dasein wurde ein

gesegnetes. Meine Praxis nimmt mich sehr in Anspruch, aber ich achte darauf, den Kontakt mit dem Leben außerhalb dieser kleinsten der Welten aufrecht zu erhalten, mit seinen gewaltigen Strömungen, Entwicklungsphasen, Fortschritten, Neuerungen, Ereignissen, Problemen. Soweit ich irgend kann verfolge ich es, und man kann viel wenn man will!“

Er hatte das alles ruhig und einfach erzählt.

„Jetzt aber, Herr Rabbiner, muß ich wirklich um Entschuldigung bitten, daß ich von meinem persönlichen Erleben so viel gesprochen, und vom Ausgangspunkt unseres Gespräches abschweifte, dem Lehrer Eisenstädter.“

„Seien Sie überzeugt, daß ich mich aufrichtig freue, Sie dadurch näher kennen gelernt zu haben, als es bei so flüchtigen Begegnungen gemeinhin der Fall ist. Mein Aufenthalt in Leipnik und diese Hochzeit werden mir in angenehmster und dauernder Erinnerung bleiben . . . auch dieser Lehrer Eisenstädter und seine Familie interessieren mich. Dieser Vater und seine sechs Kinder. . . Nun, die eine bekommen wir ja jetzt in unsere Gemeinde. Ich werde sie gern im Auge behalten.“

„Tun Sie das, Herr Rabbiner! Es sind brave Leute. . .“

„Was ist mit den Söhnen?“

„Der älteste, Saul, wird sich wohl nicht sonderlich entwickeln. Er ist so eine Art Volontär in einem großen Geschäft in Olmütz. Halb verträumt, halb beschränkt, indolent wie ein Murmeltier, und eigensinnig wie ein Holzwurm.“

„Wie meinen Sie das?“ lachte Dr. Friedmann.

„Er verharrt unerschütterlich bei seiner einmal gefaßten Meinung. Bohrt und bohrt und bohrt immer daran herum und läßt sich durch nichts, weder durch Argumente, noch durch Zureden, weder gütlich, noch ärgerlich aus seiner Ruhe bringen. Dabei handelt es sich garnicht um eine Meinung, sondern zumeist nur um etwas, was er sich zurecht gemacht, und in seinem Gedankengang, der keinerlei Expansionsfähigkeit aufweist, festgelegt hat.“

„Das sind Merkmale geistiger Beschränktheit. . .“

„So wird es wohl sein. Viel Freude hat er seinen Angehörigen kaum gemacht und zu erwarten haben sie auch nichts von ihm. Aber sie lieben ihn und sorgen sich um ihn und er liebt sie und es ist ein Zusammenhang, wie in diesen engverbundenen jüdischen Familien der Armut. In diesem Familiensinn beruht das einzige, was sie an Würde und Selbstgefühl aufbringen können. Die Mischpoche ist es. Erst die nächste, dann die erweiterte. Das ist der Stützpunkt, auf dem sie fußen. Für manche der Weg zum Vorwärtskommen, für die meisten eine sichere Gewähr, nicht verloren und verlassen zu sein. Kommt's, wie es kommt! Etwas vom Fatalismus orientalischer Völker steckt noch darin, nur daß sie dabei nicht aufs unbestimmbare Schicksal vertrauen, sondern auf die positive Mitwirkung anderer. Saul Eisenstädter wird nie verlassen sein, so lange seine Geschwister leben und für deren Zukunft darf man wohl das beste erwarten. Die Tochter Fanny, die heutige Braut, scheint sich ja wirklich gut zu versorgen. . .?“

„Selig Weiß ist ein achtbarer Mann. Fleißig und geschäftstüchtig . . . etwas robust und ganz ungebildet, aber das hindert am Fortkommen nicht. Und die übrigen Kinder? Sie sind doch bereits alle erwachsen. . .“

„Der zweite Sohn ist ein sehr arbeitsamer, tüchtiger, ordentlicher Mensch. Verdient längst was er braucht und gibt schon für die andern was ab. Er will sich, wie ich höre in Wien etablieren.“

„Woher hat er die Mittel dazu?“

„Sein jetziger Chef, ein Kohlenhändler en gros, bei dem er seit seiner Lehrlingszeit ist, schenkt ihm großes Vertrauen und hält ihn für umsichtig und zuverlässig. Er will ihm zu dem Etablissement behülflich sein, indem er ihm ein Kohlendetailgeschäft, das seinem in Wien verstorbenen Bruder gehörte, zur Weiterführung übergibt.“

„Das ist ja eine glückliche Chance.“

„Uebrigens verdient der ältere jetzt in Olmütz auch schon etwas, wenn's auch zu seinem Lebensunterhalt noch nicht ganz ausreicht. Der dritte Sohn besucht das

Gymnasium und steht vor der Matura . . . und die beiden andern Schwestern der Braut . . . nun, vielleicht trifft sich für sie auch mal was . . . wer kann's wissen und bis dahin. . .? Man drückt sich eben so durch die Khille, die die Welt bedeutet. Das ist typisch! Eine Hochzeit wie die heutige! Niemand denkt daran, wie es kam, woher es kam . . . es ist da! Das ist die Hauptsache. Niemand fühlt sich beschämt, gedemütigt, bedrückt . . . alle freuen sich, alle sind zufrieden, alle miteinander. Die Gebenden und die Nehmenden . . . so ist es Brauch in Israel!"

„Und so soll es bleiben . . .", sagte der Rabbiner mit Nachdruck.

„Wir sind darin nicht ganz einer Meinung!"

„Doch, doch, mein lieber Herr Dr.! Sie wissen es nur selbst kaum. Theorie und Praxis finden ganz verschiedene Anwendung in bezug auf unsere Glaubensbrüderschaft. Oder wünschten Sie in diesem Augenblick lieber an der Tafel eines Reichen zu sitzen?"

Betroffen schaute der Arzt ihn an.

Zwei Geigen und eine Clarinette ließen in diesem Moment eine Tanzmusik erschallen. Die jungen Leute aus der Gemeinde hatten gesammelt, um die „Kleßmorim" (Spielleute) zu bezahlen. Die Jugend schickte sich zu einer Art Rundgang an, voran etwas schwerfällig Herr Selig Weiß mit seiner Braut, dann Hand in Hand Josef Eisenstädter mit Fräulein Jetti Friedmann, der Tochter des Rabbiners und sehr schüchtern und verlegen Elieser, der jüngste Sohn, mit Fräulein Anna Berger, der Tochter des Gemeindevorstehers. Die anderen folgten. Saul Eisenstädter aber, den der saure Wein und die süßen, fetten Speisen in eine ganz besonders vergnügte Stimmung versetzt hatten, hüpfte von einem Fuß auf den anderen, schlug mit den Händen den Takt zur Musik und sang mit weinseliger Stimme nach den Klängen des Radetzky-Marsches: „Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben . . . hinaus . . . hinaus . . . der Mann . . . der Mann hinaus ins feindliche Leben. . ."

„Oßer, Du Chammer! Ins freindliche Leben mußt Du sagen,“ juchzte die Muhme Chaje!

Alle kreischten und sangen und jauchzten. Der Hochzeitsjubel hatte seinen Höhepunkt erreicht! Chassene!

* * *

Jahr um Jahr war dahingegangen. Ohne sonderliche Merkmale für die Allgemeinheit in den kleinen Judengemeinden jener Zeit. Das Leben und Sterben haspelte sich dort ab, wie ein Uhrwerk, das rastlos und richtig die Stunden anzeigt . . . Tag um Tag, Jahr um Jahr im ewigen Gleichmaß, ohne Wechsel, ohne Ereignisse, ohne Sensation. Nirgends vollzieht sich das Leben der Menschen eintöniger. Zwischen mühseliger Arbeit und Gebet . . . Druck und Erhebung! Aber in einer Monotonie, die an Erstarrung grenzt. Nur das allerpersönlichste rüttelt am gewohnten. Nicht demonstrativ und aufwühlend, nur streifend, was im Empfindungsleben wurzelt, aber auch da in Demut und Geduld. Tragen, tragen, ertragen! Judenlos! Freud' und Leid, wie es kommt hinnehmen, ohne äußere Gefühlskundgebungen, ohne Zusammenhang nach außen, still, verschüchtert, ängstlich, leise, leise . . . nur einen Resonanzboden für alles, was in diesen armen Seelen gedämpft anklingt — die Mischpoche!

Viele waren in dieser Zeit heimgegangen. Auch der Lehrer Israel Eisenstädter, die Tante Chaje, die Allerweltsmuhme Blümchen Freundlich, der Onkel Jonas Wolff und manche andere, die an der denkwürdigen Hochzeitsfeier von Selig Weiß und Fannscherl Eisenstädter teilgenommen. Diese Generation haftete am Alten, aber es öffneten sich doch schon manchen Entwickelungsmöglichkeiten Tor und Tür, wenn auch nur mit strengem Festhalten am religiösen Gesetz, an Sitte und Brauch. Die heranwachsende Jugend reifte schon Neuem Einheitlichem entgegen.

Die Familie des Lehrers hatte nach dem Tode des Vaters sich aufgelöst. In das Gemeindeschulhaus war ein junger, moderner Lehrer eingezogen, und die beiden

noch im Vaterhaus lebenden Schwestern mußten sich anderweitig unterbringen. Der Mann von Fannscherl, Selig Weiß, nahm seine Schwägerin Regi ins Haus, obwohl sein Hausstand sich zu dieser Zeit schon um drei aus seiner zweiten Ehe stammende Kinder vergrößert hatte. Er hatte nun für sieben Köpfe zu sorgen, zögerte aber keinen Augenblick, auf das bei der Beerdigung seines Schwiegervaters, von Dr. Berger an ihn gestellte Ansinnen, die Schwester seiner Frau zu sich zu nehmen, einzugehen.

„Wo sieben Magen satt werden, wird auch der achte nicht hungern. Und meine liebe Frau hat mir Glück gebracht. Ich hab' eine anständige Parnoße und wenn ich auch nich ein reicher Mann werd', ernähren kann ich sie und auch was lernen lassen. Meine Frau ist gut zu meinen vier Kindern von meiner ersten Frau, nich anders, wie zu ihren eigenen und sie wird sie gut erziehen, denn sie ist eine gebildete Dame, Herr Dr., Sie können es mir glauben. Alles kann sie, Geographie und Briefe schreiben und Gedichter liest sie vor und Rechnen und die Bücher führen und versteht was vons Geschäft und von der Wirtschaft und jeder hat sie gern in Saybusch."

„Sie sind also zufrieden mit Ihrer Frau, Herr Weiß? . . .", fragte der Arzt.

„Und noch wie . . .?"

„Na, vielleicht findet sich da unten auch mal was für Ihre Schwägerin? Die ist doch auch ein hübsches Mädchen. . ."

„Wer kann wissen? Aber bis dahin kann sie bei uns sein und sich mit die Kinder beschäftigen und Fannscherl beistehen. . ."

So war die eine versorgt, die andere kam zu einer Brudertochter von Israel Eisenstädter, die in einem kleinen Oertchen bei Brünn wohnte, verwitwet war und sehr glücklich, die Cousine bei sich aufnehmen zu können, die zum Haushalt dadurch etwas beisteuerte, daß sie von der Gemeinde fünf Gulden erhielt und eben so viel von ihrem Bruder Josef in Wien. Dieser kam in seinem Geschäft langsam vorwärts. Er arbeitete unermüdlich, war sparsam und bescheiden und gönnte sich kaum das

tägliche Brot. Er hatte ja für die Brüder zu sorgen. Saul, der noch immer bei Josua Pollak war, ohne daß sein kaufmännisches Wissen und demgemäß seine Stellung sich wesentlich verbessert hätte, und Elieser, der auf dem Rabbinerseminar in Breslau sich fürs Rabbinat ausbildete und gleichzeitig die Universität besuchte. Das war nun Josefs größter Stolz, dafür sparte und darbte er und war dankbar, daß mit einigen Stipendien, die dem Studierenden von entfernten Verwandten mütterlicherseits bewilligt worden waren, es ihm ermöglicht wurde, die lange Studienzeit für den Bruder durchzuhalten. Die Geschwister waren glücklich bei dem Gedanken, daß dieses Ziel zu erreichen sein könnte, und Schwester Fannscherl trug auch hie und da ein Scherflein dazu bei, durch die Zusendung von manchem Spargroschen, den sie trotz des kinderreichen Hauses, ihrer Wirtschaftsführung abgewann. Ihr Mann wußte darum, hatte nichts dagegen und gab noch manchmal etwas drauf . . . Mischpoche!

In die alte Heimat kam eins oder das andere von den Geschwistern nur, um die Gräber der Eltern zu besuchen und dann verfehlten sie nie bei Dr. Berger vorzusprechen.

* * *

Und wiederum waren einige Jahre verflossen. Trotz der Unveränderlichkeit des jüdischen Lebens nach außen hatten im Schicksal der Einzelnen sich doch bedeutsame Wandlungen vollzogen.

Josef Eisenstädters Kohlengeschäft hatte im Laufe der Zeit sich so vergrößert, daß er es wagen durfte, endlich an sein eigenes Glück zu denken. Die Keime dazu ruhten schon lange in seinem Herzen. Seit dem Hochzeitstage seiner Schwester. Aber er war damals noch nichts und hatte nichts, und so durfte er nur in seinen Träumen, zu denen ihm auch nicht viel Zeit gegönnt war, sich damit beschäftigen. Wünschen, hoffen, arbeiten, sparen und seiner Pflichten eingedenk bleiben, gegen seine Geschwister!

Sieben Jahre waren darüber hingegangen. Fannscherls Aeltester kam zu Passah schon in die Schule, in einem Jahre bekam Elieser, der bereits seinen philosophischen Dr. gemacht hatte, „die Hatorasshorooh . . .“ (Rabbinerqualifikation), und da er als ein sehr guter Redner und feiner Talmudkopf galt, wohl auch bald eine Anstellung. Regi hatte einen Schneidermeister in Kaschau geheiratet, war also auch untergebracht, wozu der Schwager Weiß weit über seine Verhältnisse beigesteuert hatte, es blieben also nur Saul und Kathi. Dieser war endlich so weit, daß er als Kassierer bei Josua Pollak, Mehl- und Früchte en gros und en detail, 50 Gulden monatlich bezog, womit er auskommen konnte und auch kam, so daß Josef den Zuschuß für Kathi von 5 auf 15 Gulden erhöhen konnte, was für diese eine große Summe bedeutete. Und nun dachte er an den eigenen Hausstand und fand, daß er berechtigt sei, einen solchen auf einfacher Basis zu begründen. Dazu bedurfte er eines bescheidenen, gut erzogenen, gebildeten, feinen Mädchens, das darauf eingehen wollte, in Wien, dem glänzenden, schönen, großen Wien, an seiner Seite ein anspruchsloses, glückliches Leben zu führen. Eines Mädchens, das er liebte . . . und er wußte, daß es ein solches Mädchen gab, ein Mädchen, das er liebte . . . sieben Jahre schon, ein Mädchen, um das er in seiner Seele gedient, sieben Jahre, wie Jakob um Rahel. Bei der Hochzeit seiner Schwester hatte er sie zum ersten Male gesehen, kaum sechzehnjährig, hold wie ein Röslein von Saron und hell wie die Sonne und sanft wie der Mond und fröhlich wie junge Lämmlein. . .“ Diese ganze Liebespoesie, die ihn plötzlich wie ein Rausch durchdrang und mutig, entschlossen und beredt machte, legte er in einem Briefe an den Rabbiner Dr. Friedmann nieder, in dem er dann seine materielle Lage und Aussichten auseinandersetzte und bei ihm um die Hand seiner Tochter Jetti anhielt. Nach eingezogenen genauen Erkundigungen um den Bewerber, der ihm und auch seiner Tochter nicht nur von der Hochzeit her, sondern auch von gelegentlichen Besuchen bei seiner Schwester in Saybusch bekannt war, wurde dieser zu einem etwas

längeren Aufenthalt dort während des Sukkotfestes eingeladen, und schon in dem Halbfeiertage verlobte er sich mit Fräulein Jetti Friedmann, die kurz darauf seine Frau wurde.

Die Ehe war eine überaus glückliche und gesegnete. Nicht daß ihnen große Reichtümer oder nur besonderer Wohlstand beschieden war. Josef Eisenstädter kämpfte in seinem Geschäft den Kampf, den mit kleinen Mitteln arbeitende Geschäftsleute der kapitalsstarken Konkurrenz gegenüber immer durchmachen, aber seine Emsigkeit und Ehrlichkeit machten es ihm doch stets möglich seine Familie anständig durchzubringen. Er war bei seiner Kundschaft beliebt und die großen Händler, von denen er seine Brennmaterialien bezog, arbeiteten gern mit ihm, weil er seinen Verpflichtungen pünktlich nachkam. Aber zu einem rechten Aufschwung kam es doch nicht, wohl weil er allzu gewissenhaft und ängstlich, nichts zu unternehmen wagte, was über seine Kräfte ging.

„Wenig und zufrieden" war sein Wahlspruch, den auch seine sonst viel resolutere Frau zu dem ihren gemacht hatte. Für große kaufmännische Transaktionen fehlte ihr, der in bescheidenen Verhältnissen erzogenen Rabbinerstochter, jedes Verständnis. Daß ihr Mann in geschäftlichen Sorgen und Qualen sein Leben hinbringen sollte, um ihr vielleicht eine breitere Lebenshaltung gewähren zu können, wäre ihr ein schrecklicher Gedanke gewesen. Niemals hätte sie gewollt, daß er einen größern Kredit anstrebe, um das Geschäft zu erweitern, wenn er nicht vorher begründete Sicherheit dafür gehabt hätte. Und diese zu erlangen war unmöglich. Von seinen Lieferanten hätte er gewiß viel mehr Kredit haben können, aber konnte er bei einem vergrößerten Kundenkreis auch auf dessen Zahlungsfähigkeit rechnen? Lieber wollte sie mit einer einfachen, aber sichern Existenz sich begnügen, als mit den Ungewißheiten und Verantwortlichkeiten weiterer Unternehmungen. In diesem Sinne hatte sie mit ihrem Manne sich über ihre Lebensführung geeinigt. „Mit wenigem zufrieden" das wollte sie sein! Und darnach richtete sie ihren Hausstand ein. Sie hatte ihrem

Manne nur eine kleine Mitgift zugebracht, nur einen monatlichen Zuschuß, den ihr Vater ihnen bewilligt hatte, und der nach seinem Tode aufhörte, als ihre Mutter, mit zwei Schwestern und einem Bruder sich mit einer kärglichen Pension durchhelfen mußten. Auch das war geglückt, ihren Geschwistern ging es gut, die Mutter lebte bei einer ihrer verheirateten Schwestern... An all diesen Lebensnöten kleiner Mittelmäßigkeit, waren sie ungefährdet vorüber gekommen, und das lag daran, daß Jetti Eisenstädter im Geheimen ihrem Manne einen sehr großen Schatz mitgebracht hatte. Der bestand aus seltenem Edelgestein: Güte, Klugheit, einfachen Sinn und einer Herzensfröhlichkeit, die über alle Schatten und Sorgen, die hellleuchtende, lachende Sonne ihres ewig heiteren Temperamentes ausbreitete.

So war das Haus bestellt, in dem zwei prächtige Söhne und eine Tochter zur Freude und Stolz der Eltern heranwuchsen. Ja, die Buben! Wenn sie an diese beiden dachte, wurde der Flug ihrer Gedanken doch höher, wagte sich in Regionen, in dem Glanz und Reichtum blinkten, Ehre und Ruhm winkten, heimliche Wünsche sich regten . . . warum auch nicht? Waren diese Buben doch sehr begabt, lernten gut, waren immer Vorzugsschüler, in der Volksschule sowohl als im Gymnasium, und lieb waren sie und brav und schön und jeder kannte Josef Eisenstädters Söhne und lobte und pries sie. An Frau Jetti Eisenstädter kam überhaupt niemand heran, der ihr nicht Komplimente gemacht hätte über ihre Kinder und ihre „Chochmes“ (Klugheiten) erzählte sich, von ihren ersten Lebensjahren an, der ganze Prater.

„Ja, dieser Rudolf, und gar der Edy und die Mali! Die wurde unbedingt eine Schönheit! Wenn sie im weißen Stickereikleid mit blauen Maschen im Haar in den Alleen des Praters sich mit ihr zeigte, drehten sich alle Erzherzöge um, und mit Edy hatte sich überhaupt schon ein Generalfeldzeugmeister unterhalten, nur Rudi . . . der war eben ein stolzer und zurückhaltender Bub, der war was ganz besonderes“. Und die Stickereikleidchen für Mali stickte sie selbst, und die Sammthöschen für

Rudi und Edy schneiderte sie, und keine Mühe und Arbeit schien ihr zu groß, um den Kindern alle Freundlichkeiten und Nettigkeiten des Daseins zu schaffen, und über allen ertönte ihr Lachen und Singen, glänzte ihr Schäkern und Spielen. Das war ihr Schmuck, mit dem sie nicht nur sich, sondern das Haus und den Mittelpunkt desselben, die Kinderstube schmückte. Als die Kinder dann heranwuchsen suchte sie ihnen einige ebenfalls begabte Kameraden aus, um die sie mit mütterlicher Sorge sich kümmerte, und gemeinsam lernend, gemeinsam die Erholungsstunden genießend, wurde ihnen allen das Haus Eisenstädter eine Heimat. So erweiterte sie die engen Grenzen dieser kleinen Welt, und wenn sie sich dann, unbewußt fast heimliche Ausblicke gestattete, in prangende Fernen, war das kein Wunder, und wohlbegründet in dem gedeihlichen Leben, in dem sie die Kinder erzog.

Die neue Zeit lugte auch längst in die einfachen, stillen Räume, kaum daß sie es merkte, das Leben der Großstadt brandete an den ruhigen, friedlichen Strand ihres Heims und umspülte es mit seinen Wogen. Die Söhne bekamen Interesse für Theater, Musik, Kunst, Litteratur. In das sonst ereignislose Stilleben des schlichten jüdischen Hauses kamen Anregungen, von denen Josef Eisenstädter und seine Frau sich nie etwas hatten träumen lassen. Aber Frau Jetti hielt wacker mit. Man stellte sich Einlaß begehrend vor die „Burg", man kletterte bis in die höchsten Ränge hinauf um die großen Opernwerke zu hören, man besuchte Konzerte und Vorlesungen, verbrachte die Sonntag-Vormittage des Herbstes und Winters in den berühmten Wiener Kunstsammlungen, während die Sonntage des Frühlings und Sommers mit Tagesausflügen in den einzig schönen Wienerwald, mit seinen anmutenden Hügelketten und den schönen Donaustromgeländen, ausgefüllt wurden. Allen voran immer Frau Jetti. Während die Winterabende der Woche, soweit es die Studien zuließen, zu guter, gediegner Lektüre angewendet wurden, breitete der Sommer die liebenswürdige Praterfröhlichkeit um sie aus. . . Musik: Wiener Walzer, schneidige Märsche, Rythmus, Klang,

Melodie rauschte durch die Laubkronen der Praterالleen, Alles mit Luft und Harmonie erfüllend. Die Atmosphäre der Wienerstadt bis ins letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts. Und in dieser Atmosphäre gediehen die Eisenstädters und die sich um sie gruppierten. Und sie wuchsen, wenn auch nicht an äußern Gütern, so doch an moralischer Kraft.

* * *

Still und wortkarg in der Ecke saß einer, der diese Wandlungen, diesen Aufschwung als geheimer Beobachter an sich vorüberziehen ließ. Saul Eisenstädter!

Sein Bruder Josef hatte ihn vor zwanzig Jahren zu sich ins Geschäft genommen, nachdem er die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß für ihn keine Aussicht auf ein weiteres Fortkommen bei Josua Pollak oder sonst wo zu erreichen wäre. Bis auf 50 Gulden monatlich hatte er es gebracht, damit war jede fernere Steigerung erledigt. Er leistete nicht mehr und gab sich auch keinerlei Mühe mehr zu tun, um mehr zu erlangen. Die 50 Gulden genügten ihm zur Bestreitung seiner Bedürfnisse und fehlte es mal da und dort, so waren die Brüder und Schwester Fannscherl stets bereit, aushelfend einzugreifen. Wozu also sich anstrengen? Der gewohnte Trott schien ihm die bequemste und angemessenste Lebensweise. Hochaufgerichtet, an Länge seine Geschwister und überhaupt die meisten Menschen überragend, besonders die vornübergeneigt und gebückt einherziehenden Glaubensgenossen aus seiner Zeit, erschien er sich sehr würdig, sehr wichtig, sehr überlegen und konsequent. Die Welt in der er existierte an Bildung überragend, denn seine Leidenschaft fürs Lesen hatte er beibehalten und jetzt auch mit günstigerem Erfolg für seine geistige Entwicklung. Diese wies gewisse Erweiterungsmerkmale auf, besonders seit er im Hause seines Bruders lebte. Diese Uebersiedlung von Olmütz nach Wien war das erste große Ereignis in seinem Leben. Als ihm sein Bruder eines Tages schrieb, daß er und seine Frau beschlossen hätten, ihn zu sich zu nehmen, in ihr Geschäft als Einkassierer,

da sie ja auch jemanden haben müssen und dies lieber ihm zu Gute kommen lassen wollten, mit einer Gehaltsverbesserung von 50 auf 60 Gulden, antwortete er lakonisch: „Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben! Ich komme". Schon wenige Tage nachher traf er in Wien ein, Herr Josua Pollak ließ ihn ziehen, ohne auf die übliche Kündigungsfrist zu bestehen. Seitdem war er dort, vollzog die ihm aufgetragene Arbeit pünktlich, aber sonder Eifer und sonder Hast, und besorgte die Inkassos bei den Kunden Josef Eisenstädters, mehr zur Zufriedenheit der Schuldner, als des Gläubigers. Initiative und Energie beim Präsentieren der Rechnungen war nicht seine Sache, und aus seiner Ruhe ließ er sich auch durch die hartnäckigsten Schuldner nicht bringen. Es kam oft vor, daß er tagelang in entfernt gelegenen Bezirken seine Rechnungen vorlegte ohne einen Kreuzer Geld heimzubringen. Auf die Vorhaltungen, die sein brüderlicher Chef ihm machte, antwortete er nur kurz: „Da ist eben nichts zu wollen. Ich soll wiederkommen." Und er kam wieder, drei bis vier Mal, endlich zahlte man doch, und Josef und Jetti hatten sich allgemach an die gelassene Art mit der er sein Amt verwaltete gewöhnt. Da war eben nichts zu wollen!

Das zweite Ereignis, das einige Unruhe in sein Dasein brachte, war eine „Brautschau", zu der ihm eine Heiratsvermittlerin, die schon einen größeren Betrag für Kohlen schuldete, überredete. Sie wollte ihm zu einer guten „Partie" verhelfen, gegen Erlaß des Schuldbetrages an seinen Bruder. Das war fünf Jahre nachdem er seinen Einzug in Wien gehalten hatte. Damals ließ er sich seinen Bratenrock bauen und kaufte sich einen Zylinder, um angemessen vor der Witwe Teumann sich zu präsentieren, die für ihre Greislerei einen Menschen suchte, der als Ehemann „reinheiraten" sollte. Warum nichts daraus wurde, obwohl die „Schatchente" alles aufbot, um ihren Schuldschein zu verdienen, ist nie recht bekannt geworden. Ob er oder sie nicht wollte, ob die Greislerei ihm nicht behagte, oder er sich trotz seiner langen Lehr- und Dienstjahre in Mehl und Gegräupe nicht geeignet

erwies, blieb ewiges Geheimnis. Er wurde nach dieser Affäre womöglich noch einsilbiger und verschlossener, und die Tage und Jahre glitten vorüber, und die Ereignisse der Welt gingen über ihn hin, ohne irgendwelche sichtbaren Spuren in seinem Wesen zu hinterlassen. Und doch sah und beobachtete er das rege Leben um sich her, das Hereindringen der Jugend, die stürmisch verlangt und begehrt, am Alten, Hergebrachten rüttelt und neue Ideen und Anschauungen empfängt und verteidigt. Aber seine Position blieb merkwürdiger Weise unangetastet, seinem latenten Widerstand setzten diese jungen, frischen Menschen keine allzugroße Opposition entgegen. Nach den ersten Versuchen hatten die „Eisenstädterischen Buben" und ihre Freunde das aufgegeben. Da war eben ein altmodischer Onkel, der kein Verständnis hatte für eine neue Zeit, und den mußte man seinen gewohnten Pfad wandeln lassen und ihm keine Steine in den Weg legen und ihn nicht irritieren und kränken. Die Tradition zu ehren, waren sie von Mutter her gewohnt, trotz Freiheitsdranges und Ansturms moderner Zeitfragen. Und der Vater gar, der ein religiöser, frommer Mann war und ebenso wie der Onkel „Saul" streng am rituellen Judentum festhielt, wenn er auch seine Kinder gewähren ließ, hätte es schmerzlich empfunden und nicht geduldet, daß jugendlicher Uebermut und das Siegergefühl junger Kraft den alten Bau erschüttert hätte, der auf den Pfeilern der Glaubenstreue aufgerichtet war. So trat der innere Zwiespalt dieser grundverschiedenen Welten nie in die Erscheinung. Man begegnete dem Onkel stets mit einer gewissen Ehrerbietung, belächelte seine Absonderlichkeiten wohl innerlich, ohne ihn je durch Spott zu verletzen. Genug, daß er sich darin behagte, daß nichts ihn aus der Fassung brachte, und das ging nun schon so an die zwanzig Jahre, als wäre es ein Tag, und darüber war er fünfzig Jahr geworden, ohne daß sie es nur gemerkt hatten, und während sie alle noch in Arbeitsamkeit und Regsamkeit vorwärts schritten und die Kinder sich zum Aufstieg rüsteten, kam er und begehrte sein Altenteil.

* *
*

Frau Jetti Eisenstädter war von diesen Vorstellungen, Gedanken, Erwägungen ganz aufgeregt. Und als ihr Schwager sie verlassen hatte, dauerte es eine ganze Weile, ehe sie zu ruhiger Ueberlegung sich emporraffte und an ihrem Geiste diese Unterredung und ihre möglichen Konsequenzen vorüberziehen ließ. Tief in die Vergangenheit blickte sie zurück, bis zu jenen Tagen, wo sie Josef Eisenstädter zum ersten Male gesehen, in seinem Vaterhause und im Kreise seiner Geschwister, an einem glücklichen Tage, einem frohen Merktage der Familie. Und Leid und Freud' waren an dieser Familie vorübergezogen, der sie nun auch seit länger als zwanzig Jahren angehörte, und diese Geschwister hatten sich durchgerungen, und einer davon war ihr Mann geworden, den sie ehrte und liebte, und der andere, Eliezer, gar, war ein Rabbiner gewesen, hochgeehrt von seiner Gemeinde und fein und edel, der Stolz seiner Angehörigen und glücklich verheiratet in einer mit herrlichen, herzigen Kindern gesegneten Ehe, aber leider in schönstem Mannesalter abberufen, nach Gottes unerforschlichem Willen. . . Tränen entströmten ihren Augen, als diese Zeiten schwersten Leides und Kummers für die ganze Familie in ihren Erinnerungen wieder lebendig wurden, und hastig erhob sie sich, öffnete eine Truhe, in der sie die wertvollsten Angedenken und Stücke ihres bescheidenen Besitzes aufbewahrte, und kramte eine alte Ledermappe aus, die von ihrem sel. Vater stammte und die sie hoch und heilig hielt. Sie entnahm ihr ein Bündel Briefe und suchte einen Brief heraus, den sie schon oft gelesen und in bangen, sorgenvollen Stunden daraus Trost und Erhebung geschöpft hatte. Er trug die Adresse:

„Sr. Ehrwürden Herrn Rabbiner Dr. Emanuel Friedmann"

zu Saybusch

Mit bebenden Lippen wiederholte sie diese Aufschrift mehrere Male, und aufs Neue feuchteten Tränen ihr Auge und verdunkelten ihren Blick. Ihr Vater, ihr heißgeliebter Vater war es, heißgeliebt über das Grab hinaus,

ihrem Empfindungsleben immer lebendig und gegenwärtig, an den dies Schreiben gerichtet war. Und dann trocknete sie ihre Augen und las mit halblauter Stimme:

„Hochwürdiger Herr Rabbiner! Theuerster Freund!

Stets aufs Neue empfinde ich es als Glück, Sie so nennen zu dürfen, wie ich Sie vor langen, langen Jahren einziehen fühlte in meine Seele, ein Freund! Gewonnen in kurzen Stunden des Beisammenseins, die aber Ewigkeiten von gemeinsamen Ideen, Welten von gleichen Anschauungen, Höhen und Tiefen von gleichen Empfindungen der Glaubenstreue umschlossen. Schienen Wünsche und Hoffnungen scheinbar manchmal auf verschiedenen Pfaden dem Ziele zuzustreben, die Gedanken fanden sich stets auf dem einen Punkt wieder, dem Treffpunkt unserer Gefühle und Betrachtungen; Leben, Entwicklung unserer Glaubensgenossen! Sie sahen nachsichtiger, freudiger in die Zukunft, ich schärfer und skeptischer. Sie der milde Priester und Seelensorger, ich der im Beruf hartgeschmiedete Arzt. Und Gott Lob und Dank, es scheint als sollten Sie Recht behalten. Es keimte sichtlich und regte sich auch bei uns vieles im Laufe dieses Vierteljahrhunderts, was ich fruchttragend nicht sobald erwartet hätte. Mir schien es damals, als wir uns zuerst begegneten, als trennen Jahrhunderte das Judenleben jener Zeit in den kleinen Gemeinden von der übrigen Kulturwelt mit ihren unermeßlichen Bewegungsmöglichkeiten. Hier das starre, erstarrende Verharren, dieses Nichtleben- und Nichtsterbenkönnen, und dort jener gewaltige Ansturm, jenes Sichausbreiten, Recken, Kräfteregen, dieses Sichhervorthunwollen, coûte que coûte, neuen Zielen entgegen, neue Welten erobernd! Und nun finde ich, auch bei uns die Jugend auf dem Marsche. Die heutige Generation schreitet muthig und munter aus. Ich beobachte es mit Freude und Befriedigung und was einst ein Hindernis auf ihrem Wege war, dieses enge, ängstliche, hoffnungslose Verharren im Hergebrachten,

ist heute die Krone ihres Lebens geworden. Die Pietät! Sie beschirmt sie im rauhen, rücksichtslosen Daseinskampf, und gibt ihnen einen Rückhalt, ohne daß es ihnen vielleicht selbst zum Bewußtsein kommt, der sie mit einer Vergangenheit bindet, die leidvoll war, aber nie ohne Innerlichkeit, weil sie im Reinmenschlichen wurzelte, in Zusammenhängen, die hinabreichen in weite Fernen. Legende und Geschichte haben sie mit geheimnisvollen Schauern umwoben, so daß ein Volk darin sein Mysterium finden mußte, seine Mission und seinen Adelstitel. Das auserwählte Volk! Und wenn ich damals bei der Hochzeit, die Israel Eisenstädters Mischpoche seiner Tochter ausrichtete, mich gegen dieses Mischpochegehaben wendete, so bekenne ich heute freimüthig und gern, daß ich im Laufe der Jahre meine Ansichten gründlich revidiert habe. Sie gibt der heutigen Generation eine Empfindung, die sie grade und aufrecht erhält, und den Erdboden, dem sie entstammen, ihnen heiligt. Ich möchte sie als die Erfüllung jenes Adelstitels, dereinst von der freigewordenen Judenheit angesehen wissen. Daß meine Betrachtung einen ganz aktuellen Grund hat, haben Sie vielleicht schon errathen, hochverehrter Freund und Rabbi! Ich melde mich mit großer, innerer Befriedigung als ein Zugehöriger zu Ihrer Mischpoche, und zeige Ihnen hiermit die Verlobung meiner Tochter Anna mit Herrn Dr. Elieser Eisenstädter, Rabbiner in Teschen, Oester. Schles. an. Meine Tochter wird so die Schwägerin Ihres lieben Kindes Jetti, der Frau von Josef Eisenstädter in Wien, und der übrigen Geschwisterschar, die aus unserer kleinen Gemeinde Leipnik den sehr schwierigen Aufstieg nach den Höhen des Lebens wagte. Und wenn es auch nur kleines Hügelland ist, das sie vorerst erklommen, so ist dieses Land lieblich und friedlich, und ich bin glücklich, daß mein Kind darin Aufnahme finden wird. . . Bahn frei für die andern, soll es dann heißen: Kinder und Kindeskinder! Und wir beide, teurer Freund, gehören nun zur selben Mischpoche, aber recht gründlich! Und wir wollen uns dessen,

nicht nur brüderlich, sondern glaubensbrüderlich erfreuen.

Sie sind natürlich der erste, dem ich von dem frohen Ereignis Mitteilung mache! Das erste „Masseltow“ will ich von Ihnen hören. Die Verlobung wird offiziell erst nach den großen Herbstfeiertagen bekannt gegeben, damit mein Schwiegersohn während dieser heiligen Zeit nicht durch persönliches abgelenkt werde, in seinem hohen Amt. Wir erwarten Sie zur Verlobung, wenn Sie es lieber hören, zum Tnojim-Schreiben, ich bin zu allem bereit, denn ich bin wahrhaft zufrieden. Natürlich werden Sie hier Ihre Wiener Kinder antreffen und sonstige Angehörige der übrigen „Mischpoche“, wie ich hoffe. Jetzt nur ein Wort zur Sache selbst. Dr. Elieser Eisenstädter bewirbt sich schon seit drei Jahren um meine Tochter. Wie es der Würde eines Rabbiners entspricht, auch wenn er jung ist, wie mein Schwiegersohn, mehr in innerem Entzücken, wie in äußerer Verliebtheit, aber seine Besuche in Leipnik wurden, seit er vor 3 Jahren, auf Kewer owes (Gräberbesuch) hier war, und in unserm Hause natürlich ein lieber Gast, immer häufiger, besonders nach seinem Amtsantritt in Teschen. Die alte Heimat hatte, wie er behauptete, eine unwiderstehliche Anziehungskraft für ihn. Dieses Heimatsgefühl erstreckte sich auch auf die Orte, wo ich und meine Familie unsere Sommererholung suchten, und er seinen Urlaub verbrachte und so kams, Herr Rabbiner! Und wissen Sie, was mein Schwiegersohn jetzt ganz frischweg behauptet? Er habe sich in meine Tochter schon damals verliebt, genau wie sein Bruder Josef in Ihre Tochter, bei Herrn Selig Weiß' Hochzeit, wenn Sie darauf bestehen, sage ich sogar: Chassene! Wer hätte das von den Eisenstädterischen sich gedacht?

Und so will ich denn mit Gottes Hilfe dieses Haus auferbauen helfen. Daß ein Landarzt ohne andere kapitalistische Grundlage als seine einstmalige Mischpoche, kein großes Vermögen erwerben konnte, mögen Sie sich wohl denken können, aber meine Arbeit war gesegnet und so vermochte ich doch einige Ersparnisse

zu machen, die nun dazu herhalten sollen, meinen Kindern ein freundliches Heim zu gründen, das sie in Bescheidenheit und Frohsinn zu einer Stätte der Frömmigkeit, Humanität und geistiger Anregung machen mögen. Ein kleines Kapital — ich nenne es absichtlich nicht Mitgift — sicher angelegt, soll sie vor Sorgen schützen, ein von mir etwas erhöhter Zinsenzuschuß ihnen ein wenig Bewegungsfreiheit geben, neben dem für Rabbiner noch immer all zu kleinem Gehalt.

Also, mein lieber Freund, Sie freuen sich mit mir, dessen bin ich gewiß, und nehmen mich herzlichst in die Mischpoche auf.

Viele Grüße Ihnen und Ihren Lieben von Frau und Kindern und Ihrem Sie hochverehrenden

Dr. Herrmann Berger.

Frau Jetti hielt den Brief in den gefalteten Händen, die in ihrem Schoß ruhten, und gedachte der innigen Freude, die dieses Schreiben in ihrem Elternhause hervorgerufen hatte, wo sie mit ihrem Erstgeborenen, Rudi, gerade zu Besuch war. Es war ein rechter Feiertag! Und ihr Vater hatte damals gesagt: „Dr. Berger ist ein herrlicher Mann und ein wahrer Jude und dieser Brief, so voll Wahrhaftigkeit und Ernst und Humor ist ein Dokument von höchster Bedeutung für die ganze Familie." —

Und alles was dann folgte durchlebte sie in ihren Gedanken noch einmal. Die Hochzeit Eliesers mit Anna Berger. Ein Glanzpunkt in den Analen der Familie! So ganz anders, wie Fannscherls Hochzeit und auch wie ihre eigene, die ja allerdings auch schon einen weiten Schritt vorwärts in ein Leben von neuer Gesittung und neuen Formen bedeutete. Aber diese Hochzeit eines jungen Rabbiners und Dr. phil. mit der Tochter eines hochangesehenen Arztes wurde von ihnen allen als eine Phase von ganz besonderer Bedeutung in der Entwicklung der Familie angesehen und hoch bewertet. Die Geschwister waren stolz und glücklich. Ihr Josef und sie mit ihm und Selig Weiß in Saybusch mit seiner Fannscherl und

ihren bereits heranwachsenden Kindern und die Schwägerin Regi samt ihrem braven Schneidermeister und Kathi, die endlich die Hoffnung aufgegeben hatte, auch unter die Haube zu kommen und sogar — Saul! Hier stockte sie, da war sie ja wieder bei dem angelangt, der diesen ganzen Rückblick hervorgerufen hatte.

Saul!

Ganz sicherlich war auch er innerlich sehr beglückt und zufrieden, als er den Bruder Eliezer, für den er immer eine Vorliebe hatte, so in Ehren und Würde sein Haus begründen und eine feine, kluge Frau heimführen sah. Wenn er in seiner gewohnten Manier sich darüber auch nicht äußerte, so konnte man ihm doch ein Verständnis für diese ganz veränderte Situation nicht absprechen. Und wie dann nach einigen Jahren, er lebte damals schon lange bei ihnen in Wien, das fürchterliche Unglück über sie hereinbrach, und Eliezer nach kurzer, schwerer Krankheit starb, da war er in seiner wortlosen, tiefen Trauer rührend gewesen, erschütternd in der stummen Verzweiflung, mit der er die Kunde vom Tode des Bruders empfing. Man empfand seine volle Zugehörigkeit zur Familie, trotz seiner eigentümlichen Art, scheinbar nur geringen Anteil zu nehmen an dem Leben und Treiben, das sich um ihn abspielte . . . nah und fern, denn ein inniger Kontakt verband sie alle miteinander, die Wiener und die draußen, die alte und die neue Generation. Aber als ein treuer Gefährte im Leid erwies er sich, das war zu bedenken, und wie es in einem so großen Familienkreise nicht anders sein kann, gab er ja leider viel zu oft Gelegenheit, sich in dieser Hinsicht zu bewähren. Ihr Vater, Dr. Friedmann, starb, ihm folgten manche andere aus der Sippe, und endlich auch Dr. Berger, hochbetagt. Dieser hatte den Tod seines Schwiegersohns nie verschmerzt, und nur in der Erziehung seiner Enkelkinder, bei der er seiner verwitweten Tochter zur Seite stand, etwas Trost gefunden. Drei Knaben waren es, die in frühestem Kindesalter den Vater verloren hatten . . . was für schwere, trostlose Zeiten für sie alle. . .! Doch Gott hatte ihnen geholfen das Schwere zu ertragen, und

mit neuen Hoffnungen und Wünschen sich dem Leben wieder zuzuwenden. Herrlich wuchsen Eliesers Kinder heran, wie ihre eignen, dachte sie, und auch an Fannscherls zahlreicher Familie und an Regis beiden Söhnen erlebten sie Freude. . . Die Jugend gedieh! Die Alten aber mußten scheiden!

Von ihnen allen war allein nur noch ihr geliebtes Mütterchen da, „bis 100 Jahr" sprach sie aus ihrer Gedankenkette inbrünstig vor sich hin, und erfreute sich des Glückes ihrer Kinder und Enkel, denen es, wie ihr „unberufen" sehr gut ging. Und jetzt?! Wie merkwürdig, jetzt waren sie, die nächste Generation, unmerklich beinahe in die gelichteten Reihen der Alten eingerückt. Daran hatte sie gar nie gedacht, so jung und frisch fühlte sie sich, und so sah sie die andern . . . die Schwäger und Schwägerinnen, und so dachten wohl auch diese.

Nicht Alle!

War nicht soeben erst vor wenig Stunden einer bei ihr, der sagte: „Ich bin alt, ich will mich zur Ruh' setzen. . ." Der Aelteste von ihnen allen, allerdings, aber derjenige, der eigentlich am wenigsten gearbeitet hatte . . . wiederum stieg ein jäher Zorn in ihr auf, kaum daß er überhaupt etwas gearbeitet hat, überlegte sie in wieder aufwallender Erregung. Da blickte sie auf den Brief, den sie noch immer in ihren Händen hielt, und sich emporraffend, suchte sie ihrer Erbitterung Herr zu werden und mit einem befreienden Atemzug rief sie plötzlich:

„Vielleicht ist er so früh alt geworden, weil er nie jung gewesen ist!"

Sie blickte um sich und fand sich allein bei ihren laut ausgerufenen Worten, und lächelnd setzte sie ihr Selbstgespräch fort: „Jetti Eisenstädter, geb. Friedmann, Du predigst hier vor leeren Wänden, aber hoffentlich wirst Du nicht vor tauben Ohren predigen, wenn Du der Mischpoche zurufen wirst: „Bruder Saul will sich zur Ruhe setzen, fragt nicht, wie ich es tat, wie so? warum? wo von? sondern kommt und gebt und helft."

Ihre Energie war wieder erwacht und sie setzte sich nieder und schrieb in diesem Sinne an die in Betracht kommenden Familienangehörigen.

* *
*

Saul Eisenstädter hatte seinen Einzug in die alte Heimat gehalten. Ganz nach seinem Wunsche mit einem von der Mischpoche für ihn zusammengebrachten Monatsbetrag, der es ihm ermöglichte, ohne Sorgen ruhig und still seine Lebenstage dort zu verbringen und dereinst zu beschließen. Das hatte noch gute Wege. Als er damals Wien verließ, fünfzig Jahre alt, hatte sein Bruder Josef ihm noch ins Eisenbahnkupee nachgerufen: „Fahr gesunderheit und mög' es Dir gut gehen, bis hundert Jahr zu gesund."

Und es scheint, als sollte dieser Wunsch in Erfüllung gehen. Denn rüstig und mit geschonten körperlichen Kräften trat er in den Ruhestand, ein „Rentner" von Familiens Gnaden; der Mischpocherentner! So lebt er dort seit vielen Jahren, in einer so gleichmäßigen, behaglichen Weise, daß nichts ihn den Erschütterungen und Erregungen aussetzt, die sonst am Lebensmark der Menschen zehren. Er hatte sich eine ganz eigenartige Stellung in der „Khille" geschaffen. Als Sohn des Melameds und Vorbeters Israel Eisenstädters, seligen Angedenken, genoß er vorweg eines gewissen Ansehens, dann galt er als ein hochgebildeter Mann, der in Olmütz und Wien gelebt, und dort von der großen Welt doch viel gesehen hatte. Dazu wußte man, daß er schon von frühester Kindheit an immer viel gelesen hatte und folglich auch viel wissen mußte, und man rechnet es ihm hoch an, daß ein Mann wie er, in die alte Khille zurückgekehrt war, um dort seine alten Tage zu verleben. Er war völlig unabhängig und bekam sein Geld regelmäßig am ersten jeden Monats, was der Geldbriefträger unter „strengster Diskretion" jedem erzählte, der sich dafür interessierte.

Das waren zur Zeit als er heimkehrte, doch noch manche, und sie erzählten sich in „Schul“ und zu Haus: „Saul Eisenstädter ist zurückgekommen und will hier bleiben und bezieht monatlich seine Rente vom Wiener Bankverein.“

„Hat er denn Vermögen?“ fragte der und jener.

„Er hat genug zu leben“, lautete die Antwort Eingeweihter.

Und so war es in der Tat. Einen kleinen Nebenerwerb verschaffte er sich, als er erst wieder heimisch geworden war, außerdem dadurch, daß er die Jahrzeiten von Gemeindemitgliedern an deren auswärts lebende Angehörige meldete und sich erbot, am Jahrzeitstag für die Hingeschiedenen in der Synagoge die üblichen Seelengebete zu sprechen. Das wurde in fast allen Fällen pietätvoll angenommen und mit einem entsprechenden Geldbetrag vergütet. Und die aus Leipnik stammenden, später an anderen Orten niedergelassenen Gemeindezugehörigen waren es gewohnt und verließen sich darauf gelegentlich solcher Erinnerungstage, von Herrn Saul Eisenstädter eine mit schönster Handschrift geschriebene Postkarte folgenden Inhalts zu erhalten:

Hochverehrte Dame!

Ich erlaube mir Sie darauf aufmerksam zu machen, daß der Jahrzeitstag nach Ihrer seligen, hochehrbaren, guten Frau Mutter am 17. Tischri, diesmal auf Montag, den 9. Oktober fällt, sodaß das Jahrzeitslicht am 8. Oktober (Vorabend) anzuzünden ist. Das Seelengebet werde ich auch dies Jahr am betreffenden Tage in der hiesigen Synagoge abhalten.

Hochachtungsvoll und ergebenst

Saul Eisenstädter.

Diese Benachrichtigungen hatten im Laufe der Jahre sich zu einer völligen Institution herausgebildet, weil nicht nur die, die Saul von früherher kannte, diese

Erinnerungsmitteilungen von ihm erhielten, sondern weil auch andere, in dieser Khille geborenen oder sonst zu ihren Mitgliedern in Beziehung stehenden sich an ihn wendeten mit dem Ersuchen, die Jahrzeitstage ihrer hingeschiedenen Familienangehörigen durch Gebet und Spenden zu begehen. Und es gab ihm einen Nimbus in der Gemeinde, mit wieviel Pünktlichkeit, Gewissenhaftigkeit und echter Frömmigkeit er diesen pietätvollen Wünschen nachkam. Wenn er mit seinem Bratenrock von anno dazumal und seinem glattgebürsteten Cylinder gravitätischen Schritts nach der Synagoge ging, sahen ihm die Leute mit Ehrerbietung nach und jeder wußte, heute wird für das Seelenheil von Herrn oder Frau soundso „Kaddisch" gesagt. Und manch eine Erinnerung, manche Zusammenhänge an die, die dieser Khille entstammten, wurden dadurch lebendig. Saul Eisenstädter verkörperte die Vergangenheit dieses kleinen Gemeindewesens und er wußte auch zu erzählen, was aus dem und jenem geworden, der hinausgegangen war in die Welt, „hinaus ins feindliche Leben," wie er es noch immer nannte. Von gutem Vorwärtskommen, von gesicherten Existenzen, glänzenden Karrieren konnte er berichten, auch von manchem Untergang und manchen Gescheiterten. So erhielt er immer einen Kontakt aufrecht zwischen der kleinen, altjüdischen Heimat und der großen Welt draußen. Und wenn er „Schabbesnachmittag" in dem engen, niedrigen Kaffeehaus, an der Ecke des Marktplatzes, nach „Mincha" seine „Schale Melange" trank, den einzigen Luxus, den er sich allwöchentlich gönnte, sammelten sich um ihn seine Glaubensgenossen und hörten ihm zu. So wurde er allmählich eine „Persönlichkeit" in der Khille. Denn nicht nur für das Schicksal der Einzelnen erweckte er Interesse, auch das Weltgetriebe, das er in seiner Art verfolgte, brachte er ihrer Teilnahme näher. Schon zur Zeit, da er in Wien lebte, hatte er in dem geistig belebten Hause seines Bruders seine Aufmerksamkeit den Ereignissen des öffentlichen Lebens zugewendet. Er las die Zeitung von der ersten bis zur letzten Zeile, natürlich anders, als in seiner früheren mechanischen Lesegewohnheit.

Und wenn er sich auch weiterhin nicht äußerte, so bekam er als stiller Zuhörer, bei den lebhaften Gesprächen und Diskussionen des Eisenstädterischen Kreises, doch ganz andere Einblicke in die Vorgänge, von denen die Zeitung berichtete, und die „Neue freie Presse“ wurde damals seine Welt. Sie nahm er mit, als er sich zur Ruhe setzte und das erste was er tat, als er dort seine künftige Existenz festgestellt hatte, war, daß er auf die „Neue Freie“ abonnierte. Selbstverständlich konnte er das Blatt nicht direkt beziehen, aber er fand einen Ausweg es sich zu verschaffen, wie er in folgendem Briefe an seine Schwägerin berichtete:

Liebe Schwägerin Jetti!

Deine Postanweisung und Deine guten Wünsche zum Pfingstfeste habe ich bekommen. Du kannst Dir leicht denken, wie erfreut und zufrieden ich bin, daß es speziell Deiner Bemühung und Fürsprache gelungen ist, mir einen ansehnlichen Betrag vierteljährlich zugehen lassen zu können. Meine Lage wird nun eine ganz gute sein und ich kann die Lebenszeit, die mir noch bestimmt ist, behaglich und sorgenfrei verbringen. Du hast, liebe Jetti, noch erwähnt, falls ich hie und da einen Wunsch haben sollte oder mir eine Extraausgabe erwachsen sollte, mich getrost an Euch zu wenden. Ich danke Euch für diese Güte bestens, aber ich werde davon keinen Gebrauch machen. Ich teile mir die fixierten Beträge derart ein, daß auch für eine unvorhergesehene Ausgabe die nötige Deckung vorhanden ist. Wenn Ihr aber in Eurer Güte und Liebenswürdigkeit glaubt, außer den nunmehr festgesetzten vierteljährlichen Beträgen, noch ein übriges tun zu müssen, so könntet Ihr mir zu dem Osterfeste, zu den Pfingstfeiertagen und zu den hohen Festtagen einen beliebigen Betrag als Extrazulage zugleich mit der jeweiligen Vierteljahres-Sendung zukommen lassen, wofür ich Dir sehr zu Dank verpflichtet wäre. Besonders zu den Osterfeiertagen wird der Geldbeutel immer sehr in Mitleidenschaft gezogen, da alles, was da benötigt wird,

sehr teuer ist, namentlich Fleisch, Eier, Pflaumen, Osterbrote und Gänsefett; bei mir wird noch streng rituell Haus geführt. Die Frau, bei der ich wohne, besorgt mir die Aufwartung und Küche. Es ist die Witwe des Tempeldieners, Frau Fischel, bei der ich im Parterre ein Kabinett mit separatem Eingang vom Vorzimmer aus inne habe. Sehr rein, licht, trocken und moderne große Fenster, ich glaube, ich bin da sehr gut untergebracht, sie kocht in ihrer Küche für mich mit und was das beste dabei ist, ich wohne wieder in demselben Hause, wo ich das Licht der Welt erblickte und von wo ich dann hinaus zog ins feindliche Leben, um endlich wieder heimzukehren! Die Witwe Fischel hat nämlich eine Wohnung im alten Schulhaus inne, das in einige kleine Wohnungen eingeteilt und vermietet wurde, nach der Erbauung des neuen, prachtvollen Schulhauses, das Leipnik sich gelobt zu Gott, leisten konnte. Ich bitte Dich, liebe Jetti, an Geschwister und Verwandten dies mitteilen zu wollen und auch, daß ich gesund bin und von allen sonstigen Ubikationen nunmehr Abstand nehmen kann. Gleichzeitig mache ich Dich aufmerksam, daß die bevorstehende Jahrzeit nach Deinem seligen, teuren Vater, Herrn Rabbiner Dr. Friedmann, am 20. Siwan ist also auf Dienstag, den 16. d. M. fällt, das Jahrzeitslicht ist demnach am Montag Abend anzuzünden und ersuche ich Dich auch unserm Schwager Selig Weiß zu vermelden, daß er nach seiner Mutter am 27. Siwan Jahrzeit hat. Ich werde wie alljährlich hier im Tempel die beiden Jahrzeiten in üblicher Weise abhalten.

Den andern Lieben werde ich demnächst auch direkt einige Zeilen zugehen lassen, um mich für ihre mir gewährten Wohltaten zu bedanken und mich ihrem ferneren geneigten Wohlwollen zu empfehlen. Ich weiß, daß es sie freuen wird zu hören, daß es mir gut geht und ich mich für mein Alter hier behaglich eingerichtet habe. Die „Neue freie Presse" habe ich in „sub" abonniert, d. h. im Nachabonnement. Ich bekomme sie immer am dritten Tage nach ihrem Erscheinen von Herrn Apotheker Rohadschek, wo ich sie

mir immer Mittag abhole. Die Apotheke ist ganz in meiner Nähe. Die Leute wußten hier garnicht, daß es so was gibt und ich erklärte ihnen, daß ich das in Wien gesehen habe. Der Herr Apotheker war ganz einverstanden als ich es ihm offerierte. Ich bezahle dafür 50 Kreuzer monatlich und gebe sie dann am nächsten Tage wieder in „sub“ dem Hilfslehrer von der Volksschule, Herrn Waniek ab, ein sehr gebildeter Mann, für 20 Kreuzer monatlich und so kostet mich meine Zeitung 30 Kreuzer monatlich und ich habe sie bei mir zu Hause und kann sie lesen und gründlich ausstudieren, wie es mir beliebt.

Mit vielen Grüßen an Bruder Josef, Rudi, Edy und Malchen und ihre Freunde, verbleibe ich Dein treuer Schwager

Saul Eisenstädter.

Dieser Brief erregte, wie Saul richtig vermutete, herzliche Freude in der Familie. Besonders die Jugend im Eisenstädterischen Hause stellte mit Genugtuung fest, wie gebildeter Ausdrucksweise Onkel Saul sich befleißigte und wie er jede jüdische Bezeichnung vermied, von Ostern und Pfingsten sprach und sogar die „Mazzes“ als „Osterbrote“ bezeichnete. Das Schreiben wurde von einem zum andern Familienherd gesandt. So gelangte es von Wien aus nach Saybusch an Fannscherl und Selig Weiß, an Regi und ihren Schneidermeister nach Kaschau, an Frau Dr. Eliefer Eisenstädter nach Teschen, und sogar an Kathi . . . und überall erweckte es bei den Geschwistern, den Schwägern und Schwägerinnen, den Neffen und Nichten lebhafte Teilnahme. Man hatte ein altes Versorgungskind in der Familie, das war ganz gut und erbaulich und schuf einen Zusammenhang mit der Heimat der Väter. Und Edy Eisenstädter, der Witzbold unter ihnen prägte das Wort: „Der Mischpocherentner.“

Vorwärts und aufwärts schritt die Jugend. Hohen Zielen entgegen. In verschiedenen Gebieten taten sie sich dann hervor und nahmen im öffentlichen Leben angesehene,

sogar hervorragende Stellen ein. Dahin und dorthin hatten ihre Lebensschicksale sie geführt. Es gab Eisenstädters in Wien, in Berlin, in London und New York, überall in ausgezeichneten sozialen Positionen. Sie hafteten nicht an der Scholle, aber einer von ihnen lebte in einem weltfernen kleinen Oertchen, der für sie alle das Heimatsgefühl in sich kristallisierte. Im „Stammhaus“, wie er die alte, längst baufällig gewordene Gemeindeschule nannte. Saul Eisenstädter! Und sie achteten ihn und wetteiferten, ihm Gutes und Liebes zu erweisen, wenn auch die wenigsten von ihnen ihn persönlich kannten. Aber sie kannten sein Leben und seine Lebensart, und dieses Verharren im Hergebrachten, das gemildert durch das Alter und den Frieden seiner Tage, die Form des Eigensinns längst verloren hatte. Und wenn sie zusammentrafen, dann plauderten sie gern von ihrem „Mischpocherentner“ und amüsierten sich köstlich, wenn Frau Jetti, die ihn von Zeit zu Zeit besuchte, erzählte, wie er seinen Landsleuten und Glaubensbrüdern mit seiner politischen Weisheit und sonstigen Kenntnissen imponierte, wenn er das, was er in seiner Zeitung gelesen, ihnen zum besten gab. Denn immer noch las er die „Neue freie Presse“ vom Kopf an bis zu den verantwortlichen Feststellungen der letzten Zeile: vom Druck und Inseraten und Papier. Wort für Wort, mit pedantischer Genauigkeit, und erst als er sich halblaut versichert hatte, daß auch darin nicht die mindeste Aenderung eingetreten war und Alles blieb wie bisher, und Tag für Tag, war er befriedigt. Dafür war er auch ein unbedingter Kenner aller Ereignisse des öffentlichen Lebens geworden. Politik, Kunst, Wissenschaft, Theater, kommunale Angelegenheiten, die Chronik des Tages mit ihrem vielgestaltigen Treiben, Erdbeben, Wasser- und Feuersnot, nichts entging seinem wachsamen Auge. Und wenn er auch manchmal den griechischen Kronprinzen zum König von Abessinien machte, oder den Sultan nach Spanien versetzte, er wußte um Abessinien, dem Sultan und Spanien, und sprach darüber mit großer Sicherheit. Ganz zu Hause aber war er in den Balkanstaaten, denn das ging Oesterreich an, und dieses Land liebte er, wie ein echter

Patriot. Nichts ging über seinen „Kaiser“ und über sein „Wien“. Wieso er zu dieser Treue kam, wußte niemand, er selbst kaum zu erklären. Es war eben so, „da war nichts zu machen!“ Was in diesen höfischen Kreisen sich ereignete war für ihn von höchster Wichtigkeit. Er kannte jede Hofansage auswendig, und die Berichte von den Wiener Festlichkeiten waren ihm die liebste Unterhaltung. Die „Fürstin Metternich“ spielte in seinem Dasein eine so große Rolle, als wäre er bei allen ihren Wohlfahrts-Veranstaltungen Zeuge ihrer Erfolge. Und dann gab es noch ein Land wo er Bescheid wußte wie kein zweiter, Das war Rußland. Am Zarenhof: dem Zaren, der Zarin, ihren Kindern, sämtlichen Großfürsten mit ihren Gemahlinnen und Geliebten wußte er genau Bescheid. Er kannte die Minister, die Häupter der Verschwörungen, die alten und die neuen Einrichtungen des Landes. Er wußte um alle Beamtenunterschlagungen, um die Verfolgungen, die Verbannungen, die revolutionären Umtriebe und die Gemeinheiten der echt russischen Leute. Alles was das Leben in diesem reizvollen Lande aufwühlt an Rückständigem und Unwahrscheinlichem war ihm geläufig, so weit er es in seiner Zeitung verfolgen konnte. Er kannte jeden Pogrom von Sibirien und Alt-Rußland an bis an die Grenzen europäischer Kulturländer, und wie er sein Oesterreich liebte, so haßte er dieses Land, aus allen Kräften seiner Seele, und nannte es als Ausdruck seiner tiefsten Verachtung nur „Asien“. So konnte man ihn den lauschenden Nachbarn erzählen hören: „In Asien war schon wieder ein Pogrom: zu Buß gesagt, in Lodz“, oder „in Asien haben sie Pobodonowschefen nach Livadia berufen. . .“

Neben seiner Zeitung aber gab es für ihn noch eins. Die Familie, der er zugehörte und die sein höchster Stolz geworden war, im Laufe der Zeiten. Alle Vorkommnisse im Familienkreis wurden ihm mitgeteilt. Und er gab bei allen Anlässen, in Freud und Leid in kalligraphisch geschriebenen pathetischen Briefen seiner Anteilnahme an den Ereignissen Ausdruck. So zog sein Leben dahin, still und friedlich und seine „jüdischen Tage“ die Sabbate

und Feste waren ihm gesegnet. Davon überzeugten sich einmal seine beiden Neffen, der Bankdirektor Rudolf Eisenstädter aus Wien und der Schriftsteller Dr. Richard Eisenstädter aus Berlin, seines verstorbenen Bruders Eliefer ältester Sohn, mit inniger Freude und Genugtuung, als sie Onkel Saul zu seinem siebzigsten Geburtstag aufsuchten, um ihn persönlich zu beglückwünschen, und auch das alte „Stammhaus" einmal zu sehen.

Und als sie dann am Abend im kleinen Wirtshaus des Städtchens beisammen saßen und über diese, bis in die neue, moderne Zeit hineinragenden Gepflogenheiten im Judenleben sprachen, sagte Dr. Richard Eisenstädter: „Es ist eine nationale Eigentümlichkeit, deren Berechtigung in der Ausdauer und Zähigkeit unserer Volkheit zu suchen ist, und die im letzten Grunde im Sittlichen wurzelt."

Mitteilungen

aus dem

Verband der Vereine für jüdische Geschichte und Literatur in Deutschland.

Herausgegeben vom Geschäftsführenden Ausschuß

No. 19.	Berlin, im Dezember.	1911.

Zur Geschichte des Verbandes.

Die Tätigkeit der Verbandsleitung im verflossenen Geschäftsjahr bestand neben den erforderlichen laufenden Arbeiten hauptsächlich darin, unserer Organisation neue Anhänger und Gönner zu gewinnen und den von allen Freunden unserer Bestrebungen seit langem gehegten Wunsch, einen Verbandstag einzuberufen, zu verwirklichen. Dieser, der vierte Verbandstag seit der Begründung unserer Organisation in Hannover, fand am 12. Juni d. J. in Berlin im Burghotel statt und war von etwa 70 Delegierten aus allen Teilen des Reiches wie auch von einer stattlichen Anzahl geladener Ehrengäste besucht. Ueber den Verlauf der Verhandlungen erstatten wir den nachstehenden Bericht:

Der Vorsitzende Dr. E l b o g e n eröffnete die Versammlung und richtete an die Delegierten folgende Begrüßungsworte: Wir freuen uns, daß Sie unserm Rufe gefolgt sind. Ich rufe Ihnen den prophetischen

Gruß an die Fernen und Nahen zu, besonders dem Delegierten des Rabbinerseminars, Herrn Dr. Wohlgemuth, des Rabbinerverbandes, Herrn Dr. Eschelbacher und dem Vorstand und Delegierten der jüdischen Gemeinde, Herrn Geheimrat Professor Dr. Landsberg. Die jüdische Gemeinde Berlin hat den regsten Anteil an dem Berliner Literaturverein genommen, sie hat als erste uns mit einem großen Beitrag unterstützt und hat ferner in letzter Zeit außerordentlich viel aufgeboten für die Förderung der Studien jüdischer Wissenschaft und Literatur. Wir begrüßen es auch heute mit besonderer Freude, daß viele deutsche Vereine vertreten sind. Wir vermissen leider einige bedeutende Männer, die noch an dem letzten Verbandstage und an den früheren teilnahmen, es ist eine große Lücke, die der Tod in unserer Reihe gerissen hat; es sind zum größten Teil die Begründer des Verbandes, die besten Namen in der deutschen Judenheit: Alphonse Jacobson, Willi Bambus, Siegfried Freund-Dortmund, Oscar Berlin und der zuletzt verstorbene Hirsch Hildesheimer, nicht der letzte unserm Herzen. Besonders aber haben wir den Verlust von Gustav Karpeles zu beklagen. Man braucht den Namen nur zu nennen, die Wunde wird wieder frisch, die ganze Schwere und Herbe des Verlustes wird wieder neu. Er war nicht nur der Begründer des Verbandes, sondern man darf sagen, er war der Verband und der Verband war er. Von ihm stammt die Idee der Begründung des jüdischen Geschichts- und Literaturverbandes. Seit 1895 hat er an der Spitze des Verbandes gestanden, er hat den Verband ausgestaltet. Alle Ideen, die der Verband bisher ausgeführt hat, entstammen dem Kopfe Gustav Karpeles, und seine Tatkraft hat an ihren Ausführungen begründeten Anteil gehabt. Wir werden Ihnen später vorschlagen können, wie wir seinen Namen in unserer Mitte erhalten wollen. Der Name Gustav Karpeles wird stets in Dankbarkeit und zum Segen genannt werden."

Die Delegierten erhoben sich zu Ehren der Verstorbenen von den Sitzen.

Der Vorsitzende erteilte dem Vertreter der jüdischen Gemeinde, Herrn Geheimrat Professor Dr. Landsberg das Wort.

Geheimrat Landsberg: Meine sehr verehrten Herren! Der Vorstand der jüdischen Gemeinde Berlin hat mir den dankbaren Auftrag übertragen, den Verein in seinem Namen zu begrüßen. Meine Herren! Den wärmsten Dank schuldet die Gemeinde Berlin dem hiesigen Verein und dem Verbande. Ich habe heute die Akten des Vereins durchblättert, und ich muß sagen, ich bin erstaunt und begeistert von der großen Leistung, die der hiesige Verein für die Gemeinde getan hat, durch Vorträge, Diskussionsabende und Fortbildungskurse. Nicht minder wichtig ist das, was der Verein für die Fortbildung und Ausbildung unserer jüdischen Religionslehrer geleistet hat. Dafür spricht die jüdische Gemeinde ihren Dank aus. Sie gedenkt dabei mit Wehmut des langjährigen Leiters, des schon mit beredten Worten gedacht wurde, des verewigten Gustav Karpeles,

der so unendlich viel für die jüdische Geschichte und Literatur getan hat. Die Gemeinde wünscht, daß in seinem Sinne der Verband weiter wachse und blühe, daß die gemeinsame Arbeit weiter gedeihen möge und der Verband an Kraft zunehme. Die jüdische Gemeinde kann den Verband nur mit größtem Wohlwollen begrüßen."

Der Vorsitzende dankte im Namen des Verbandes und erteilte Herrn Rabbiner Dr. Eschelbacher, dem Vertreter des Rabbinerverbandes das Wort.

Dr. Eschelbacher: Im Namen und im Auftrage des Rabbinerverbandes begrüße ich Sie und entbiete Ihnen die besten Wünsche für Ihre weitere Wirksamkeit. Ihre vorzügliche, hohe Wirksamkeit liegt auf einem Gebiete, das zuerst die Rabbiner bearbeitet haben, das aber doch der Mitarbeit bedarf. Ihr Verein bildet einen neuen Teil in der Geschichte der Juden. Der Rabbiner der alten Zeit konnte vorwiegend ein Gelehrter sein und auch mit Jünglingen, die durch ihn in die Wissenschaft eingeführt wurden, Studien treiben. Heutigen Tages haben wir es immer mehr erkannt, wie notwendig es ist, nicht nur auf der Kanzel und in der Studierstube über das Judentum zu sprechen, sondern in unsern Vereinen auf den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft zu arbeiten. Es gilt besonders in unserer Zeit, dem Indifferentismus und Abfall zu steuern. . Nicht besser aber können wir ihm entgegentreten, als wenn wir die Kenntnis der jüdischen Geschichte und Literatur verbreiten. Es ist sehr wichtig, daß uns darin der Laie unterstützt und zur Seite steht, denn dem Rabbiner begegnet das Vorurteil, daß er von einem beschränkten Standpunkte spricht. Wir freuen uns, daß die Zahl der Belehrer über das Judentum in weiten Kreisen zunimmt, daß das Interesse für die Geschichte und Literatur des Judentums immer mehr geweckt wird. Wir können nicht genug auf unsere Vergangenheit hinweisen, auf das Ringen und Kämpfen und auf die Schöpfungen unserer Vorfahren, in denen wir unerschöpfliche Lebenskraft finden und die uns ermutigen zur Arbeit für die Zukunft. Darum wollen wir uns von den trüben Erlebnissen nicht bestimmen lassen, sondern wollen auf das Schöne und Hoffnungsvolle blicken und Mut fassen im Hinblick auf unsere Vergangenheit."

Vorsitzender: Wir danken Herrn Rabbiner Dr. Eschelbacher für seine Worte und treten für ein treues Zusammenhalten mit den geistigen Führern, die in dem Rabbinerverbande kulminieren, ein. — Hierauf erstattete der Schatzmeister Herr Alois A. F. Marcus den Kassenbericht, dessen Details wir aus Raummangel hier nicht aufführen können. Der Antrag auf Erteilung der Decharge wurde einstimmig angenommen und dem Schatzmeister der Dank der Versammlung ausgesprochen.

Herr Benas Levy machte sodann Vorschläge, wie das nach seiner Ansicht nicht genügend rege Leben vieler Vereine zu heben sei, und wie ein intensiverer Gedankenaustausch durch die verschiedenen

Vereine gefördert werden könnte. Auf Veranlassung des Vorsitzenden behielt sich Herr Levy vor, diesen Antrag zu formulieren.

Die Versammlung wählte darauf ein Bureau, bestehend aus den Herren Justizrat Dr. Fedor Stern-Berlin als Vorsitzenden, Hähnlein-Bochum als stellvertretenden Vorsitzenden, Landesrabbiner Dr. Mannheimer-Oldenburg und Stadtrat Neumark-Krotoschin als Beisitzer, Dr. Paul Homburger-Karlsruhe als Schriftführer. Hierauf erstattete der geschäftsführende Vorsitzende Herr Dr. Elbogen den Geschäftsbericht. Der Verband hatte zum Ersatz für die verstorbenen Mitglieder zunächst Herrn Professor Philippson zum Vorsitzenden zu wählen gewünscht, da dieser aber bedauerlicherweise ablehnte, ihn zum Ehrenpräsidenten ernannt. Zum geschäftsführenden Vorsitzenden wurde ich gewählt, zum Schatzmeister Herr Alois A. F. Marcus. Außerdem hat der Vorstand die Zahl der Ausschußmitglieder bedeutend erhöht, um für den Verband mehr Boden in den Gemeinden zu schaffen. Die Zahl der Vereine ist seit der letzten Delegiertenversammlung ebenfalls gewachsen, sie beträgt jetzt 220, aber damit ist die Ausdehnungsfähigkeit noch nicht an ihre Grenzen gelangt, es gibt noch viele ganz große Gemeinden, in denen derartige Vereine noch nicht bestehen. Von den Leistungen des Verbandes seit der letzten Tagung ist hervorzuheben, die Veröffentlichung der Parallelen zwischen Judentum und Christentum, die Dank dem Eingreifen des Vorstandes der Berliner jüdischen Gemeinde in 100000 Exemplaren vertrieben worden seien. Die notwendige Ergänzung zu den Parallelen, „Die Unterscheidungslehren zwischen Judentum und Christentum" werden jetzt vom Berliner Verein bearbeitet. Ferner hat der Verband das Erscheinen der 2. Auflage von Karpeles, „Geschichte der jüdischen Literatur", ermöglicht, die zu einem so billigen Preise veröffentlicht worden ist, daß sie tatsächlich von jedermann angeschafft werden kann. Bei dieser Gelegenheit schlagen wir vor, den Wanderrednerfonds Dr. Karpelesfonds zu nennen, um dabei sein Andenken auch äußerlich hervorzuheben. Der Wunsch des letzten Verbandstages um rechtzeitige Veröffentlichung der Rednerliste ist erfüllt worden, ebenso ist das Jahrbuch wie bisher erschienen, und die 14 Bände des Jahrbuches stellen eine schöne Sammlung gediegener, belehrender Aufsätze dar. Den kleinen Vereinen ist Material, zum Teil auch Bücher zur Verfügung gestellt worden, ebenso wurden aus dem Wanderrednerfonds an die Bezirksverbände wiederholt Subventionen bewilligt, letztere natürlich nur in geringer Höhe, denn die Mittel des Verbandes waren und sind nur außerordentlich bescheiden. Die wenigsten Vereine leisteten einen Beitrag, selbst große Vereine schickten ihn nicht. Diese Zustände müssen aufhören, wenn der Verband dasjenige leisten soll, wozu er berufen ist, er betrachte es noch immer als seine Aufgabe, das wirkliche Studium der jüdischen Geschichte und Literatur zu fördern. Der Verband muß darum ein organischer Zusammenschluß aller Vereine sein, in dem die schwachen Glieder bei den starken Anlehnung und Stütze finden. Das Studium der jüdischen Geschichte und Literatur, ein

Produkt der neueren Zeit, ist hervorgerufen worden zunächst durch die Notwendigkeit der Abwehr. Als die Juden Bürgerrechte forderten, mußten sie nachweisen, daß sie schon lange im Lande wohnten, daß ihre Rechtszustände früher günstiger gewesen waren, nur im Laufe der Zeit sich verschlechtert hatten und daß ihre äußere soziale, unglückliche Lage durch die Verschlimmerung ihrer Rechte herbeigeführt wurde. Da man ihnen entgegenhielt, daß sie bis dahin für die Weltkultur nichts geleistet hätten, mußten sie auf ihre reiche Literatur hinweisen, die ein wichtiger Beitrag zur Wissenschaft und Kultur gewesen ist und sehr wertvolle ethische Lehren enthält. Diese Notwendigkeit der Abwehr und der Verbreitung der Kenntnis der jüdischen Geschichte ist auch heute noch vorhanden, aber das darf nicht das letzte Ziel sein! Die letzte Aufgabe ist die, das Studium der jüdischen Geschichte und Literatur als Selbstzweck zu betreiben, damit wir unsere Geschichte kennen lernen, damit wir wissen, wie unsere Väter gelebt und gedacht, was sie geleistet und gewirkt haben, damit wir wissen, daß wir überhaupt Väter hatten. Was unserer Zeit besonders nottut, ist ein gesundes, gefestigtes Selbstbewußtsein, in der Ueberzeugung, einem alten, starken Stamm entsprossen zu sein, der in der Welt und für die Welt viel geleistet, der Aufgaben geschaffen, die fortzusetzen sind, Gedanken in die Welt gesetzt hat, an denen wir weiter zu arbeiten haben. Darum nennt man die Geschichte eine aristokratische Beschäftigung, weil sie den Menschen mit einem Hochgefühl erfüllt, ihm das Bewußtsein einer Vergangenheit gibt und ihm darin eine Stütze für die Zukunft bietet. Nur eine Gemeinschaft, die fest in der Vergangenheit wurzelt, kann für die Zukunft wirken, für die wir vor allem in unserem Verbande zu arbeiten entschlossen sind." — Reicher Beifall lohnte den Redner.

Dr. Wohlgemuth begrüßt die Versammlung im Namen des Rabbinerseminars und gibt der Sympathie Ausdruck, deren sich der Verband erfreut.

Auf Anregung von Professor Philippson wird beschlossen, in die Beratung der Statuten einzutreten und im Anschluß an dieselben, die gestellten Anträge, sowie die in der Versammlung bereits gegebenen Anregungen zu beraten.

Im Anschluß an § 3 begründet Rabbiner Dr. Samuel-Essen seinen Antrag: „Der Verbandstag wolle beschließen, eine periodische Zeitschrift als Verbandsorgan zu begründen, die populären und wissenschaftlichen Charakters sein und ganz den Interessen der Literaturvereine dienen soll."

In der darauf folgenden Debatte werden bei aller Anerkennung der wertvollen Anregung doch schwere Bedenken in Bezug auf die Durchführbarkeit des Antrags geltend gemacht. Abgesehen von den materiellen Schwierigkeiten, denen der Verband bei seiner sehr schwachen finanziellen Grundlage keineswegs gewachsen wäre, fehle uns auch im Augenblick noch die nötige Kraft zur Leitung und Ausgestaltung eines solchen Organs. Es wäre ferner eine Zersplitterung zu befürchten, da auch die vorhandenen jüdischen Zeitschriften sich

sehr viel mit Literaturbesprechungen und Literaturvereinen befassen. Die Versammlung beschließt, die Anregung Essen vorläufig für die nächste Tagung zurückzustellen.

Bezüglich der Rednerliste wird der Antrag Thorn verlesen: „Der Verbandstag wolle beschließen, mit Rücksicht auf den Hauptzweck der Literaturvereine, der in einer möglichst weiten Verbreitung von Kenntnissen in der Geschichte des Judentums besteht:

1. bei der Wahl der Vortragsthemen für eine größere Anpassung derselben an den obengenannten Zweck Sorge zu tragen,
2. eine größere Heranziehung von Vereinsmitgliedern zur eigenen Betätigung durch kleinere Vorträge und Referate anzustreben.
3. Der Verbandstag wolle beschließen: „In die jährlich erscheinende Rednerliste sollen nur solche Redner aufgenommen werden, die dem Verbandsvorstande nach sorgfältiger Prüfung geeignet erscheinen, die den Vereinen für jüdische Geschichte und Literatur gestellten Aufgaben zu fördern."

Professor Horrowitz begründet diesen Antrag: „In der Reihe der jüdischen Institutionen nehmen die Vereine für jüdische Geschichte und Literatur eine hervorragende Stellung ein. Sie sind es, die für unsern Glauben eintreten und die Lehren und Kenntnisse des Judentums verbreiten wollen. Diese Aufgabe ist nicht leicht. Es ist vielfach mit Dankbarkeit und Liebe des verewigten Gustav Karpeles gedacht worden, der mit beispielloser Liebe die Vereine gefördert hat, dessen Werk weiter fortzusetzen unsere höchste Aufgabe ist. Es handelt sich in unsern Vereinen nicht so sehr um gelehrte Studien, als darum, in den kleinen Städten und Mittelstädten die Kenntnisse der jüdischen Geschichte und Literatur möglichst weit zu verbreiten, der Masse Aufklärung zu bringen, denn wer das Judentum kennt, lernt es lieben und schätzen, und das beste Mittel, die Liebe und Treue zu erhalten und den Stolz auf das Judentum wachzurufen, ist die Verbreitung der Kenntnisse der jüdischen Geschichte und Literatur. Es ist nicht nur die Aufgabe der Kanzel, sondern auch Aufgabe des Laien, den sittlichen, ewigen Inhalt des Judentums zum Eigentum der Menge zu machen. Es müssen nicht nur Gelehrte, sondern auch Laien als Redner gewonnen werden, und die Vereine oder eventl. der Verband müßten ihnen das notwendige Material zur Vorbereitung der Vorträge liefern."

In der sehr anregenden Debatte, an der sich die Herren Kälter-Danzig, Mannheimer-Oldenburg, Loeser-Berlin, Strauß-Elberfeld, Rosenthal-Cöln, Goldschmidt-Dortmund, Goldmann-Oppeln beteiligten, wird der Antrag Thorn allgemein gutgeheißen. Es wird außerdem der Wunsch ausgesprochen, daß die Vereine, wie es besonders im Rheinlande mit bestem Erfolg geschehen ist, die Vortragsthemen stellen und dafür Redner zu gewinnen suchen. Der Verein Köln hat sogar wiederholt ganze Cyclen in dieser Weise halten lassen und beabsichtigt, im nächsten Winter sämtliche Vorträge um die Jubiläumsfeier der Emanzipation der preußischen Juden zu gruppieren. Auch Kurse nach dem Muster derer, die in Berlin lange Jahre bestanden haben,

werden zur Einrichtung empfohlen. Von allen Seiten wird ferner die größte Sorgfalt bei der Aufstellung der Rednerliste gewünscht, und es wird sogar beantragt, eine schwarze Liste von nicht geeigneten Rednern herauszugeben. Auch wäre durch Errichtung von weiteren Bezirksverbänden eine engere Verbindung der Literaturvereine unter einander zu bewirken. Im Anschluß daran gelangen folgende Anträge zur Verlesung: Dr. Kälter-Danzig: „Der Verband soll in jedem Jahre regelmäßig 10 sorgfältig ausgewählte, ihm geeignet erscheinende Redner beauftragen, je einen Vortrag über ein vorgeschlagenes Thema zu übernehmen und sich dem Verbande zu einem bestimmten Zeitpunkte zur Verfügung zu stellen. Die Auswahl der Themata soll so erfolgen, daß 5 Vorträge einen geschlossenen Cyclus bilden. Den Vereinen, bezw. Bezirksverbänden soll rechtzeitig im August jedes Jahres von dem gewählten Cyclus und den gewählten Rednern Nachricht gegeben werden."

Hähnlein-Bochum: „Die Versammlung beschließe, den in den neuen Satzungen vorgesehenen erweiterten Vorstand zu beauftragen, unter Berücksichtigung der gestellten Anträge in eine Beratung darüber einzutreten, wie die Rednerliste und die Vortragsthemen für die Folge gestaltet werden sollen und die heutigen Anträge als Material zu überweisen." Der Antrag Hähnlein wird einstimmig angenommen. Ebenso einstimmig wird der Antrag Berlin-Memel angenommen, daß nur den Vereinen, die einen regelmäßigen Jahresbeitrag an den Verband entrichten, das Jahrbuch zu einem ermäßigten Preis geliefert werden soll. Die Anträge Thorn und Kälter-Danzig werden als Anregung entgegen genommen. Bei § 4, der die Höhe der Beiträge festsetzt, wird folgender Antrag Braunschweiger-Kattowitz angenommen: Vereine, die einem Bezirksverbande angehören, sind, wenn dieser korporativ Mitglied des Verbandes ist, von selbst, eventuell gegen ermäßigten Beitrag, Mitglieder des Verbandes. Das Statut wird schließlich in folgender Fassung angenommen:

Satzungen.

§ 1. Der Verband führt den Namen „Verband der Vereine für jüdische Geschichte und Literatur in Deutschland." Die Geschäftsführung des Verbandes hat ihren Sitz in Berlin.

§ 2. Der Verband hat hauptsächlich den Zweck, in allen jüdischen Gemeinden des deutschen Reiches Vereine für jüdische Geschichte und Literatur zu gründen und die bereits bestehenden in ihrer Tätigkeit zu fördern.

§ 3. Seinen Zweck soll der Verband insbesondere zu erreichen suchen:

1. durch Unterhaltung eines Sekretariats zur Beschaffung wissenschaftlichen Materials für Vereine und Redner und Erteilung von Auskünften;
2. durch Veröffentlichung von Rednerlisten, die sämtlichen Vereinen gratis zuzustellen sind;

3. durch eine gemeinschaftliche Publikation (Jahrbuch) und sonstige periodische Schriften, die den dem Verbande angeschlossenen Vereinen zu einem ermäßigten Preise abzugeben sind;
4. durch Wanderredner, unentgeltliche Ueberweisung geeigneter Schriften an unbemittelte Vereine und Subventionierung derselben bzw. der Bezirksverbände nach Maßgabe des Vereinsvermögens.

§ 4. Die Mitglieder des Verbandes werden in ordentliche, außerordentliche, immerwährende und Ehrenmitglieder eingeteilt.

1. Ordentliche Mitglieder sind die Vereine für jüdische Geschichte und Literatur, die einen jährlichen Beitrag von mindestens 30 Pf. für jedes ihrer ordentlichen Mitglieder zahlen;
2. außerordentliche Mitglieder sind diejenigen Männer und Frauen, die an den Verband aus Interesse für seine Bestrebungen einen Jahresbeitrag von mindestens 5 Mk. entrichten;
3. immerwährendes Mitglied sind diejenigen, die dem Verband zur Förderung seiner Ziele eine einmalige Summe von 300 Mk. zuwenden;
4. über die Ernennung von Personen, die sich um den Verband verdient gemacht haben, zu Ehrenmitgliedern, entscheidet der Vorstand des Verbandes.

§ 5. Der Vorstand des Verbandes besteht aus mindestens 25 Personen, von denen fünf: der erste Vorsitzende, der Sekretär, der Schatzmeister und zwei Beisitzer den geschäftsführenden Ausschuß bilden und ihren ständigen Wohnsitz in Groß-Berlin haben müssen. Der Vorstand besitzt das Recht der Kooptation.

§ 6. Zwei von der Generalversammlung gewählte Revisoren haben nach Anweisung des Vorstandes die Kasse zu prüfen und über den Befund der Generalversammlung zu berichten.

§ 7. Die ordentliche Generalversammlung tritt einmal in drei Jahren zusammen, nimmt den Bericht des geschäftsführenden Ausschusses und der Revisoren entgegen und erteilt nach Befund Decharge. Die Generalversammlung besteht aus den Delegierten der einzelnen Vereine, und zwar hat jeder Verein für jedes angefangene Hundert seiner Mitglieder je eine Stimme. Außerordentliche Generalversammlungen finden auf Antrag von mindestens 30 Vereinen statt. Den Versammlungsort bestimmt der Vorstand.

§ 8. Die Wahl des Vorstandes und der Revisoren erfolgt auf die Dauer von drei Jahren durch die Generalversammlung, die Wahl des geschäftsführenden Ausschusses durch den Vorstand.

§ 9. Die Wahlen werden in geheimer Abstimmung mit absoluter Mehrheit der anwesenden ordentlichen Mitglieder vollzogen. Bei Stimmengleichheit entscheidet das Los. Die Wahl ist auch durch Zuruf gestattet.

§ 10. Der Termin der Generalversammlung ist spätestens zwei Monate vorher den Vereinen mitzuteilen.

Anträge zur Generalversammlung müssen mindestens vier Wochen vor dem festgesetzten Termin beim geschäftsführenden Ausschuß eingegangen sein.

§ 11. Der Austritt aus dem Verbande geschieht durch Anzeige an den geschäftsführenden Ausschuß, die spätestens drei Monate vor Ablauf des Kalenderjahres erfolgen muß. Mit Erlöschen der Mitgliedschaft hört jedes Anrecht auf das Vermögen und jeder Anspruch auf die Einrichtungen des Verbandes auf.

§ 12. Die Beiträge der immerwährenden Mitglieder, sowie Spenden und etwaige Legate dürfen für die laufenden Ausgaben des Verbandes nicht verwendet werden, sondern fließen in den bereits bestehenden Wanderrednerfonds, der den Namen, „Wanderrednerfonds Gustav Karpeles-Stiftung" führen soll.

§ 13. Abänderung der Satzungen und Auflösung des Verbandes kann nur in einer zu solchem Zwecke berufenen Generalversammlung mit zwei Drittel Stimmenmehrheit der anwesenden Mitglieder, welche mindestens die Hälfte sämtlicher Verbandsmitglieder repräsentieren müssen, beschlossen werden. Die Generalversammlung beschließt dann über die Verwendung des Vereinsvermögens.

Die Beratung des Verbandstages wurde durch ein Frühstück unterbrochen, zu dem der Berliner Verein in munifizenter Weise eingeladen hatte und bei dem durch verschiedene Redner dem Dank der gegenwärtigen Delegierten und dem Wunsch für Blühen und Gedeihen des Verbandes Ausdruck gegeben wurde. In der nach der Frühstückspause wieder aufgenommenen Beratung wurden noch einige unwesentliche Punkte schnell erledigt und die Wahlen vollzogen. Die Wahl des Vorstandes — die Namen sind vollzählig am Schlusse dieses Heftes aufgeführt — fand per Akklamation statt. Zu Revisoren wurden die Herren Stadtrat Giemkiewitz und Rechtsanwalt Dr. Feilchenfeld gewählt.

Hierauf dankte Professor Philippson dem Vorsitzenden für die vorzügliche Leitung des Verbandstages und hielt zum Schluß an die Versammlung eine kurze Ansprache, in der er besonders betonte, daß es hauptsächlich darauf ankomme, daß jeder einzelne in seinem Kreise nach Maßgabe seiner Kräfte für die Sache der jüdischen Literaturvereine wirke, dann sei ein Wiederaufleben der Verbandstätigkeit sicher zu erwarten. Unter herzlichen Wünschen für die Zukunft des Judentums wurde der vierte Verbandstag geschlossen.

Verzeichnis

der Vereine für jüdische Geschichte und Literatur in Deutschland und Bericht über deren literarische Tätigkeit im Winterhalbjahr 1910/1911.

---

1. **Aachen.** 127 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Jaulus, Ehrenvorsitzender; Rechtsanwalt Dr. Francken, Vorsitzender; Kaufmann Louis Mayer, stellvertretender Vorsitzender; Rentner B. Neckarsulmer, Schriftführer; Fabrikant Robert Marx, Kassierer; Rentner Herm. Gottfeld, städt. Oberingenieur S. Oestreicher, Dr. med. Schuster, Beisitzer. — Vorträge: Rabbiner Dr. Seligmann-Frankfurt a. M.: Deutschtum und Judentum. Frau Johanna Meyer-Charlottenburg: Die jüdische Frau und Mutter. Dr. J. Heinemann-Frankfurt a. M.: Juda und Rom. Victor Klemperer-Berlin: Karl Emil Franzos. Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Schmid-Aachen: Michelangelo und die Helden des alten Testaments. (Mit Lichtbildern.)

2. **Allenstein.** 67 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Olitzki, Vorsitzender; Prof. Levy, stellvertretender Vorsitzender; Rechtsanwalt Cohn, Schriftführer; Kantor Karo, Kassierer; Kaufmann H. Ascher und Stadtrat Simon, Beisitzer. — Vorträge: Dr. Heinr. Loewe-Berlin: Palästinareisen (mit Lichtbildern). Rabbiner Dr. Beermann-Insterburg: Der moderne Mensch und das Judentum. Rabbiner Dr. Stein-Memel: Die Grenzen des Denkens. Schriftsteller Victor Klemperer-Berlin: Karl Emil Franzos. Dr. Leop. Hirschberg-Berlin: Die Bibel in der Musik, 2. Teil. — Besonderer Umstände wegen fand nur 1 Diskussionsabend statt: Rabbiner Dr. Olitzki sprach über „Spinoza". — Bibliothek mit ca. 300 Bänden. Bibliothekar: Oekonom Jacubowski. — Im Zusammenhang mit dem Verein stehen: 1. Literarische Vereinigung jüdischer junger Leute (30 Mitglieder, Vorsitzender: Kaufmann Max Wohthaler). 2. Literarische Vereinigung jüdischer junger Mädchen (28 Mitglieder, Vorsitzende: Frl. A. Karo).

3. **Altona.** Vorstand: Salomon Feinberg, Felix Bachmann, Dr. Moses Lewy, Jakob Schechtenstetter, Salomon Buttenwieser, N. Hebe, M. Auerbach.

4. **Alzey.** 75 Mitglieder. Vorstand: Großherzogl. Rabbiner Dr. Lewit, 1. Vorsitzender; Emil Liebmann, 2. Vorsitzender; Rechtsanwalt Dr. Paul Wolf, Schriftführer; Ludwig Koch II, Kassierer; Moses Kahn, Simon Hirsch, Siegmund Weinmann, Beisitzer; Lehrer A. Stern, Bibliothekar. — Vorträge: Rechtsanwalt Sinzheimer-Ludwigshafen: Der Jude in der Kunst. Kgl. Rat Dr. Kohut-Berlin: Schiller und das Judentum. Rechtsanwalt Dr. Paul Wolf-Alzey: Ueber Salomon Maimon. — Bibliothek: Bibliothekar Lehrer A. Stern. — Zu Purim veranstaltete der Verein in Verbindung mit dem Synagogen-Chor einen musikalisch-deklamatorischen Abend.

5. **Annaberg** (Erzgebirge). 22 Mitglieder. Vorstand: M. Türk, Vorsitzender; Rektor F. Saphra, Schriftführer; Fabrk. Julius Neumark, Kassierer; E. Cohen, S. März, Ausschußmitglieder. — Vorträge: Rektor F. Saphra: Weltgeschichtliche Bedeutung des jüdischen Handels. M. Zucker-Dresden: Jüdischer Witz und Humor. Rabbiner J. Ziegler-Karlsbad: Jesajah und Jirmeja. — Jeden Montag nach dem 1. und 15. Familienabende mit musikalischen und literarischen Vorträgen. — Bibliothek mit 120 Bänden. Bibliothekar: Rektor F. Saphra.

6. **Ansbach.** 27 Mitglieder. Vorstand: Distriksrabbiner Dr. P. Kohn, Vorsitzender.

7. **Aschaffenburg.** 80 Mitglieder. Vorstand: Distriksrabbiner Dr. Wachenheimer, Leopold Sternheimer, Rechtsanwalt Schottenfels, Simon Vogel, Wilhelm Hamburger, Benno Hamburger, Moses Rothschild.

8. **Augsburg.** 67 Mitglieder. Vorstand: Bezirksrabb. Dr. Grünfeld, Ehrenpräsident; Justizrat Dr. L. Bauer, 1. Vorsitzender; Bankier E. Gutmann, 2. Vorsitzender und Kassierer; Kommerzienrat Heinrich Landauer, Rechtsanwalt Dr. Emil Epstein, Beisitzer; Rentier Gustav Flesch, Schriftführer.

9. **Bamberg.** 150 Mitglieder. Vorstand: Dr. A. Eckstein, Rechtsanwalt Höflein, Kantor Klestadt, Dr. A. Wassermann, Justizrat Dr. Werner. — Vorträge: Rechtsanwalt Dr. Hommel-Schweinfurt: Mos. Mendelssohn. Dr. Hirschberg-Charlottenburg: Die Bibel in der Musik, 1. Teil. Fr. Richard-Berlin: Ernstes und Heiteres aus der modernen jüd. Literatur Dr. Poritzky-Berlin: Maxim Gorki und seine Beziehungen zum Judentum. Dr. Braun-Breslau: Das deutsche Judentum an der Wende des 20. Jahrhunderts. — Bibliothek mit ca. 500 Bänden. Bibliothekar: Dr. A. Eckstein.

10. **Bebra.** 20 Mitglieder. Vorstand: B. Apfel, Vorsitzender; L. Oppenheim, Kassierer; S. Katz, Schriftführer.

11. **Bernstadt i. Schl.** 20 Mitglieder. Vorstand: Theodor Brinitzer, Vorsitzender; Albert Wolfgang, Schriftführer.

12. **Berlin**. 1220 Mitglieder. Vorstand: Prof. Dr. M. Philippson, 1. Vorsitzender; Dozent Dr. J. Elbogen, 2. Vorsitzender; Prediger Dr. M. Levin, Schriftsteller Albert Katz, Schriftführer; Benas Levy, Schatzmeister; Schriftsteller Dr. S. Bernfeld, Rabbiner Dr. Eschelbacher, Heinrich Fraenkel, Chefredakteur J. Landau, Professor Dr. Rosin, Beisitzer. — Vorträge: Prof. Dr. L. Stein-Berlin: Monismus und Judentum. Chefredakteur Dr. J. Landau: Die Bibel in der modernen Kultur. Rabbiner Dr. Lucas-Glogau: Die Juden in Spanien, Zyklus von 3 Vorträgen (am 6., 15. und 30. Dezember 1910). Dr. J. Freund-Berlin: Aus den Freiheitskämpfen der preußischen Juden. Prof. Dr. A. Philippson-Halle: Das türkische Reich und die Juden. Dozent Dr. A. S. Yahuda: Das Volk von Samaria und Sichem einst und jetzt (mit Lichtbildern). Populär-wissenschaftliche Unterhaltungsabende: Schriftsteller V. Klemperer-Oranienburg: Karl Emil Franzos. Dr. L. Hirschberg-Berlin: Die Kriegshelden der Bibel in der Musik, mit Erläuterungen am Klavier und durch Gesang. — Der Verein subventioniert die jüdische Lesehalle und Bibliothek Oranienburger Straße 58.

13. **Bernburg**. 41 Mitglieder. Vorstand: Moritz Schwabe, 1. Vorsitzender; Ludw. Gumpel, 2. Vorsitzender; Leopold Maschke, Schriftführer; Alfr. Simonsohn, Kassierer; Jos. Sarne, Louis Calm, Beisitzer.

14. **Beuthen** (O./S.) 200 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. S. Galliner, 1. Vorsitzender; Rechtsanwalt Dr. Schmidt, 2. Vorsitzender; Kaufmann Hugo Lesser, Schriftführer; Rektor Emil Schürmann, Bibliothekar; Kaufmann Benno Steinfeld, Kassenführer; Kaufmann Louis Goldstein, Kaufmann Walter Kopfstein. — Vorträge: Rabbiner Dr. Braunschweiger-Kattowitz: Michelangelo (mit Lichtbildern). Rabbiner Dr. Kopfstein und Frau Amtsrat Hepner-Guttentag: Ueber Moderne Apologeten. Dr. Friedmann, Königsberg: Cheder und Jeschiwah. Rabbiner Dr. Braunschweiger, Kattowitz: Rembrandt (mit Lichtbildern). In der Jugendabteilung wurden folgende Vorträge gehalten: Rechtsanwalt Dr. Schmidt: Die Grundlagen des Rechts. Rabbiner Dr. S. Galliner: Das Ceremonialgesetz. Oberkantor Davidsohn-Gleiwitz: Die Gesänge des jüdischen Gottesdienstes. Rabbiner Dr. Braunschweiger-Kattowitz: Jehuda Halevi als Dichter der Welt und der Religion. Rabbiner Nischkowski-Kattowitz: Moses Montefiore. Fräulein Hildegard Kamm: Theodor Storm. Fräulein Lotte Leipziger: Otto Ernst. Rabbiner Dr. Kopfstein: Die jüdische Jugend und die jungjüdische Zeit. Dr. Friedmann-Königsberg: Das jüdische Volkslied. Rabbiner Dr. Galliner: Ueber den Ehrbegriff. Oberkantor de Beer: Rezitationen. stud. jur. Friedrich Gillis: Shakespeare. Rechtsanwalt Dr. Schmidt: Die großen jüdischen Organisationen. Rabbiner Dr. Galliner: Die Bedeutung des Chanukafestes für die Gegenwart. Margulies-Kattowitz: Kurzer Abriß der jüdischen Geschichte. Rabb.

Dr. Kopfstein: Die Bedeutung des Purimfestes. Ingenieur H. Grünwald: Meine Orientreise. — Bibliothek mit 600 Bänden. Bibliothekar: Rektor Schürmann. — Der Verein unterhält eine Jugendabteilung und eine Lesehalle.

15. **Bingen a. Rh.** 110 Mitglieder. Vorstand: Bankier Julius Landau, Rechtsanwalt Strauß, Moses Groß, Rabb. Dr. Neuwirth, Dr. med. Rudolf Ebertsheim, Ferdinand Seligmann.

16. **Bocholt.** 37 Mitglieder. Vorstand: Abraham Weyl, 1. Vorsitzender; J. Spier, 2. Vorsitzender; G. Gompertz, Schriftführer; S. Bach, Kassierer; L. Nußbaum, Beisitzer.

17. **Bochum.** 115 Mitglieder. Vorstand: M. Hähnlein, 1. Vorsitzender; Dr. med. Mosbacher, 2. Vorsitzender; Rabbiner Dr. David, Schriftführer; Rechtsanwalt Dr. Rosenbaum, Kassierer; Lehrer Ostermann, Bibliothekar. — Vorträge: Rabbiner Dr. Baeck-Düsseldorf: Ibsens Weltanschauung und die unsere. Frau Johanna Meyer-Berlin: Die jüdische Frau in der modernen Literatur. Rabbiner Dr. Hochfeld-Berlin: Der Unsterblichkeitsgedanke im Judentum. Schauspieler Fritz Richard-Berlin: Rezitationen. Dozent Dr. Hirschberg-Berlin: Die Bibel in der Musik, 3. Teil. A. Wiener, Berlin: Das heutige Palästina (mit Lichtbildern). — Bibliothek mit 500 Bänden. Bibliothekar: Ostermann.

18. **Bonn.** 98 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Kalischer, Ehrenvorsitzender; Dr. Edelstein, Vorsitzender; Kantor Baum, Schriftführer; L. David, Schatzmeister; Dr. Cohn, Max Herschel, L. Feldmann, Dr. Hermanns. — Vorträge: Dr. Moses-Mannheim: Moderne jüdische Erziehungsprobleme. Frl. Löb-Cöln: Jungjüdische Lyrik. Dr. Friedmann-Königsberg: Das jüdische Volkslied. Rektor Coblenz-Cöln: Religiöse Strömungen im neuen Judentum. Rabb. Dr. Caro-Cöln: Gibt es jüdische Märchen? A. Wiener-Berlin: Das moderne Palästina und die Bibel (mit Lichtbildern).

19. **Brakel** (Kreis Höxter). 25 Mitglieder. Vorstand: Julius Flechtheim, Vorsitzender; Aug. Sommer, stellvertretender Vorsitzender; Lehrer Mosbach, Schriftführer und Bibliothekar: B. Heineberg, D. Liebenberg, Beisitzer. — Vorträge: Schauspieler Fritz Richard-Berlin: Rezitationsabend. Rabbiner Dr. L. A. Rosenthal-Berlin: Der Weg zum Glück. Landesrabbiner Dr. Mannheimer-Oldenburg: Erziehung, Bildung, Charakter einst und jetzt. — Nach jedem Vortrage fand Diskussion statt. — Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer Mosbach.

20. **Brandenburg a. H.** 39 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Ackermann, Dr. Sittner, A. Nathanson, M. Oppenheim. — Vorträge: Dr. Nathan: Ueber die Namen der Juden. A. Friedmann: Gesangsabend jüd. Volkslieder. Chefredakteur Dr. J. Landau: Die Bibel in der modernen Kultur.

21. **Braunschweig.** 72 Mitglieder. Vorstand: Landesrabbiner Dr. Rülf, 1. Vorsitzender; Feodor Spanjer-Herford, 2. Vorsitzender; M. Regensburger, Kassierer; S. Hamburger, Schriftführer. — Vorträge: Reichstagsjournalist Artur Schweriner-Berlin: Wie stellen sich in Deutschland Regierung, Parlament und Presse zum Judentum. Professor Dr. Goldstein-Darmstadt: Die geistige Lage der Gegenwart und des Judentums. Dr. Rosenthal-Berlin: Tolstoi und die Lehre des Lebens. Dr. Hirschberg-Berlin: Die Bibel in der Musik, mit Erläuterung am Klavier und durch Gesang, 2. Teil. Rabbiner Dr. Samuel-Essen: Der Sabbat im Wandel der Zeiten und als Gegenwartsproblem. — Bibliothek. Bibliothekar: Landesrabbiner Dr. Rülf.

22. **Bremen.** 70 Mitglieder. Vorstand: J. Aschendorff, 1. Vorsitzender; Rabb. Dr. L. Rosenak, 2. Vorsitzender; Dr. J. Pinette, B. Zacharias; B. Galatzer, Kassierer; N. Abraham. — Vorträge: Schriftsteller Victor Klemperer-Oranienburg bei Berlin: Karl Emil Franzos. Großherz. Landesrabbiner Dr. Mannheimer-Oldenburg: Judentum und Christentum. Dr. Ernst Cohn Wiener: Jüdische Künstler unserer Zeit. Komponist Zivi-Elberfeld: Ursprung und Entwickelung der jüdischen Musik. Otto Oscar Matthes vom Schauspielhaus-Bremen: Rezitationsvortrag aus der alten und neuen jüdischen Literatur. Rabbiner Dr. L. Rosenak: Aus der modernen jüdischen Literatur. — Bibliothek mit 100 Bänden. Bibliothekar: Rabb. Dr. L. Rosenak.

23. **Breslau.** 320 Mitglieder. Vorstand: Geh. Justizrat Wollstein, Landgerichtsrat a. D., Vorsitzender; Dozent Dr. M. Brann, stellvertr. Vorsitzender; Justizrat Hirschberg, Schriftführer; Kgl. Oberbibliothekar Prof. Dr. L. Cohn, stellvertr. Schriftführer; Verlagsbuchhändler M. Marcus, Schatzmeister; Burgfeld; Rabb. Prof. Dr. Guttmann; Jacobsohn; Justizrat Joël; Louis Loewenthal; Rabb. Dr. Rosenthal. — Vorträge: Frl. Dr. Bertha Badt-Breslau: Rahel Lewin. Dr. Leszynsky-Berlin: Antisemitismus im Altertum. Schriftsteller Fabius Schach-Berlin: Die moderne Frauenbewegung und die jüdische Frau. Rabbiner Dr. Doctor-Cassel: Canaans Urzeit. Archivar Dr. Zivier-Pleß: Aus der Vergangenheit der Juden, besonders in Schlesien.

24. **Briesen**, Westpr. 40 Mitglieder. Vorstand: Apothekenbesitzer S. David, Kaufmann Philipp Neumann, Kaufmann Siegfried Moses.

25. **Bromberg.** 150 Mitglieder. Vorstand Rabb. Dr. Walter, Vorsitzender; Justizrat Baerwald, Schatzmeister; Lehrer Herzberg, Schriftführer; Kaufmann Fuchs, Kaufmann Michael Russak, Beisitzer. — Vorträge: Dr. Itelsohn: Spinoza und sein Verhältnis zum Judentum. Lehrer Herzberg: Zwei jüdisch-polnische Königssegen. Schriftsteller Löwenthal: Rezitation des Reichenbachschen

Dramas „Ketten". Prof. Dr. Horowitz: Das alexandrinische Judentum im Lichte der Philosophie Philos. — Bibliothek mit ca. 130 Bänden.

26. **Bruchsal**. 90 Mitglieder. Vorstand: Jacob Oppenheimer, 1. Vorsitzender; Dr. Fuchs, 2. Vorsitzender; Sig. Sulzberger, Schriftführer; Moritz Nathan, Bibliothekar; Bernh. Hilb, Kassierer; Stadtrat Marx, R.-A. Rothschild, Dr. Eschelbacher, Prof. Dreyfuß, Beisitzer.

27. **Bütow.** 28 Mitglieder. Vorstand: L. Hirschfeld, G. Scheidemann. M. Croner, Lehrer S. Frank.

28. **Camburg** (Nassau). 15 Mitglieder. Vorstand: Lehrer Reichenberg, 1. Vorsitzender; Moritz May, 2. Vorsitzender; Herrmann May, Schriftführer; Siegfried Bachenheimer, Kassierer; Ferdinand Oppenheimer, Beisitzer. — Vorträge: Rabbiner Dr. Salzburger-Frankfurt a. M.: Die Salomonsage. Frau Henriette Fürth, Schriftstellerin, Frankfurt a. M.: Die Frauen in der jüdisch-sozialen Hilfsarbeit. Rabbiner Oberlehrer Dr. Large-Mainz: Die pädagogischen Grundsätze und Erfahrungen in altisraelitischer Zeit. Lehrer Reichenberg: Zur Erinnerung an die am 11. März d. J. stattfindende 100jährige Feier der Gleichberechtigung der preußischen Juden, Die Judenemanzipation in Preußen. — Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer Reichenburg.

29. **Cassel**. 115 ordentliche und 16 außerordentliche Mitglieder. Vorstand: Bankier G. Sichel, Vorsitzender; Kaufm. Th. Eisenberg, Kassierer; Fabrikant M. Lieberg, Schriftführer; Dr. F. Blumenfeld, Bankier H. Blumenthal, Landrabbiner Dr. Doctor, Kommerzienrat Gustav Plaut, Kommerzienrat G. Rosenzweig, Kaufm. Jos. Spangenthal — Vorträge: Seminarlehrer H. Katz-Cassel: Montefiore. Rabbiner Dr. Sonderling-Hamburg: Moderne jüdische Kunst. Lehrer L, Horwitz-Cassel: Salomon Hermann Mosenthal. Victor Klemperer-Oranienburg: Heyse und Spielhagen in ihrem Verhältnis zum Judentum. — Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer L. Horwitz.

30. **Coburg**. 52 Mitglieder. Vorstand: Prediger S. Oppenheim, Vorsitzender; Jakob Cramer, Schriftführer; Salus Weiß, Kassierer; Siegfried Stern, Albert Sachs, Beisitzer. — Vorträge: Lehrer Steinhardt-Magdeburg: Moses Montifiore. Prediger Meyer-Eisenach: Ein jüdischer Herzog (Don Jeseph Nassi). Rabb. Dr. Fuchs-Chemnitz: Psychologie des Kultus. Privatdozent Dr. Cohn-Wiener-Berlin: Das Judentum in der Kunst der Völker (mit Lichtbildern). — Kleine Bibliothek. Bibliothekar: S. Oppenheim.

31. **Cottbus**. 62 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Posner, 1. Vorsitzender; W. Reyersbach, 2. Vorsitzender; A. Oppenheim, Kassierer; B. Klein, Schriftführer; M. Levy, Beisitzer. — Vorträge: Dr. Dienemann-Ratibor: Jesu und Judentum. Victor Klemperer-

Berlin: Eigene Dichtung. Dr. Hirschberg - Berlin: Die Bibel in der Musik, 1. Teil. Dr. Posner - Cottbus: Juden im Reiche Karls des Großen. W. Reyersbach: Rezitation. — Bibliothek mit 100 Bänden. Bibliothekar: Dr. Posner.

32. **Cöthen** (Anhalt). 53 Mitglieder. Vorstand: Dr. R. Seligkowitz. — Vorträge: Dr. Seligkowitz: Die Satire in der jüdischen Literatur; Die Frau im jüdischen Volke. Prof. Reizter: Philo.

33. **Crefeld**. 124 Mitglieder. Vorstand: Oberrabbiner Dr. Levi, Vorsitzender; Justizrat Dr. Simon, stellvertr. Vorsitzender; Marcus Reiß, Rechner; Lehrer Alexander, Schriftführer; Hauptlehrer Andorn, Jakob Gompertz, Rechtsanwalt Dr. Kaufmann, Dr. med. Wedel, Beisitzer. — Vorträge: Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Schmidt-Aachen: Rembrandt und die Gestalten des Alten Testaments (mit Lichtbildern). Rabb. Dr. Seligmann-Frankfurt a. M.: Abraham Geiger. Frau Johanna Meyer-Charlottenburg: Die jüdische Frau und Mutter (Vortrag und Rezitation). Dr. Heinemann-Frankfurt a M.: Die Juden im römischen Weltreich. Schriftsteller Victor Klemperer-Berlin: Anteil jüdischer Dichter an der neueren Literatur. Rabbiner Dr. Baeck-Düsseldorf: Die Anfänge des Judentums. — Bibliothek mit 120 Bänden. Bibliothekar: Kantor Hesky. — Die Vorträge erfreuten sich guten Besuches.

34. **Culm**[1] (Westpreußen). 43 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Guttmann, Vorsitzender; Rechtsanwalt Blumenthal, stellvertr. Vorsitzender; J. P. Benjamin, Kassierer; Arthur Bukofzer, Bibliothekar. — Vorträge: Dr. Ludwig Cohn - Breslau: Geist und Witz im jüdischen Volksleben. Rabbiner Dr. Elsaß-Landsberg: Der Prozeß Jesu. Rabbiner Dr. Guttmann: Spinoza und sein Verhältnis zum Judentum. Rechtsanwalt Blumenthal: Die Familiennamen bei den Juden. Dr. Hirschberg, Dozent für Musikwissenschaft in Berlin: Die Musik in der Bibel, 1. Teil. — Bibliothek mit 170 Bänden. Bibliothekar: Arthur Bukofzer.

35. **Culmsee**. 28 Mitglieder. Vorstand: Sternberg, Springer. — Vorträge: Itelsohn - Berlin: Baruch Spinoza. Rabbiner Dr. Loewy - Graudenz: Judentum und Arbeit. Rechtsanwalt Blumenthal-Culm: Die falschen Messiasse. Fräulein Schellenberg: Jargau Vorträge. Prof. Dr. Hirschberg-Berlin: Die Musik in der Bibel, 2. Teil.

36. **Cüstrin**. 50 Mitglieder. Vorstand: J. D. Müller, Vorsitzender; Adolf Hartwich, stellvertr. Vorsitzender; Hermann Loewy, Bibliothekar; Adolf Herzog, Rendant; Kantor M. Loewy, Schriftführer. — Vorträge: Alfred Wiener-Berlin: Lichtbildervortrag. Rabbiner Dr. Salomonski-Frankfurt a O.: Die Hohenzollern und die Brandenburger Juden. Schriftsteller Albert Katz-Berlin-Pankow: Die moderne hebräische Poesie. — Bibliothek mit 200 Bänden. Bibliothekar: Hermann Loewy.

37. **Czarnikau.** 60 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Weyl, Vorsitzender; Peiser, Stellvertreter; Hirschberg und Schleimer, Beisitzer; Kochmann, Schriftführer; Caspari, stellvertretender Schriftführer; Lemchen, Kassenführer.

38. **Danzig.** 180 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Kaelter, Vorsitzender; Justizrat Steinhardt, stellvertr. Vorsitzender; Kaufmann Max Jacoby, Schriftführer; Fabrikbesitzer Moritz Cohn, Kassierer. Geh. Sanitätsrat Dr. Wallenberg, Dr. med. J. Lewy, Dr. med. Philipp. — Vorträge: Prof. Dr. Sombart-Berlin: Die Bedeutung der Juden für das Wirtschaftsleben. Rabb. Dr. Rosenberg-Thorn: Die Makkabäer in Geschichte und Dichtung. Dozent Dr. Hirschberg-Berlin: Die Bibel in der Musik, 2. Teil. Cyklus: Geschichte der Juden in Preußen. Rabbiner Dr. Weyl-Konitz: Die Juden in Brandenburg-Preußen bis zur Thronbesteigung Friedrichs II. Rabbiner Dr. Kaelter: Die preußischen Juden von der Thronbesteigung Friedrichs II. bis zur Emanizipation. Rabbiner Dr. Vogelstein-Königsberg: Die Emanizipation der Juden in Preußen. Rabbiner Dr. Salomon-Lauenburg: Die preußischen Juden von der Emanizipation bis auf die Gegenwart. — Die Juden in Deutschland, „Von einem jüdischen Deutschen", Referent Dr. Lewy. — Bibliothek mit 400 Bänden. Bibliothekar: Frau Rosa Sommerfeld. — Der Verein subventioniert die jüdische Lesehalle.

39. **Detmold** (Fürstentum Lippe). 54 Mitglieder. Vorstand: Prediger Rosenthal, 1. Vorsitzender; Direktor R. Rosenthal, stellvertretender Vorsitzender; Julius Michaelis-Jena, Kassierer; Albert Examus, Direktor Carl Vogel, Beisitzer. — Vorträge: Rabbiner Dr. Coblenz-Bielefeld: Das Wesen des israelitischen Prophetismus. Dr. Norden-Elberfeld: Die Entstehungsgeschichte des israelitischen Gebetbuches. Rabbiner Dr. Coblenz-Bielefeld: Das Wesen des israelitischen Prophetismus, 2. Teil. Prediger Rosenthal-Detmold: B. Spinoza, sein Leben und seine Werke. Rabbiner Dr. L. A. Rosenthal-Berlin: Das Wesen des Talmud. Dozent Dr. L. Hirschberg: Die Bibel in der Musik, 1. Teil. — Bibliothek der Joel-Herford-Stiftung. — Bibliothekar: Prediger Rosenthal.

40. **Diedenhofen** (Lothr.). 41 Mitglieder. Vorstand: Moritz Michel, 1. Vorsitzender; Regierungsbaumeister Dreyfuß, Schriftführer; Adolf Levy, 2. Vorsitzender; Arthur Israel, Kassierer; Leop. Hofstein, Beisitzer. — Vorträge: Louis Forêt-Paris: Les auteur jesifs dramatique dans les théatres cintemporain en france. Rabbinatsverwalter Kohn-Diedenhofen: Militärischer Geist im Judentume. Dr. Friedmann-München: Cheder und Jeschiwah. Dr. Dannenberg-Metz: Ernstes und Humoristisches aus den Kulturanschauungen der Vergangenheit und Gegenwart. Frau Rahmer-Rothmann: Rezitationen. Rfr. Herr G. Meyer-Köln a. Rh.: Zionismus.

41. **Dinslaken.** 35 Mitglieder. Vorstand: Direktor Wormser, Lehrer Strauß, Simon Jacobs.

42. **Dirschau.** 46 Mitglieder. Vorstand: Kaufmann Rollmann, Vorsitzender; Kaufmann Lippfeld, Stellvertreter; Kaufmann Lesser, Kassierer; Kaufmann Gabrielski, Schriftführer; Kantor Jaffé, Bibliothekar. — Vorträge: Rabbiner Dr. Beermann-Insterburg: Was ist der Talmud. Rabbiner Dr. Pick-Strasburg: Jettchen Gebert. Königl. Rat Dr. Kohut: Friedr. Schiller, Israel und die Bibel. — Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Kantor Jaffé.

43. **Dortmund.** 150 Mitglieder. Vorstand: Lehrer Em. Goldschmidt, 1. Vorsitzender; D. Leeser, 2. Vorsitzender; Dr. Weinberg, Schriftführer und Bibliothekar; Siegmund Mausbacher, Kassierer; Rabbiner Dr. Jacob, S. Elkan, J. N. Wolff, Beisitzer. — Vorträge: Dr. Heinrich Löwe-Berlin: Bilder aus der jüdischen Geschichte. Dr. Hochfeld-Berlin: Der Unsterblichkeitsgedanke im Judentum. Fritz Richard-Berlin: Rezitationsabend. Dr. Hirschberg-Berlin: Die Bibel in der Musik, 1. Teil. Frau Johanna Meyer-Charlottenburg: Weltliche Dichtungen jüdischer Dichter. Frau Joh. Fränkel-Dortmund: Die Frauen in Hebbels Dichtungen. — Bibliothek mit ca. 200 Bänden. Bibliothekar: Dr. Weinberg.

44. **Dresden.** 91 Mitglieder. Vorstand: Kommerzienrat Max Elb, Vorsitzender; Dr. med. Zimmermann, stellvertr. Vorsitzender; Rabb. Dr. Stein, Schriftführer; Carl Meyer, Kassierer; Dr. Alfred Zucker, Beisitzer.

45. **Duisburg.** 140 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Neumark, Julius Philipps-D.-Ruhrort, M. Levy, M. Löwe, Lehrer Nußbaum. — Vorträge: Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Max Schmidt-Aachen: Die biblischen Darstellungen bei Michelangelo. Frau Johanna Meyer-Charlottenburg: Die jüdische Frau und Mutter. (Vortrag in Rezitationen.) A. Friedmann-Königsberg: Cheder und Jeschibah. Victor Klemperer-Berlin: Karl Emil Franzos. Dr. J. Heinemann-Frankfurt a. M.: Die Juden im römischen Weltreich. Rabb. Dr. Neumark: Die Anfänge des Mittelalters bei den Juden. — Diskussionsabende: Rabb. Dr. Neumark: Kursus über die Geschichte des jüdischen Mittelalters mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Juden. (5 Abende.) Rabb. Dr. Neumark: Literarischer Rückblick auf die Neuerscheinungen der letzten Jahre. — Bibliothek mit 150 Bänden.

46. **Düsseldorf.** 187 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Baeck, Vorsitzender; Rechtsanwalt Dr. Levison, stellvertr. Vorsitzender; C. W. Simons, Schatzmeister; Dr. med. Jonas und J. Michalowski, Schriftführer; M. Fuchs, A. Hendrix, Beisitzer. — Vorträge: Rabbiner Dr. Baeck: Buddhismus und Judentum. Frau Luise Dumont: Rezitation mittelalterlicher jüdischer Dichtungen. Fr. Herbert Eulenberg: Jehuda Halewi. Rabbiner Dr. Wiener: Die Unsterblichkeitsidee im Judentum. Rabbiner Dr.

Rosenthal-Köln: Die Falaschas. Rabbiner Dr. Baeck: Paulus. — In Verbindung mit anderen Vereinen werden Diskussionsabende veranstaltet. — Der Verein unterstützt die Bibliotheken anderer hiesiger jüd. Vereine.

47. **Eberswalde.** 62 Mitglieder. Vorstand: Prediger Hamburger, Vorsitzender; Albert Jacob, Ernst Liepmann, J. Lagro, S. Spandau. — Vorträge: Dr. Neumann-Eberswalde: Die Medizin im Talmud. Dr. Baer-Stettin: Der geistige Fortschritt im Judentum. Referendar Greifenhagen-Stettin: Das jüdische Geschichtsproblem. Dr. Latte-Falkenberg: Religion und die Ethik des Judentums. Dr. Blum-Freienwalde: Humanitäre Bestrebungen im Judentum.

48. **Eisenach.** 45 Mitglieder. Vorstand: Lehrer Ernst Meyer, Vorsitzender; J. Cohn, Stellvertreter; Max Troplowitz, Beisitzer; Max Klebe, Kassierer; Bernh. Großmann, Bibliothekar; D. Mandelbaum, Schriftführer. — Reichstagsjournalist Artur Schweriner: Wie stellen sich in Deutschland Regierung, Parlament und Presse zum Judentum. Rabbiner Dr. Lewinsky-Hildesheim: Goethe und die Juden. Primaner Manfred Meyer-Eisenach: Die Stellungnahme der jüdischen Parteien zu Jesu. Kunsthistoriker Cohn-Wiener-Charlottenburg: Kunst und Malerei, mit Lichtbildern. — Bibliothek mit 200 Bänden. Bibliothekar: Bernh. Großmann.

49. **Elberfeld.** 140 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Auerbach, Ehrenvorsitzender; Hermann Strauß, 1. Vorsitzender; M. L. Wetzstein, 2. Vorsitzender; Rechtsanwalt Brück, Schriftführer; Julius Kann, Bibliothekar; B. Weingarten, Kassierer; L. Fleischhacker, M. Stern, Beisitzer; Rabbiner Dr. Norden, Ehrenmitglied. — Bibliothek mit 100 Bänden. Bibliothekar: Julius Kann.

50. **Elbing.** 49 Mitglieder. Vorstand: Rentier S. Levy, stellvertr. Vorsitzender; Kaufmann Th. Lesser, Kassierer; Kaufmann W. Lewin, Schriftführer; Kaufmann Ph. Rosenthal, prakt. Arzt Dr. Landon, Kaufmann G. Ochs, Beisitzer.

51. **Emmerich** a. Rh. 20 Mitglieder. Vostand: S. Jakob, 1. Vorsitzender; S. Franken, 2. Vorsitzender; Lehrer Lilienfeld, Schriftführer; Lehrer a. D. Carsch, Kassenführer; Frl. S. Risch, Bibliothekar; Frau M. Kempenich, Frl. J. Cohn. — Vorträge: Rabb. Dr. L. Rosenthal-Berlin: Was hat das Judentum in Zukunft noch zu wirken? Rabbiner Dr. Neumark-Duisburg: Die Hauptabschnitte der jüdischen Geschichte. Dr. J. E. Paritzky: Heinrich Heine. Victor Klemperer: K. E. Franzos. Lehrer Lilienfeld-Emmerich: Moses Mendelsohn. Rezitator Ludwig Hardt-Berlin: Rezitationen aus den jüdischen und anderen Literaturen. — Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Frl. S. Risch.

52. **Erfurt.** 80 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Salzberger, Leopold Heilbrunn, M. Heß, Gustav Neukamp, Siegfried

Pinthus. — Vorträge: Prof. Dr. B. Pick-Gotha: Jüdische Darstellungen auf altchristlichen Denkmälern. Dr. Alfred Wiener-Berlin: Volksleben im Lande der Bibel. Frau Charlotte Rother-Breslau: Ernste und heitere Rezitationen. Musikschriftsteller M. Puttmann-Leipzig: Haendel und seine biblischen Oratorien. Rabb. Dr. M. Salzberger: Die Erfurter jüdische Gemeinde im Mittelalter. — Diskussion über diverse Themata. — Bibliothek mit 225 Bänden. Bibliothekar: Dr. Salzberger.

53. **Essen** (Ruhr). 2 Ehrenmitglieder, 174 ordentliche und 8 außerordentliche Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Samuel, 1. Vorsitzender; Rechtsanwalt Max Abel, 2. Vorsitzender; Kaufmann August Kohn, 1. Schriftführer; Kaufmann Max Kugelmann, 2. Schriftführer; Kanzleirat Jos. Hirsch, Kassenwart; Kommerzienrat J. Hirschland, Dr. med. Ernst Levy, Beisitzer. — Vorträge: Rabb. Dr. Leo Baeck-Düsseldorf: Die Anfänge des Judentums. Frau Johanna Meyer-Charlottenburg: Weltliche Dichtung jüdischer Dichter. (Dieser Vortrag fand gemeinschaftlich mit dem jüdischen Jugendverein statt). Cyklus von 4 Vorträgen von Rabbiner Dr. Jakob-Dortmund: 1. Abend: Einführung in die Thora., 2. Abend: Der Gott der Thora, 3. Abend: Die Geschichte, 4. Abend: Das Gesetz. (Die mosaische Urkunde als Buch: Unsere Thora.) Rabbiner Dr. Hochfeld-Berlin: Der Unsterblichkeitsgedanke im Judentum. Frl. Josefa Metz-Bielefeld: Vorlesung aus eigenen Dichtungen. Kand. Alfred Wiener-Berlin: Das moderne Palästina und die Bibel (mit Lichtbildern). Rabbiner Dr. Samuel-Essen: Die Juden im Ausland während des 19. Jahrhunderts. Kaufmann August Kohn-Essen: Einiges von meiner amerikanischen Reise, insbesondere die jüdische Gemeinde in New Orleans und deren Wohltätigkeitsanstalten, Bibliothek mit 600 Bänden. Bibliothekar: Frl. Cecilie Samuel-Essen.

54. **Filehne.** 46 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Nobel, Ehrenvorsitzender; Alfred Salinger, Vorsitzender; Dr. med. Wolff, stellvertretender Vorsitzender; Heinrich Cohn, Kassenführer; Julius Lewin, Sally Herzberg, Beisitzer. — Vorträge: Rabbiner Nobel-Filehne: Jehuda Halevi. Rabbiner Dr. Wohlberg-Berlin: Ziele und Zweck des Zentralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens. Israel Nobel-Halberstadt: Die jüdische Jugendbewegung. Marius Koplowitz: Die Erzeugnisse Palästinas. Herr und Frau Berggruen-Posen: Jüdische Musik. Rabbiner W. Elsaß: Ausgrabungen in Palästina (mit Lichtbildern). — Diskussionsabende: Refr. Israel Nobel-Halberstadt: Die jüdische Jugendbewegung. Refr. Marius Koplowitz-Stolp: Palästina. Refr. Dr. Wohlberg-Berlin: Zentralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens. — Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Rabb. Nobel.

55. **Fordon a. d. Weichsel.** 20 Mitglieder. Vorstand: K. Roßkamm, Vorsitzender; E. Caro, Schriftführer; Frl. S. Cohn, Kassiererin; P. Bendit.

56. **Frankfurt a. M.** 270 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. J. Horowitz, Vorsitzender; Dr. J. Heinemann, stellvertr. Vorsitzender; J. Sommer, Kassierer; Fritz Sondheimer, Schriftführer; Hugo Fränkel; Dr. J. Höxter, Dr. med R. Kauffmann, Beisitzer. — Vorträge: Dr. Faitlowitsch-Berlin: Meine jüngste Forschungsreise zu den Juden in Abessinien (mit Lichtbildern). Fritz Richard, Mitglied des Deutschen Theaters, Berlin: Rezitationsabend. Dr. J Heinemann - Hier: Lessings Nathan der Weise. Dr. med. W. Hanauer-Hier: Die Wirtschaftsstellung der Juden in Vergangenheit und Gegenwart. Rabbiner Dr. Werner-München: Moses und Hammurabi. Architekt und Privatdozent Dr. Hülsen - Hier: Das baukünstlerische Programm des salomonischen Tempels. Professor Dr. Goldstein - Darmstadt: Das religiöse Problem der Gegenwart.

57. **Frankfurt** a. O. ca. 65 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Salomonski, Vorsitzender; Dr. Löwenstein, stellvertr. Vorsitzender; L. Broh, Rendant; Dr. Kahnemann, Beisitzer; Dobrowolski, Bibliothekar. — Vorträge: Kand. Wiener: Volksleben im heutigen Palästina (mit Lichtbildern). Dr. Salomonski: Cyklus, Geschichte der Juden im Altertum. Dr. Elsaß: Kulturdenkmäler aus biblischer Zeit (mit Lichtbildern). — Bibliothek mit ca 400 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Dobrowolski.

58. **Freiburg i. B.** 90 Mitglieder. Vorstand: A. Lay, Präsident; Fritz Springer, Schriftführer; Rosenstock, Kassierer; Dr. E. Meyer, L. Grötzinger, J. Sommer, Piquart, Beisitzer.

59. **Friedberg i. H.** 30 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt Stahl-Bad Nauheim, G. Hanau, Lehrer H. Ehrmann.

60. **Geestemünde - Lehe.** 60 Mitglieder. Vorstand: B. Adler-Bremerhaven, M. Magnus-Geestemünde, S. Bachenheimer-Geestemünde, Lehrer Ed. Boas-Bremerhaven, Synagogenvorsteher, H. Kayser-Bremerhaven, Max Neuhaus-Bremerhaven, A. Liebenthal-Lehe, M. Feldbrand-Geestemünde.

61. **Gelnhausen.** 30 Mitglieder. Vorstand: Lehrer M. Strauß, Max Stern, Arthur Meyer, M. Lorsch, A. Goldschmidt.

62. **Gelsenkirchen-Wattenscheid.** 100 Mitglieder. San.-Rat Dr. Wallerstein-Gelsenkirchen, 1. Vorsitzender; San.-Rat Dr. Bonnin-Wattenscheid, 2. Vorsitzender; Hauptlehrer Kaufmann-Gelsenkirchen, Lehrer Katz-Gelsenkirchen, Lehrer Oppenheim-Wattenscheid, D. Klestadt-Gelsenkirchen, M. Samuelsdorf-Wattenscheid. — Vorträge: Dr. Bäck: Entstehung des Christentums. Fr. Meyer-Levisohn: Rezitationen. Dr. Mannheimer: Charakter, Erziehung und Bildung einst und jetzt. Schauspieler Richard: Rezitationen. Dr. Hirschberg: Die Bibel in der Musik, 1. Teil. Dr. Wiener: Reise durch Palästina (mit Lichtbildern). — Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer S. Katz-Gelsenkirchen.

63. **Gießen.** 115 Mitglieder. Vorstand: Provinzialrabb. Dr. Sander, Vorsitzender; J. Kann, Kassierer; Lehrer Levy, Bibliothekar; A. Fröhlich, J. Pfeffer. — Vorträge: Schauspieler Fritz Richard-Berlin: Rezitationen. Rabbiner Dr. Lazarus-Frankfurt a. M.: Die Religion des Pessimismus. Provinzialrabbiner Dr. Sander-Gießen: Das Judentum bei den Humanisten und Reformatoren. Rabbiner Dr. Italiener-Darmstadt: Familie und Ehe im alten Judentum. — Bibliothek mit 250 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Levy.

64. **Glogau.** 90 Mitglieder. Vorstand: Justizrat Fränkel, Dr. Lucas, Leopold Sachs, Mosing Cohn, Georg Ostertag.

65. **Gnesen.** 135 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Jacobson, Vorsitzender; S. Chraplevski, L. Fink, Schriftführer; J. Krzywinos, Schatzmeister; H. Cohn, Bibliothekar.

66. **Göttingen.** 85 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Behrens, Vorsitzender; Bernhard Bachmann, Schriftführer; Richard Gräfenberg, Kassierer; Rechtsanwalt Rosenberg, Hermann Jakob, Maximilian Gans, Bankier Jul. Hammerschlag. — Vorträge: Bibliothekar Dr. Loewe-Berlin: Die Sprachen der Juden. Rechtsanwalt Dr. Apfel-Berlin: Die Renaissance des jüdischen Bewußtseins. Oberlehrer Dr. Wolbe-Berlin: Major Burg Rabbiner Dr. Jakob-Dortmund: Unsere Wissenschaft und bürgerliche Freiheit. — Bibliothek mit 150 Bänden. Bibliothekar: Sekretär Wolpert.

67. **Gollub W.-Pr.** 32 Mitglieder. Vorstand: Lehrer A. Kadisch, 1. Vorsitzender; Apothekenbesitzer A. Riesenfeld, 2. Vorsitzender; A. Silberstein, Schriftführer; Rendant J. Tuchler.

68. **Mur.-Goslin.** 20 Mitglieder. Vorstand: H. Giballe, 1. Vorsitzender; Max Chaim, 2. Vorsitzender; Lehrer Witt, Schriftführer und Bibliothekar; A. Labinsky, Kassierer.

69. **Gostyn.** 20 Mitglieder. Vorstand: A. Wachtel, Vorsitzender; Julius Kantorowitz, Rendant.

70. **Gotha.** 44 Mitglieder. Vorstand: Prof. Dr. Pick, Katzenstein, Röthler; Beisitzer: Dr. Kahn, J. Simson. — Vorträge: Dr. Lewinsky-Hildesheim: Rabbi Josef Stadthagen, ein Apologet vor 200 Jahren. Dr. Wittenberg-Hamburg: Die Juden in Argentinien. D. Wolfermann-Gotha: Was ist Judentum. Rabbiner Dr. Salzberger-Erfurt: Der Talmud.

71. **Grätz** (Posen). 26 Mitglieder. Vorstand: S. Jablonski, Vorsitzender; Cantor Freudenberg, Schriftführer; N. Krüger, Kassierer.

72. **Graudenz** 62 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. J. Loewy, Rechtsanwalt Dr. Cohnberg, Lehrer D. Mannheim, Kantor J. Bernstein, Waisenhaus-Inspektor Blumenfeld, Apotheker Georg Birnbaum und B. Loewenthal.

73. **Groß-Blittersdorf.** 24 Mitglieder. Vorstand: J. Simon, 1. Vorsitzender; Armand Lewy, 2. Vorsitzender; Emil Franck, Schriftführer; J Bloch, Kassierer.

74. **Gr.-Strehlitz, Ob.-Schl.** 42 Mitglieder. Vorstand: Dr. med. Wachsner, 1. Vorsitzender; Rechtsanwalt u. Notar Naumann, 2. Vorsitzender; Prediger Steiner, Epstein. — Vorträge: Rabbiner Dr. Goldmann-Oppeln: Was ist der Talmud und was bedeutet er für das Judentum von heute?. Frau Rose Graetzer-Gr.-Strehlitz: Jüdische Mütter. Rabbiner Dr. Winter-Myslowitz: Erziehungsfragen im Judentum. Rabbiner Dr. Dienemann-Ratibor: Das Judentum zur Zeit der Entstehung des Christentums. Frau Schellenberg: Jargonlieder. — Bibliothek mit 100 Bänden. Bibliothekar: Prediger Steiner.

75. **Gütersloh und Nachbargemeinden.** 120 Mitglieder. Vorstand: Leopold Rosendahl-Gütersloh, Vorsitzender; Lehrer Philipp Cahn-Oelde, Schriftführer; A. Steinberg, Bergfeld, Lehrer, Stein, Spier und Vorsanger, Beisitzer. — Vorträge: Rabbiner Dr. Coblenz-Bielefeld: Das Wesen des jüdischen Prophetismus. Musikdirektor Dr. Hirschberg-Berlin: Die Bibel in der Musik.

76. **Grünberg i. Schl.** 34 Mitglieder. Vorstand: L Laskau, Vorsitzender; Emil Kosterlitz, stellv. Vorsitzender; Adolf Selowsky, Kassierer (Schriftführer vakant); Alfred Baeck, Bibliothekar.

77. **Gunzenhausen.** Vorstand: Dr. P. Kohn, Kfm. Neuburger, Lehrer Marx.

78. **Hagen i. W.** 83 Mitglieder. Vorstand: Dr. med. E. Wolff, Vorsitzender; Lehrer W. Abt, Schriftführer; Prokurist W. Benjamin, Kassierer.

79. **Haigerloch** (Hohenzollern). 50 Mitglieder. Vorstand: Lehrer Wallach, Vorsitzender; Lehrer Adler, Schriftführer; Frau S. Hohenemser, Josef Hirsch, Bibliothekar. — Vorträge: Lehrer Wallach: Sabbatai Zewi. (Witz und Satire im Judentum.) Josef Hirsch: Auflösung des jüdischen Reiches. Simon Reutlinger: Geschichte der Juden im Mittelalter. Lehrer Adler: Die Musik im Judentum. — Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Josef Hirsch.

80. **Hamborn.** Vorstand: Lehrer M. Ucko, Vorsitzender; Ed. Elias, Schriftführer; Hermann Seligmann, Kassierer; Otto Cohn, Sally Katzenberg, Igor Seligmann, Beisitzer. — Vorträge: Kantor Rosenbaum-Barmen: Morris Rosenfeld, sein Leben und seine Werke. Kunsthistoriker und Gymnasiallehrer Guido E. Neumann-Hagen i. Westf.: Welchen Einfluß hat das jüdische Volk auf die Entwickelung der Kunst (mit Lichtbildern). Rabbiner Dr. Brader-Recklinghausen: Die Psalmen in der Weltliteratur. Lehrer Ucko-Hamborn: Rezitationen aus „Ewige Weisheit."

81. **Hamburg**. 170 Mitglieder. Vorstand: H. Gumpertz, Vorsitzender; Dr. med. Fink, Schriftführer; Moritz Heimann, Kassierer; A. Levy, Samson Goldschmidt, Salomon Goldschmidt, Beisitzer. — Vorträge: Fritz Richard-Berlin: Buntes Allerlei aus der modernen jüdischen Literatur. Dr. Loewenthal-Hamburg: Charakterköpfe aus der jüdisch-spanischen Geschichte (Cyclus von 3 Vorträgen). Dr. Sonderling-Hamburg: Reminiszenzen an die Judengasse. Dr. Hirschberg-Berlin: Die Bibel in der Musik. Dr. Jampel-Schwedt: Israel in Aegypten, nach zeitgenössischen Denkmälern (mit zahlreichen Bildern.

82. **Hamburg**. (Gabriel Rießer-Verein). 140 Mitglieder. Vorstand: Dr. D. Leimdörfer, Dr. H. C. Plaut, Dr. P. Teutler, Dr. M. Wassermann, Dr. S. Meyer, Adolf Kümmelstiel, A. Deitelzweig senior, L. Curjel, M. Jelenkiewicz, D. Münden, J. Guckenheimer, H. Schwarz, M. Friedländer, M. Jakobsen. — Vorträge: Prof. Dr. Stein-Berlin: Monismus und Judentum. Rabbiner Dr. J. Eschelbacher-Berlin: Die Stellung des Judentums unter den Weltreligionen. Dr. J. Löwenberg-Hamburg: Lessings Nathan. Rabbiner Dr. D. Leimdörfer-Hamburg: Was bedeutet uns Ludwig Philippson? Rabbiner Dr. C. Werner-München: Moses und Hammurabi. Prof. Dr. J. Goldstein-Darmstadt: Naturerkenntnis und religiöser Sinn.

83. **Hameln**. 40 Mitglieder. Vorstand: S. Bachrach, M. Frankenstein, L. Adler, S. Maybaum, C. Friedheim, Frau Rosa Bernstein, Fräulein Frieda Sander. — Vorträge: Dr. Klemperer-Berlin: Streifzug durch die talmudische Spruchweisheit. Fritz Richard-Berlin: Ernste und heitere Rezitationen. Dr. Mannheimer-Oldenburg: Judentum und Christentum. Lehrer Alexander-Warburg: Welthistorischer Beruf Israels in Vergangenheit und Gegenwart. — Außerdem fand ein Diskussionsabend statt.

84. **Hamm i. W.** 40 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt Dr. Michaelis, Vorsitzender; J. Koppel-Bamberger, stellvertr Vorsitzender; M. Weiler, Schriftführer und Kassierer. Vorträge: Viktor Klemperer-Berlin: Heyse und Spielhagen in ihrem Verhältnis zum Judentum. Rabbiner Dr. L. A. Rosenthal-Berlin: Die Ethik des Talmud. Kunsthistoriker Guido Neumann-Hagen: Schönheit, Mode und Judentum. Dr. J. E. Poritzky-Berlin: Eigene Dichtungen. — Diskussion im Anschluß an den Vortrag.

85. **Hannover**. 159 Mitglieder. Vorstand: Kommerzienrat Emil L. Meyer, Vorsitzender; Seminardirektor Dr. Knoller, Senator Justizrat Dr. Meyer, Julius Frensdorff, Dr. med. L. Catzenstein. — Vorträge: Regisseur Fritz Richard-Berlin: Ernste und heitere Rezitationen aus der alten und modernen jüdischen Literatur. (Gedichte, dramatische Szenen, Satyren, Skizzen und Humoresken.) Dr. J. Landau, Chefredakteur des Berliner Börsen-Courier: Unsere lieben Feinde. Dozent Dr. J. Elbogen-Berlin: Die Kammerknechtschaft

der deutschen Juden im Mittelalter. Rabbiner Dr. Wilhelm Münz-Gleiwitz: Ein Gang durch die jüdische Geschichte. — Die Mitglieder des Vereins erhielten wie seit Jahren das Jahrbuch für jüdische Geschichte und Literatur gratis.

86. **Hattingen** (Ruhr). 21 Mitglieder. Vorstand: Jakob Urias, 1. Vorsitzender; Zahnarzt J. Markes, 2. Vorsitzender; M. Goge, Kassierer; Lehrer M. Andorn, Schriftführer und Bibliothekar. — Vorträge: Frau Johanna Meyer-Charlottenburg: Weltliche Dichtungen jüdischer Dichter. Rabbiner Dr. Bäeck-Düsseldorf: Die Anfänge des Judentums. Dozent Dr. Hirschberg-Berlin: Die Bibel in der Musik, 1. Teil (mit Erläuterungen am Klavier). Dr. Bobrick vom Stadttheater Essen: Rezitationsabend (Purimfeier). — Kleine Bibliothek. Bibliothekar: M. Andorn.

87. **Hechingen** (Hohenzollern). 46 Mitglieder. Vorstand: Fabrikant Emil Weil, 1. Vorsitzender; Kaufmann Eugen Wolf, Schriftführer und Kassierer; Lehrer und Rabbinatsverweser Leo Schmalzbach, Beisitzer. — Vorträge: Konzertsängerin Elsa Berny-München: Liederabend. Prof. Dr. Jul. Goldstein-Darmstadt: Moderne Rassentheorien. Referendar Dr. Rudolf Löwenthal-Frankfurt a. Main: Die rechtliche Stellung der Juden in Preußen. Dr. Ernst Cohn-Wiener-Berlin-Wilmersdorf: Die Bibel in der klassischen Kunst Deutschlands und Italiens. (Lichtbilder-Vortrag.)

88. **Heilbronn a. N.** 55 Mitglieder. Vorstand: Hermann Wollenberger, Vorsitzender.

89. **Herford** (Westf.). 54 Mitglieder. Vorstand: J. Baruch, G. Joseephy, Prediger Goldmann, H. Ruben, Fr. Elsbach, Frau Dora Ruschkewitz, Jul. Elsbach, Frau Auguste Weinberg. — Vorträge: Ludwig Hardt-Berlin: Rezitationsabend. Steinhardt-Magdeburg: Aus unseren Emanzipationskämpfen. Prof. Dr. Goldstein-Darmstadt: Moderne Rassentheorien. Dr. Poritzky-Berlin: Heinrich Heine. — Bibliothek mit ca. 300 Bänden. Bibliothekar: Fritz Elsbach.

90. **Hildesheim.** 40 Mitglieder. Vorstand: Landrabbiner Dr. Lewinsky, E. Freudenthal, Rechtsanwalt A. Oppenheimer, T. Hornthal.

91. **Hirschberg i. Schl.** 40 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Biram, Justizrat Ledermann, Dr. med. S. Moses-Warmbrunn.

92. **Hochfelden.** 20 Mitglieder. Vorstand: Raphael Levy, Präsident; Emil Levy, Vizepräsident; Lehrer Isaac Metzger, Schriftführer; August Bicard, August Riesner.

93. **Hohensalza.** 120 Mitglieder. Vorstand: Sanitätsrat Dr. Warschauer, Justizrat Rechtsanwalt Latte, Rentier Julius Peiser, Zahnarzt Schwersenz, Kaufmann Rudolf Librowicz. — Vorträge: Schriftsteller Albert Katz-Berlin: Ueber moderne Hebräische Poesie.

Alfred Wiener: Lichtbilder-Vortrag über Jerusalem. Rezitator Loewenthal-Graudenz: Ueber Ketten. — Bibliothek mit 274 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Levy.

94. **Hoppstädten a. N.** 35 Mitglieder. Vorstand: Albert Kronenberger, Vorsitzender; David Weil, Kassierer; Arthur Stein, Schriftführer; Isidor Weil, Bibliothekar.

95. **Hörde.** 32 Mitglieder. Vorstand: Lehrer Stern, Jacob Gans, L. Strauß, Max Rosenthal.

96. **Höxter.** 15 Mitglieder. Vorstand: E. Michaelis, 1. Vorsitzender; Ph. Netceim, stellvertretender Vorsitzender; M. Benjamin, Schriftführer und Rendant; Lehrer Weinberg, Bibliothekar.

97. **Jugweiler.** 25 Mitglieder. Vorstand: E. Wahl, 1. Vorsitzender; L. Bloch, 2. Vorsitzender; P. Loeb, Schriftführer; A. Meyer, Kassierer; L. Bloch, Büchereiverwalter; B. Weiß, F. Lazarus, Beisitzer.

98. **Insterburg.** 50 Mitglieder. Vorstand: Amtsgerichtsrat Blumenfeld, Vorsitzender; Stadtrat Eichelbaum, stellvertretender Vorsitzender; Wald, Schriftführer und Kassierer; Dr. Rosenkranz, Elias, Beisitzer; Rabbiner Dr. Beermann, Ehrenvorsitzender. — Vorträge: Kurt Blumenfeld: Die Emanzipation der Juden. Referendar Dr. Rosenfeld: Die jüdische Jugend in Deutschland. Friedmann: Chedes und Seschibbah, mit Lichtbildern. — Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Wilkowsky.

99. **Iserlohn.** 41 Mitglieder. Vorstand: Prediger Dr. Salomon, Vorsitzender; Kaufmann Sally Becker, stellvertretender Vorsitzender; Veterinärrat Goldstein, Schriftführer; Kaufmann Herm. Wertheim, Kassierer; Kaufmann Julius Wertheim, Bibliothekar. — Vorträge: Rabb. Dr. David-Bochum: Ethische oder konfessionelle Erziehung. Rabb. Dr. Loewenthal-Hamburg: Björnsons Weltanschauung und das Judentum. Seminarlehrer Plaut-Münster: Jüdische Presse und Judenpresse. — Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Julius Wertheim.

100. **Jever.** 50 Mitglieder. Vorstand: M. Schwabe und Siegmund Levy.

101. **Kaiserslautern.** 40 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Landsberg, Dr. Dreyfuß, P. Hirschfeld, Naller.

102. **Karlsruhe** (Baden). ca. 250 Mitglieder. Vorstand: Dr. Max Rosenberg, Vorsitzender; Dr. Th. Homburger, stellvertr. Vorsitzender; Abraham Ettlinger, Dr. Ludwig Haas, Prof. Dr. Gerson Hanauer, Dr. Nathan Stein, Dr. Paul Homburger. — Vorträge: Rabbiner Dr. Posner-Cottbus: Die Juden im fränkischen Reich. Fräulein Henny Weil-Mainz: Rezitationen aus der Bibel und aus jung-jüdischen Dichtungen. Rabbiner Dr. Appel-Karlsruhe: Der Sozialismus der Propheten. — Dr. Ludwig Haas-Karls-

ruhe: Der volkswirtschaftliche Standpunkt der alt-jüdischen Gesetzgebung und der Einfluß jüdischer Forscher auf die moderne volkswirtschaftliche Theorie.

103. **Kattowitz** (O.-S.). 132 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Braunschweiger, 1. Vorsitzender; Arnold Wiener, 2. Vorsitzender; Professor Dr. Goldschmidt, Schriftführer; Georg Hirsch, Kassierer; Rabbiner Dr. Cohn, Lehrer Weißmann, Lehrer Friedmann, Beisitzer. — Vorträge: Rabb. Dr. Goldmann-Oppeln: Das Taufjudentum, die innere Gefahr. Friedmann-Königsberg: Cheder und Jeschiwah. Dr. Braunschweiger-Kattowitz: Rembrandt. — Bibliothek mit ca 300 Bänden. Die Bibliothek wurde dem hiesigen jüd. Jugendverein zur Benutzung mit überlassen.

104. **Kempen i. P.** 70 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Lewin, J. Caro, H. Auerbach, R. Goldberg, Lehrer E Witt; Bibliothekare: Lehrer E. Witt und Lehrer M. Klein. — Vorträge: Generalsekretär Dr. de Haas-Posen: Gesetzestreues Judentum und moderne Kultur. Dr. Braunschweiger-Kattowitz: Michelangelos biblische Gestalten (mit Lichtbildern). Schulrat Kreisschulinspektor Kampf-Kempen: Reiseeindrücke in Palästina. Derselbe: Jerusalem. Die Mitglieder hatten Gelegenheit, den von der hiesigen Caritas-Loge veranstalteten Vortrag des Prof Mendelsohn-Posen, Erdbeben und Vulkane im Lichte der modernen Forschung, zu hören. — Bibliothek mit 250 Bänden. — Den Mitgliedern des hiesigen israelitischen Jugendvereins ist die Benutzung der Bibliothek freigestellt.

105. **Kiel.** 56 Mitglieder. Vorstand: Dr. Jacob, Vorsitzender; Lehrer Katz, Schriftführer; Kaufmann R. Goldmann, Kassierer; Kaufmann J. Tannenwald und Kaufmann M. Jonas, Beisitzer. — Vorträge: Dr. Wittenberg-Hamburg: Die Juden in Nordamerika. Dr. Loewenthal-Hamburg: Die Lektüre unserer Altvordern. Siegmund Bergel-Berlin: Die Lage der Juden im Osten Europas. Dr. Cohn-Kiel: Ein kurzer Gang durch Israels Geschichte. Ludwig Hardt-Berlin: Rezitationen aus Bibel und neujüdischen Dichtungen. Dr. Cohn-Kiel: Geschichte des talmudischen Zeitalters. — Im Anschluß an die Vorträge fanden Diskussionen statt. — Bibliothek mit 175 Bänden. Bibliothekar: L. Katz, Lehrer. — Der Verein feierte am 11. November sein zehnjähriges Stiftungsfest durch gemeinschaftl. Essen, Ball, Vorträge und Gesang.

106. **Kitzingen a. M.** 61 Mitglieder. Vorstand: Adolf Stiebel, 1. Vorsitzender; Louis Frank, 2. Vorsitzender; Leopold Flamm. Kassierer und Schriftführer.

107. **Koblenz.** 72 Mitglieder. Vorstand: M. Moses, 1. Vorsitzender; Prediger Benno Huhn, 2. Vorsitzender; Arthur Cohn, 1. Schriftführer; Max Beermann, 2. Schriftführer; M. Gottschalk, Kassierer.

108. **Kolmar i. P.** 35 Mitglieder. Vorstand: Bernhard Lewin, 1. Vorsitzender; Hermann Holländer, 2. Vorsitzender, Hermann Rummelsburg, Schriftführer; Jacob Ruben, Kassierer; Leopold Wolff, Julius Schier, Isaac Kasper, Beisitzer und Vergnügungskomitee.

109. **Köln** a. Rh. 300 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Rosenthal, 1. Vorsitzender; Moritz Levy jr., 2. Vorsitzender; Rektor Coblenz, Kassierer; Max Goldreich, Schriftführer; David Cohen, Rabbiner Dr. Caro, Moritz Falkenstein, Beisitzer. — Vorträge: Käthe Rosenberg-Düsseldorf: Bibel-Abend. Frhr. von Perfall-Köln: Stellung des Judentums in der modernen Literatur. Ludwig Hardt-Berlin: Rezitationen. Josepha Metz-Bielefeld: Eigene Dichtungen. Rabbiner Dr. Ackermann-Brandenburg: Unsere Synagogenmelodien. Rabbiner Dr. Rosenthal: Alte und neue Religionsgespräche. Ferner ein Märchenabend für die Kinder der Mitglieder, arrangiert von Frl. Riza Bajor. — Diskussionsabende: Frl. Paula Löb: Neujüdische Dichtungen. Moritz Levy jr.: Juden unter den deutschen Kaisern. Rabbiner Dr. Hanover: Das heutige Palästina. Rechtsanwalt Ludwig Cahen: Semitische Urgeschichte. — Die Bibliothek von etwa 600 Bänden ist mit der des Jugendvereins Gabriel Rießer verschmolzen worden. Den Mitgliedern beider Vereine steht die Bibliothek frei zur Verfügung.

110. **Konitz** (Westpreußen). 42 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Weyl, Vorsitzender; J. Fleischer, stellvertretender Vorsitzender; H. Herrmann, Kassenverwalter; M. Neumann, Schriftführer; A. Rehfeld, stellvertretender Schriftführer. — Vorträge: Rabb. Dr. Joseph-Stolp: Die Weltlage des jüdischen Volkes. Kand. phil. Wiener-Berlin: Die Bibel und das moderne Palästina (mit Lichtbildern). Rabb. Dr. Kaelter-Danzig: Abr. Geigers Einfluß auf die Entwickelung des Judentums. Schriftsteller Kgl. Rat Dr. Kohut-Berlin: Friedrich der Große und die Juden. Rabb. Dr. Elsaß-Landsberg: Oppenheims Bilder aus dem altjüdischen Familienleben (mit Lichtbildern). — Bibliothek mit 114 Bänden. Bibliothekar: J. Fleischer.

111. **Konstanz.** 82 Mitglieder. Vorstand: Stadtrabbiner Dr. Chone; S. Schwarz, Kassierer; Rechtsanwalt Bloch, Kantor Geismar, Rechtsanwalt Jung, Dr. med. Rothschild, Herm. Thanhauser.

112. **Königsberg** i. Pr. 168 Mitglieder. Vorstand: Archivar Dr. Ettlinger, Vorsitzender; Rabbiner Dr. Vogelstein, stellvertretender Vorsitzender; Dr. Fischer, Schriftführer; Rabbiner Dr. Perles, stellvertr. Schriftführer; Louis Grumach, Kassierer; Konsul Max Minkowski, stellvertretender Kassierer; Jakob Towbin, Bibliothekar; Oberkantor Birnbaum, stellvertretender Bibliothekar; Jakob Kirschner, Beisitzer. (Für ihn, nach seinem im Sommer erfolgten Tode, ist Prof. Rudolf Cohn eingetreten.) — Vorträge: Dr. Perles: 3 Cyklusvorträge: 1. Der Abschluß des Talmuds und

die Entstehung des Islams. 2. Die jüdisch-arabische Kultur. 3. Das Judentum im christlichen Europa. Dr. Vogelstein: 3 Cyklusvorträge: 1. Erstarrung und Niedergang seit dem späten Mittelalter. 2. Das Wiedererwachen des Judentums. 3. Aeußere und innere Emanzipation. M. Kownee: Abraham Mapu, der Schöpfer der modernen hebräischen Belletristik (mit Diskussion). Martha Bukofzer: Die Wiener jüdische Gesellschaft zu Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts (mit Diskussion). Dr. J. Faitlowitch-Berlin: Meine Reise zu den Falaschas (mit Lichtbildern). — Größere Bibliothek. Bibliothekar: Towbin.

113. **Königshütte** O.-Schl. 60 Mitglieder. Vorstand: Dr. Steinhardt, 1. Vorsitzender; Hubert Markiewitz, 2. Vorsitzender; Frl. Rosa Stern, Schriftführer; Salo Fischel, Kassierer; Lehrer Plaut, Bibliothekar; Rechtsanwalt Lachmann, Frau Ida Hirschel, Beisitzer. — Vorträge: Rabb. Dr. Braunschweiger-Kattowitz: Arthur Schopenhauer's Tierschutz und Menschentrutz. Dr. Friedmann-München: Cheder und Jeschiwah (mit Lichtbildern). Rabbiner Dr. Goldmann-Oppeln: Reichtum und Geisteskraft im modernen Judentum. — Bibliothek mit 110 Bänden. Bibliothekar: Lehrer B. Plaut.

114. **Kosel.** 30 Mitglieder. Vorstand: Kantor Krolik, Vorsitzender; Carl Wolff, M. Koslowsky.

115. **Krotoschin.** 36 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Berger, 1. Vorsitzender; Stadtrat Julius Neumark, stellv. Vorsitzender; Lehrer Margolius, Bibliothekar; Heymann Daniel, Schatzmeister; Georg Grünspach, Schriftführer. — Vorträge: Rabb. Dr. Koenigsberger-Pleschen: Neue Ideen aus der Religionsphilosophie des Judentums. Rabb. Prof. Dr Bloch-Posen Athalja und die Dynastie Davids. Rabb. Dr. Neuhaus-Ostrowo: Zur ästhetischen Würdigung der Bibel. Rabb. Dr. Berger-Krotoschin: Voraussetzungen und Mittel eines fruchtbringenden Religionsunterrichtes. Vorträge und Rezitationen aus der neuesten jüdischen Literatur. — Bibliothek mit 400 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Margolius. — Der Verein unterhält mehrere Zeitschriften und hat eine Lesehalle gegründet. Die Synagogengemeinde hat einen geeigneten Raum zur Verfügung gestellt.

116. **Labischin.** 16 Mitglieder. Vorstand: Kaufmann H. Lewin, Rabbiner Dr. Ansbacher, Lehrer S. Spier, Schriftführer und Kassierer.

117. **Lage.** 20 Mitglieder. Vorstand: H. Vogelstein, Vorsitzender; M. Kabacker-Lemgo, Beisitzer; Lehrer Heilbronn-Lemgo, Schriftführer; J. Paradies-Lage, Rendant. — Vorträge: Dr. Klemperer-Berlin: Spielhagen und Heyse. Dr. Poritzky-Berlin: Berliner Boheme. Dr. Rosenthal-Berlin: Tolstoi und die Juden. Lehrer Rosenthal-Detmold: Rezitationen.

118. **Landsberg a. W.** 48 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. B. Elsaß, Albert David, Georg Levinson, R. Michaelis. — Vorträge: Rabbiner Dr. Weyl-Konitz: Hiob. Rabbiner Dr. Kälter-Danzig: Abraham Geiger. Rabb. Dr. Elsaß: Der Prozeß Jesu. Rabb Dr. Salamonski-Frankfurt a. O.: Israels Geschichte und Kultur in biblischen Zeiten.

119. **Lauenburg i. P.** 33 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Salomon, Vorsitzender; Bernhard Kinsky, Kassierer. — Vorträge: Rabbiner Dr Baron-Kolberg: Aberglaube und Judentum. Rechtsanwalt Bernstein-Danzig: Die Rechtslage der Juden in Preußen im 19. Jahrhundert. Rabbiner Dr. Salomon-Lauenburg i. P.: Die Mystik in der Geschichte des Judentums. Rabbiner Dr. Kaelter-Danzig: Die Poesie der Bibel. — Bibliothek mit 200 Bänden. Bibliothekar: Rabbiner Dr. Salomon.

120. **Lautenburg** (Westpr.). 31 Mitglieder. Vorstand: Kaufmann Max Letwin, 1. Vorsitzender; Max Salomon I, 2. Vorsitzender; Lehrer Treumann, Schriftführer; Kaufm. J. Jacobowitz, Kassierer.

121. **Lessen** (Ostpr.) 35 Mitglieder. Vorstand: Max Momtheim, Emil Löwenstein, Max Nachemstein, Sieg. Seelig, M. J. Moses, Dr. Julius Jacobi, stellvertr. Schriftführer; Max Arendt, Kassierer; Konsul Max Minkowski, stellvertr. Kassierer; Oberkantor Birnbaum, Bibliothekar; Kaufmann Max Towbin, stellvertr. Bibliothekar; Rentier Jakob Kirschner, Beisitzer.

122. **Leipzig.** 175 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Porges, Vorsitzender; Jakob Blumenfeld, stellvertr. Vorsitzender; Gabriel Nathansen, Schriftführer; Georg Schreiber, Schatzmeister; Rechtsanwalt Georg Schlesinger, Beisitzer.

123. **Lippstadt.** 30 Mitglieder. Vorstand: Sam. Sostheim, B. Stern, Lehrer Rosenfeld, Siegfrid Abel. — Vorträge: Dr. Poritzky: Heine. Landrabb. Dr. Doctor-Cassel: Emanzipation der Juden. Hardt, Lehrer der Theaterschule Berlin: Rezitationen. Rabbiner Dr. Rosenthal-Berlin: Interessiert uns die Lebens-Jesu-Frage? — Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer Rosenfeld. — Der erste Vortrag (Dr. Poritzky) wurde in Geseke gehalten, wegen der Mitglieder, die unser Verein dort hat.

124. **Lissa i. P.** 76 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Bäck, Justizrat Nürnberg, Hauptlehrer Herbst, Sanitätsrat Dr. Scherbel, Kaufmann Sig. Goldschmidt. — Vorträge: Dr. Poritzky: Maxim Gorki und die Juden. Rabbiner Dr. Kälter: Die Poesie der Bibel. Lehrer Schweitzer: Rom in talmudischen Bildern. Rabbiner Dr. Pick: Geisteskämpfe innerhalb der Judenheit im 13. Jahrhundert. Sanitätsrat Dr. Scherbel: Ueber jüdische Kunst mit Demonstrationen. (Mit darauffolgender Diskussion.) — Bibliothek mit 700 Bänden, außerdem 5 jüdische Zeitschriften in 18 Exemplaren in Zirkulation. Bibliothekar: Herbst.

125. **Loebau** (Westpr.) 27 Mitglieder. Vorstand: Josef Marcus, Vorsitzender; Jacob Jacobsohn, stellvertr. Vorsitzender; Heinrich Cohn, Kassierer; Tobias, Schriftführer; Ravitscher, Bibliothekar. — Vorträge: Tobias-Loebau: Hellenismus und Judentum. D. Rosenfeld-Tilsit: Die deutschen Juden und der Zionismus. Tobias-Loebau: Josephos gegen Apion. Ein Cyklus von Vorträgen über die jüdische Glaubenslehre. — Bibliothek mit 350 Bänden. Bibliothekar: Ravitscher.

126. **Lubtinitz.** (Synagogen-Gemeinde.) Vorstand: Rabbiner Dr. Friedmann. — Vorträge: Rabbiner Dr. Friedmann: Leo Tolstoi und das Judentum. Dogmen im Judentum. Ausgewählte Stücke aus dem Traktat Baba-Bathra.

127. **Ludwigshafen a. Rh.** 76 Mitglieder. Vorstand: Moritz Wolff, 1. Vorsitzender; Gustav Thalheimer, 2. Vorsitzender; S. Wetzler, 1. Schriftführer; Jul. Leiser, 2. Schriftführer; Rudolf Rubel, Rechner; Dr. Gerstle, Jakob Wolff, M. Katz, M. Gimbel, Beisitzer. — Vorträge: Rabbiner Dr. Eschelbacher-Bruchsal: Moderne Wohltätigkeit. Frl. Henny Weil-Mainz: Rezitationen. Rabbiner Dr. Grabowsky-Barmen: Der Wert des Lebens im Lichte des Judentums. Dr. Loß-Mannheim: Die Ethik des jüdischen Strafrechtes. Wiener-Berlin: Das moderne Palästina und die Bibel. — Bibliothek mit 192 Bänden. Bibliothekar: S. Wetzler.

128. **Lübeck.** 25 Mitglieder. Vorstand: Lehrer B. Goldschmidt, Simson Carlebach, Rechtsanwalt Dr. Landau, Julius Mecklenburg, Zahnarzt Rothschild. — Vorträge: Die Veranstaltung von Vorträgen gehört, wenn auch nicht grundsätzlich ausgeschlossen, weniger zu den Zielen und Aufgaben des Vereins. Dieselben bestehen vielmehr darin, für einen Jugendgottesdienst am Sabbat Sorge zu tragen und allen Angehörigen unserer Gemeinde an Lernabenden Gelegenheit zu geben, ihr jüdisches Wissen zu erweitern. Es besteht für diesen Winter die Absicht, Leseabende, mit denen eine Diskussion verbunden sein soll, einzurichten. — Bibliothek mit 400 Bänden. Bibliothekar: Lehrer B. Freier, St. Annenstr. 11.

129. **Magdeburg.** 118 Mitglieder. Vorstand: Justizrat Choyke, Vorsitzender; Rabbiner Dr. Wilde, stellvertr. Vorsitzender und Schriftführer; Dr. med. Simon, Bibliothekar; Alex Hirsch, Kassierer; Dr. med. Wiesenthal, Beisitzer. — Vorträge: Kurt W. Goldschmidt-Berlin: Geist und Seele des modernen Judentums. Rabbiner Dr. Wilde-Magdeburg: Szenen aus der biblischen Geschichte (mit Lichtbildern). Rabbiner Dr. Grabowski-Barmen: Tolstoi und Zola. Rabbiner Dr. Schreiber-Potsdam: Der 5. Weltkongreß für freies Christentum. Dr. Spanier-Magdeburg: Die Geschichte der Juden in Magdeburg. Rabb. Dr. Wilde-Magdeburg: Moderne Ideen bei den Propheten. — Bibliothek mit 500 Bänden. Bibliothekar: Dr. med. Simon.

130. **M.-Gladbach**. 63 Mitglieder. Vorstand: Isidor Aschaffenburg, Justizrat Dr. Fritz David, Gustav Jonas, Hauptlehrer Fröhlich, Fritz Cohen. — Vorträge: Rabb. Dr. Ludwig Rosenthal-Köln: Biblische Stoffe im neueren deutschen Drama. Frau Joh. Meyer-Charlottenburg: Die jüdische Frau und Mutter. Freiherr Carl von Perfall-Köln: Das Judentum und die neuere deutsche Literatur. Victor Klemperer-Berlin: Karl Emil Franzos.

131. **Mainz.** 150 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Salfeld, Vorsitzender; B. Nußbaum, Schriftführer; Ludw. Kronenberger, Schatzmeister; Martin Mayer-Ganz, Max Kahn, Sigm. Lazarus, Dr. med. Levi-Ober-Ingelheim, Sanitätsrat Dr. Metzger, Justizrat Dr. Loeb, Beisitzer. — Vorträge: Oberlehrer Dr. J Heinemann-Frankfurt a. M.: Altjüdisches Frauenleben im Lichte der neueren Forschung. Frau Johanna Meyer-Berlin: Weltliche Dichtungen jüdischer Literatur. Oberlehrer Prof. Dr. Waas-Mainz: Lessings Nathan und seine Bedeutung für die Emanzipation der Juden. Privatdozent Dr. Felix Falk-Genf: Moses Mendelssohn als deutscher Dichter und Schriftsteller. — Die Bibliothek der Rhenus-Loge steht den Mitgliedern zur Verfügung.

132. **Mannheim**. 153 Mitglieder. Vorstand: Eduard Bauer, Vorsitzender; Julius Simon, Schriftführer; Bankdirektor S. Rosenbaum, Kassierer; Rechtsanwalt Dr. H. Bernheim, Dr. G. Hecht, Beisitzer. — Vorträge: Dr. Leopold Hirschberg-Charlottenburg: Die Bibel in der Musik. Dr. J. Moses-Mannheim: Jüdische Rassenhygiene und mod. Kultur. Privatdozent Dr. med. Lesser-Mannheim: Juden in der deutschen Literatur. Schriftsteller Berthold Feiwel-Westend: Die Juden in der Wirtschaft.

133. **Marienburg**. 32 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt M. Cohn, Fabrikbesitzer E. Solmsen, Kaufmann D. Bernstein.

134. **Marienwerder** (Westpr.). 40 Mitglieder. Vorstand Lehrer H. Geisenberg, Vorsitzender; Kaufmann Ph. Tanchen, Schriftführer; Rentier M. Blum, Schatzmeister; Kaufmann J. Mooy, Beisitzer. — Vorträge: Rabbiner Dr. Gutmann-Culm: Die Stellung der Frau im Judentum. Adolph Bukofzer-Danzig: Die Kunst zu leben und als Jude zu leben. Oberkantor Meisel-Danzig: Die synagogalen Gesänge. Rabbiner Dr. Eppenstein-Briesen: Zur Geschichte und Kulturgeschichte der Juden im deutschen Mittelalter.

135. **Memel**. 81 Mitglieder, 1 Ehrenmitglied. Vorstand: Rabbiner Dr. Isaak Stein, 1. Vorsitzender; Leon Scheinhaus, 2. Vorsitzender; Arzt Dr. S. Kallenbach, 1. Schriftführer; Siegfried Rudeitzky, 2. Schriftführer; Kantor Kahn, Bibliothekar; Jacob Werblowsky, 1. Kassierer; Akiba Pinkus, 2. Kassierer. — Vorträge: Universitätsbibliothekar Dr. Heinrich Löwe-Berlin: Bilder aus der jüd. Geschichte (Lichtbilder). Rabbiner Dr. Stein: Nachruf auf Dr. Hirsch Hildesheimer. Rabbiner Dr. Beermann-Insterburg: Werden und Wert des Talmud. Rabbiner Dr Perles-Königsberg:

Soziale Gerechtigkeit im alten Judentum. Rabb. Dr. Wohlgemuth-Königsberg: Begriff und Umfang der jüdischen Nächstenliebe. Dozent Dr. Hirschberg-Berlin: Die Bibel in der Musik, 3. Teil. Rabbiner Dr. Stein-Memel: Aus Israels Schrifttum. — Bibliothek mit 484 Bänden. Bibliothekar: Kantor Kahn.

136. **Merzig a. Saar.** 43 Mitglieder. Vorstand: Julius Blum, Präsident; A. Sulzbacher, Vizepräsident; Leo Weil, Schriftführer; David Felsenthal, Kassierer; Isaac Sahnerl, Festordner.

137. **Metz.** 120 Mitglieder. Vorstand: Oberrabbiner Dr. Netter, Ehrenvorsitzender; Dr. S. Veil, Kopellenstr. 20—22, 2. Vorsitzender; Apotheker L. Levy, Schriftführer; Assessor Samuel, 2. Schriftführer; L. Klein, Kassierer; R. Landauer, Beisitzer; M. Schift, Apotheker, E. Weil, Beisitzer.

138. **Mühlheim a. d. R.** 78 Mitglieder. Vorstand: Lehrer O. Kaiser, Zahnarzt Elkan, Bankier Gust. Kaufmann, Albert Schöndorff.

139. **Mülhausen** (Elsaß). 90 Mitglieder. Vorstand: Armand Bernheim, Dr. Elias, Raph. Blum, Dr. Jakob.

140. **München.** 420 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. C. Werner, Vorsitzender; Albert Schulmann, Kassierer; Isidor Popper, Schriftführer; Rabbinatsassessor Dr. Ehrentreu, Rechtsanwalt Dr. Emil Fränkel, Gustav Fränkel, Justizrat J. Harburger, Adolf Königsberger, Staatsanwalt Silbermann.

141. **Münster** (Westf.). 226 Mitglieder. Vorstand Eli Marcus, 2. Vorsitzender; Seminarlehrer Plaut, 1. Schriftführer; Dr. Rosenberg, 2. Schriftführer; Hirschfeld, Rechnungsführer; Altmann und stud. jur. Loeb, Beisitzer.

142. **Myslowitz** (Oberschl.). 60 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Winter, 1. Vorsitzender; Dr. med. Blumenfeld, 2. Vorsitzender; Lehrer Bach, S. Kochmann, S. Wechsler. — Vorträge: Dr. Markiewitz: Soziale und wirtschaftliche Lage der Juden im Mittelalter. H. Margulies: Heines Jugendjahre. Rabb. Dr. Goldschmidt-Königshütte: Ueber Reise-Erlebnisse in Palästina. Alfred Weiß: Werther der Jude. Rabb. Dr. Goldmann-Oppeln: Ueber Judentaufen im Mittelalter. Rabb. Dr. Braunschweiger-Kattowitz: Ueber Rembrandts biblische Stoffe. Rabb. Dr. Winter-Myslowitz: Jüdische Jugenderziehung. (Die Vortragsabende werden in Verbindung mit dem jüd. Jugendverein Montefiore veranstaltet.) — Bibliothek mit 200 Bänden. Bibliothekar: Rabbiner Dr. Winter.

143. **Nakel.** 45 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Perlitz, Vorsitzender; Lesser Baerwald, stellvertretender Vorsitzender; David Itzig, Kassierer; J. E. Behr, Schriftführer; Sigm. Baerwald,

Bibliothekar; J. Peczkowski, Beisitzer. — Vorträge: Alfred Wiener-Berlin: Das moderne Palästina und die Bibel. Mittelschullehrer Joseph Emanuel-Nordhausen: Moderne Rassentheorie. Albert Katz-Pankow bei Berlin: Lord Byron und seine hebräischen Melodieen. Dr. R. Wohlberg-Berlin: Fragen des Tages. — Kleine Bibliothek.

144. **Neiße i. Schl.** 48 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Max Ellguther 1. Vorsitzender; Rechtsanwalt Max Lewinsky, stellvertretender Vorsitzender; Jacob Rechnita, Rendant; prakt. Zahnarzt Eugen Berger, Emil Traurig, Beisitzer. — Vorträge: Ellguther: Geschichte der Alliance Israelite Universelle. Rabbiner Dr. Dienemann-Ratibor: Das Judentum zur Zeit der Entstehung des Christentums. Ellguther: Die hebräische Sprache im Volksmunde der Gegenwart. Fabrikbesitzer Norenstein-Neiße: Ludwig Philippson. Frau Rosi Graetzer: Groß Strehlitz. Jüdische Mutter. — Bibliothek mit 1350 Bänden. Bibliothekar: Rabbiner Max Ellguther.

145. **Neuß.** 35 Mitglieder. Vorstand: Adolf Cohen, 1. Vorsitzender; Max Salm, 2. Vorsitzender; Kantor B. Nußbaum, Schriftführer; Isidor Stein, Kassierer.

146. **Neustadt** bei Pinne. 32 Mitglieder. Vorstand: M. Berlowitz, Vorsitzender; S. Philippsthal, Beisitzer; H. Reißner, Schriftführer; E. Spieldoch, Bücherwart; S. Lasowski, Kassenwart. — Vorträge: S. Philippsthal: Der israelitische Prophetismus und der Einfluß der Propheten auf die historische und kulturelle Entwicklung des Judentums, 2. Teil. Dr. O. Ehrlich: Warum hat sich das Judentum erhalten und welche Aussichten bieten sich ihm für die Zukunft (2 Vorträge). Dr. Grünthal: Mohammed, der Begründer des Islam und sein Verhältnis zum Judentum. S. Philippsthal: Geiger, Philippson und ihre Zeit. S. Philippsthal: Die jüdische Geschichte, 1. Teil; ein Ueberblick bis zum Jahre 70 n. Ch. Albert Katz - Berlin: Die moderne hebräische Poesie. S. Plaut: Esra und seine Zeit. Apotheker Leo Cohn: Ein Ueberblick über die Geschichte der Juden vom Jahre 70 bis 1040. — Diskussionsabende: S. Philippsthal: Ueber den Prophetismus. Dr. O. Ehrlich: Ueber die Speisegesetze. — Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Erich Spieldoch.

147. **Neustettin.** 33 Mitglieder. Vorstand: Mühlenbesitzer Max Wolffberg, Vorsitzender; Kaufmann E. Kaminer, Kassierer; Kaufmann H. Freund, Beisitzer.]

148. **Neuwied.** 64 Mitglieder. Vorstand: Dr. Lichtenstein, Vorsitzender; J. Ransenberg, stellvertr. Vorsitzender; A. Cremer, Schriftführer; K. Daniel, Kassenführer. — Vorträge: Dr. Lichtenstein: Rezitationen. J. Geisel: Reise durch Nordland. A. Cremer: Entstehung und Verarbeitung des Papiers. Justizrat Lewy: Die soziale Gesetzgebung seit der Botschaft Kaiser Wilhelms I. J. Ransenberg: Die Wunder in der Bibel. — Bibliothek mit ca. 200 Bänden. Bibliothekar: Frau A. Cremer.

149. **Nikolai** (Oberschlesien). 28 Mitglieder. Vorstand: Heinrich Jakobowitz, Vorsitzender; Fedor Böhm, Kassierer und Bibliothekar. — Vorträge: Rabbiner Dr. Nischkowski-Kattowitz: Ueber Jacob Frank, der falsche Messias. Mittelschullehrer Stern-Kattowitz: Ueber die Juden im Mittelalter. Zur Purimfeier einen lustigen Abend, veranstaltet von den Herren Rechtsanwalt Lachmann-Königshütte, Dr. Pinczower-Kattowitz, Referendar Ehrlich-Kattowitz. — Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Fedor Böhm.

150. **Nienburg**, Weser 30 Mitglieder. Vorstand: Sally Katz, Vorsitzender; Sally Abraham, stellvertretender Vorsitzender.

151. **Norden** (Ostfriesland). 35 Mitglieder. Vorstand: Hauptlehrer A. Levy, Vorsitzender; M. Aschendorff, Kassierer; Conrad Wolff, Schriftführer; Frau Hermann Hartog, Frau Joseph Herz, Beisitzende. — Vorträge: Landrabbiner Dr. Mannheimer-Oldenburg: Der Anteil der Juden an der Kultur der Menschheit. Derselbe: Der Talmud. Hauptlehrer Levy-Norden: Moses Mendelssohn. Lehrer Klein-Norden: Jüdische Religion und Hygiene.

152. **Nordhausen**. 60—70 Mitglieder. Emil Hirsch, Vorsitzender; Joseph Warburg, K. Heilbronn, Eli Neufeld, Isidor Frohnhausen, Sanitätsrat Dr. Stern, Rentier L. Ballin.

153. **Nürnberg**. 470 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Freudenthal, Vorsitzender; Bankier Wilhelm Ottensooser, Schriftführer; Rentier S. Bloch, Kassierer; Kommerzienrat Ludwig Metzger, Kontrolleur. — Vorträge: Dr. Ernst Cohn-Wiener-Berlin: Jüdische Künstler unserer Zeit (mit Lichtbildern). Dr. med. David Grünbaum-Nürnberg: Die Falaschas, ein entdeckter jüdischer Volksstamm (mit Lichtbildern). Dr. Nathan Birnbaum (Matties Acher)-Berlin: Die neuesten Forschungen über die Veranlagung der Juden und ihre Rolle im Wirtschaftsleben. Oberkantor M. Henle-Hamburg: Rück- und Ausblick auf die Entwickelung des Synagogengesangs (mit musikalischen Erläuterungen). Rabbiner Dr. Baeck-Düsseldorf: Das Judentum in der alten Wende der Zeiten. — Gemeinde- und Dr. Ziemlich'sche Bibliothek mit zusammen 2400 Bänden.

154. **Oberhausen**. 40 Mitglieder. Vorstand: R.-A. Löwenstein.

155. **Obersitzko**. 40 Mitglieder. Vorstand: Kaufmann Hermann Cohn, 1. Vorsitzender; Kaufmann Jul. Schlimmer, 2 Vorsitzender; Rabbiner Hermann Casper, 3. Vorsitzender; Kaufmann Siegmund Loewinsohn, Schatzmeister; Lehrer Rynarzewski, Schriftführer und Bibliothekar.

156. **Obornik b. P.** 21 Mitglieder Vorstand: L Friedmann, Vorsitzender; M. Mannheim, Schriftführer und Bibliothekar; M. Tausk, Rendant. — Kleine Leihbibliothek

157. **Offenbach** a. Main. 155 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt Dr. Guggenheim, Vorsitzender; Lehrer Emil Gabriel; Fabrikant Ludwig Rothschild, Schriftführer; Bankier Wilhelm Merzbach, Rechner; A. Devris, Fabrikant Alfred Strauß, Frau Netti Stein. — Vorträge: Rabb. Dr. Caesar Seligmann-Frankfurt: Judentum und moderne Weltanschauung. (Cyklus von 3 Vorträgen.) Privatdozent Dr. Julius Hülsen-Frankfurt a. Main: Jüdische Kunstaltertümer (mit Lichtbildern). Prof. Dr. Goldstein-Darmstadt: Die Poesie in der Bibel. Victor Klemperer: Jüdischer Anteil an der modernen deutschen Literatur.

158. **Offenburg** in Baden. 43 Mitglieder. Vorstand: Prakt; Arzt Dr. Joseph Nathan, 1. Vorsitzender; Jacob Hauser, 2. Vorsitzender.

159. **Oldenburg**. 45 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Mannbeimer, Vorsitzender; E. Meyer, Schriftführer; A. de Beer, Kassierer: M. Landsberg, H. Silberberg, Beisitzer. — Vorträge: Dr. Cohn-Wiener: Jüdische Kunst. Dr. Mannheimer: Judentum und Christentum. Hofschauspieler und Regisseur Ruhtisch: Rezitationen. Oberkantor Zivi: Entwickelung der jüdischen Musik. Prof. Dr. Goldstein: Spinoza:

160. **Oppeln**. 79 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. J. Goldmann, Vorsitzender; Sanitätsrat Dr. Schlesinger, stellvertr. Vorsitzender; Justizrat Cohn, Schriftführer; Max Friedländer, Kassierer; Hermann Proskauer, Adolf Goldfeld, Justizrat Salinger, Beisitzer. — Vorträge: Rabb. Dr. Goldmann: Das Taufjudentum in der Geschichte. Rabb. Dr. Braunschweiger, Michelangelos biblische Gestalten. A. Friedmann-Königsberg: Das jüdische Volkslied. Lehrer Goldschmidt-Tarnowitz: Zur Struktur des modernen Judentums. Zu Channukah wurde ein Kinderfest veranstaltet. — Bibliothek mit 150 Bänden. Bibliothekar: Dr. Goldmann.

161. **Osnabrück.** 60 Mitglieder. Andreas Jonas, 1. Vorsitzender; S Flatauer, 2. Vorsitzender; Max Markus, Kassierer; Max Blank, stellvertretender Kassierer.

162. **Osterode** (Ostpr.). 24 Mitglieder. Vorstand: J. Sturmann, L. Wittenberg, M. Friedländer, Dr. Loewenberg, Alexander Schwarz. — Vorträge: Dr. Beermann-Insterburg: Vom Werden und Werte des Talmud. Referendar Dr. Rosenfeld-Tilsit: Die deutschen Juden nach der Emanzipation. Chanukafeier, Ansprache des Pred. Sturmann. Sturmann: Die Einwanderung der Juden in Holland und England. Sturmann: Die Juden in Rußland. Zahnarzt Salomonsohn: Staat, Kirche und Judentum in Preußen. Jedem Vortrage schloß sich eine Diskussion an. Gestellte Fragen wurden beantwortet. — Bibliothek mit 150 Bänden. Bibliothekar: Dr. Löwenberg.

163. **Ostrowo.** 94 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Neuhaus, Vorsitzender; Kaufmann Benno Weiß, stellvertr. Vorsitzender; Dr. med. Peiser, Kaufman Max Stillschweig, Kassierer; Kaufmann Jakob Fabisch, Kaufmannn Max Lewin, Kaufmann Hugo Michaelis. — Vorträge: Fritz Richard-Berlin: Ernstes und Heiteres (Rezitationsabend). Oberlehrer Max Baer-Ostrowo: Die Lage der Juden in der Zeit von 1810 bis 1820. Theaterabend einer jüdischen Theatergesellschaft aus Rußland. Rabbiner Dr. Neuhaus: Der Talmud und seine Bedeutung für unsere Zeit. Ludwig Hardt-Berlin: Jungjüdische Dichtungen. Stiftungsfest des Vereins mit Einleitungsvortrag und Aufführungen.

164. **Paderborn.** 60 Mitglieder. Vorstand: Fritz Kahn, Robert Rosenbaum, J. Schlomer.

165. **Pinne.** 37 Mitglieder. Vorstand: Salomon Abraham, Siegfried Salomonski.

166. **Pirmasens.** 105 Mitglieder. Vorstand: Jakob Kahn, 1. Vorsitzender; Nathan Kahn, 2. Vorsitzender; H. Kiwi, Schriftführer; Siegmund Frank, Kassierer; August Kahn und A. Blum, beratende Mitglieder.

167. **Pleschen** (Pr. Posen). 90 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Koenigsberger, 1. Vorsitzender; J. Schibilsky, 2. Vorsitzender; Bureauvorsteher D. Schmul, Schriftführer; Isidor Brandt, Kassierer; Lehrer Happ, Bibliothekar.

168. **Pleß,** Ob.-Schl. 32 Mitglieder. Vorstand: R. Bielschowsky, B. Steiner, Dr. Zivier.

169. **Potsdam.** 75 Mitglieder. Vorstand: Justizrat J. Josephsohn, Rabbiner Dr. Schreiber, Fabrikbesitzer Lehmann.

170. **Prenzlau.** 50 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Bähr, Vorsitzender; David Mayer, stellvertretender Vorsitzender; Phil. Kirstein, Louis Marcuse, Rendant; Emil Marcus, Bibliothekar. — Vorträge: Dr. Bähr-Prenzlau: Die neuesten Ausgrabungen in Palästina und die Bibel. Dr. R. Lesczynski-Berlin: Antisemitismus im Altertum. Rabb. Dr. Schreiber-Potsdam: Herodes und Mariamne (nach Hebbels gleichnam. Drama). Schauspieler und Regisseur Richard Goltz-Berlin: Eine Ghetto-Geschichte aus dem J. 1848. Ernste und heitere jüdische Dichtungen. Albert Katz-Berlin-Pankow: Christen und Juden als Förderer jüdischer Wissenschaft. Dr. Bähr-Prenzlau: Die Entstehung des israelitischen Volkes. — Kleine Bibliothek.

171. **Pr.-Friedland.** 30 Mitglieder. Vorstand: Hugo Rau, Vorsitzender; Max Josef, Stellvertreter; S. Wetzlar, Bibliothekar. A. Weck. Beisitzer; Berthold Lewy, Kassierer; B. Neumann, Schriftführer.

172. **Ratibor.** 86 Mitglieder. Vorstand: Dr. Dienemann, 1. Vorsitzender; Carl Steinfeld, stellvertr. Vorsitzender; Rechtsanwalt Steiner, Schriftführer; Lehrer A. Bieberfeld, Bibliothekar; A. Liebrecht, Schatzmeister; L. Pinczower, M. Tichauer, Beisitzer. — Vorträge: Friedmann-Königsberg: Cheder und Jeschiwah. Dr. Dienemann: Probleme der Bibelforschung. Rabb. Steiner: Der Juden Anteil an der Kultur. — Bibliothek mit 750 Bänden. Bibliothekar: Lehrer A. Bieberfeld.

173. **Rawitsch.** 31 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Cohn, Vorsitzender; S. Töplitz, Kassierer; Georg H. Loewy, Bibliothekar; Zahnarzt Cohn, Schriftführer. — Vorträge: Dr. phil. de Haas-Breslau: Wer waren die Pharisäer. Rabb. Dr Bluhm-Posen: Der Anfang der Genesis und die neuesten Entdeckungen. Dozent Dr. Hirschberg-Berlin: Die Bibel in der Musik, 2. Teil. Rabb. Dr. Kälter-Danzig: Moses Mendelssohn, ein jüdisches Bildungsideal. — Diskussions-Abende: Dr. med. Jeremias-Posen: Jüdische Organisationsfragen. Rabb. Dr. Cohn: Die Namengebung bei den Juden. — Bibliothekar: Bankier Georg H. Loewy.

174. **Rees** a. Niederrhein. 20 Mitglieder. Vorstand: Lehrer M. Levisohn, Vorsitzender; Louis Marcus, Schriftführer und Schatzmeister. — Vorträge: Lehrer Levisohn-Rees: Literarische und pädagogische Betrachtungen beim Scheine der Chanukka-Lichter. cand. med. Klauber-Bonn: Die Lösung der Judenfrage (zionistisch). Zahnarzt Ehrmann-Werden: An der Wiege des jüdischen Volkes. Rabb. Dr. Wolf-Köln: Das Wesen Israels. Rabb. Dr. Wolf-Köln: Der Lebensgedanke des Judentums. — Jeden Samstag Abend findet eine Vorlesung statt, an die sich eine Diskussion anschließt. Am Chanukka, Purim, Simchas Thora und 15 Schwat veranstaltet der Verein Familienabende für die Mitglieder und ihre Angehörigen. — Bibliothek mit 200 Bänden. Bibliothekar: Louis Marcus.

175. **Ritschenwalde.** 21 Mitglieder. Vorstand: J. Breslauer, Vorsitzender; Z. Rummelsburg I, stellvertretender Vorsitzender; Hermann Köln, Schriftführer und Kassenwart.

176. **Recklinghausen.** 70 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Marx, 1. Vorsitzender; M. Gans-Herne, 2. Vorsitzender; Lehrer Tannenbaum, Schriftführer; Otto Cosmann, Kassierer.

177. **Rixdorf-Berlin.** Die Gemeindemitglieder sind gleichzeitig Mitglieder des Literaturvereins. Vorstand: Dr. H. Rosenthal, Rabbiner Kameraje, S. Schreiber, Callmann, S. Kurz, J. Wolffberg, Springer.

178. **Rogasen** (Bez. Posen). 35 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. L. Dünner, Ehrenvorsitzender; Rentier S. Ruschin, Vorsitzender; Lehrer J. Brock, Schriftführer; Kaufmann J. Lissner, Kassenführer; Schneidermeister J. Rummelsburg, Stellvertreter; Schneidermeister J. Rosenthal, Bibliothekar. — Vorträge: Fritz

Richard-Berlin: Rezitationsabend. Buntes Allerlei. Lehrer J. Brock-Rogasen: Ludwig Aug. Franke: Nach Jerusalem. Lehrer J. Lewin-Schneidemühl: Die Chazaren. Kaufmann Alfred Marcus-Pinne: Falsche Erziehung in jüdischen Häusern. Rabbiner Dr. Friedmann-Wongrowitz: Alte und neue Probleme im Lichte des Judentums. Rabb. Dr. Dünner-Rogasen: Aus meiner Heimat. — Bibliothek mit 110 Bänden. Bibliothekar: J. Rosenthal.

179. **Rödelheim.** 33 Mitglieder. Vorstand Jakob Spanier, 1. Vorsitzender; Julian Zinkes, Kassierer; Jos. Strauß, Schriftführer; Raoul Hauser, Archivar.

180. **Saargemünd i. Lothr.** ca. 60 Mitglieder. Vorstand: Ehrenpräsident Herr Rabbiner Dr. Dreifuß; Albert A. Neher, Präsident; Max Coblentz, Vizepräsident; M. Lilienfeld, Schriftführer; Silvan M. Levi, Kassierer; Oberkantor Albert Kahn, Bibliothekar; Adrien Samuel, Jonas Fohlen, Sigmund Blum, Ausschuß.

181. **Saarwellingen.** 35 Mitglieder. Vorstand: Lehrer J. Heß, M. Lewy.

182. **Samter.** 52 Mitglieder. Vorstand: Dr. Wreschner, J. Gorzelanczyk, Ad. Heimannsohn, L. Holländer, L. Kollenscher.

183. **Schildberg i. P.** 40 Mitglieder. Vorstand: Apotheker B. Salinger, Vorsitzender; Rabbiner Dr. Krauß, Beisitzer, Fabrikbesitzer M. Jakubowski, Kassenwart; Lehrer Singermann, Schriftwart; Kaufmann A. Lichtenstein, Büchereiverwalter.

184. **Schivelbein.** 23 Mitglieder. Vorstand: Emil Wolff, Vorsitzender; Martin Borchardt, Stellvertreter; L. Levy, Schatzmeister; S. Saul, Schriftführer; D. Rainowitz, Bibliothekar. — Vorträge: Frl. Anna Rackwitz-Berlin: Ueber Carl Emil Franzos. — Kleine Bibliothek. Bibliothekar: D. Rainowitz.

185. **Schlawe** i. P. 19 Mitglieder. Vorstand Zahnarzt Rosen, 1. Vorsitzender; Kantor Spier, 2. Vorsitzender und Bibliothekar; Kaufmann Rosenberg, Rendant. — Vorträge: Adolf Bukofzer-Danzig: Moderne Frauenbewegung und jüdische Frauen. Dr. Jampel - Schwedt: Die Verdienste der Bibel um die moderne Menschheit. Bernhard Loewenthal-Graudenz: Rezitationen aus der neuen modernen jüdischen Literatur. Dr. Baron - Kolberg: Der Prophet Amos. — Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Kantor Spier.

186. **Schlettstadt i. E.** 30 Mitglieder.

187. **Schlochau.** 50 Mitglieder. Vorstand: Max Freundlich, Vorsitzender; Sally Caspary, Schriftführer; Hermann Vandsburger, Bibliothekar; Aron Kirsch, Kassierer. — Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Vandsburger.

188. **Schneidemühl.** 75 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Lewkowitz, 1. Vorsitzender; Rechtsanwalt Soldin, 2. Vorsitzender; Lehrer Lewin, Schriftführer; Julius Edel, Kassierer; Welischkowski, Bibliothekar; Dr. Mislowitzer. — Bibliothek mit 300 Bänden.

189. **Schocken.** 20 Mitglieder. Vorstand: Sally Julius, Vorsitzender; D. Kochmann, Schriftführer; E. Elias, Kassierer; J. Dattel, Bibliothekar.

190. **Schönlanke.** 50 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. M. L. Bamberger, Max Cohn, Salomon Engel, David Warschauer, Herrmann Weile. — Vorträge: Dr. Nathan-Berlin: Ruf- und Familiennamen der Juden. Dr. Kahut-Berlin: Friedrich der Große und Josef II. in ihren Beziehungen zu den Juden. Rabbiner Dr. Wreschner-Samter: Die Wiege der Reform unter den deutschen Juden. Dr. de Haas-Posen: Judentum und moderne Kultur. Rabbiner Dr. Bamberger-Schönlanke: Die jüdische Abteilung in der Hygieneausstellung in Dresden. — Bibliothek mit 250 Bänden. Bibliothekar: Lehrer H. Wolff.

191. **Schrimm.** 72 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Silberberg, Vorsitzender; Kaufmann Max Abraham, stellvertr. Vorsitzender; Kaufm. Abr. Jaffe, Schriftführer; Kaufm. Eugen Blick, Kassierer; Lehrer J. Speyer, Bibliothekar. — Vorträge: Schriftsteller Albert Katz-Pankow bei Berlin: Die moderne hebräische Poesie. Fräulein stud. phil. Rackwitz-Berlin: Karl Emil Franzos. Dr. Ad. Kahut-Berlin: Immanuel Kant und das Judentum. Dr. Leopold Hirschberg-Charlottenburg: Die Bibel in der Musik, 2. Teil. — Bibliothek mit 350 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Speyer. — Am 19. März fand ein Purimfest statt.

192. **Schroda.** 30 Mitglieder. Vorstand: N. Mamlok.

193. **Schweinfurt.** 80 Mitglieder. Vorstand: R. A. Dr. Hommel, Rabb. Dr. Stein, Bankier L. Lehmann. — Vorträge: Landesrabb. Dr. Mannheimer-Oldenburg: Judentum und Christentum. Eduard Levy: Jüdische Musik und Musiker. Dr. Cohn-Wiener: Die Bibel in der Kunst der Völker. Bibliothek mit 200 Bänden. Bibliothekar: Lehrer B. Adler.

194. **Schwedt a. O.** 23 Mitglieder. Vorstand: Dr. med. Loewenthal, Vorsitzender; Adolf Müllerheim, Hugo Seelig, G. A. Meinhardt, Max Goldstein, Jul. Rosner.

195. **Schwersenz.** 34 Mitglieder. Vorstand: Aron Kaatz, 1. Vorsitzender; Max Kaatz, 2. Vorsitzender; Lehrer H. Broh, Schriftführer und Bibliothekar (eigentlicher Leiter des Vereins); Casper, Rendant; Heinemann, Knoblauch, Magnus Katz, Beisitzer.

196. **Schwetz a. W.** 74 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt Hirsch, stellvertr. Vorsitzender; Kaufmann Paul Brenner, Schriftführer; Lehrer Dahl, Bibliothekar; Kaufmann Max Stein, Kassenwart.

197. **Siegburg.** 45 Mitglieder. Vorstand: Lehrer J. Seelig, Vorsitzender; Dr. M. Walter, stellvertr. Vorsitzender; S. Marx und Leo Hirschhahn.

198. **Sobernheim a. N.** 25 Mitglieder. Vorstand: Alfred Marum, Vorsitzender; Lehrer S. Berendt, Schriftführer.

199. **Soldau** (Ostpr.) 30 Mitglieder. Vorstand: Aronsohn, Danziger, Rabb. Petzen, Moses Gutkind. — Vorträge: Breslau-Illowo: Die jüdische Frau. Petzen-Soldau: Spinoza und seine Stellung zum Judentum. Dr. Pick-Strasburg: Uriel Acosta in Geschichte und Drama. Rabbiner Petzen: Stimmen über das Kaddisch-Gebet.

200. **Speyer.** 125 Mitglieder. Vorstand: Isidor Roos, Vorst.; Leop. Klein, Kassierer; Jul. Seligmann, Schriftführer; Jacob Altschüler, Dr. Reis, L. Waldbott, Rudolf Weil, Beisitzer.

201. **Stadtlengsfeld.** 22 Mitglieder. Vorstand: Landrabbiner Dr. Wiesen, M. Klar.

202. **Steinheim** (Westfalen). 14 Mitglieder. Vorstand: Siegfried Hochheimer, 1. Vorsitzender; Dr. Max Becher, 2. Vorsitzender; Lehrer Steinberg, Schriftführer.

203. **Stendal.** 20 Mitglieder. Vorstand: J. Mattischack-Stendal, L. Marcus-Gardelegen, Frl. J. Adler-Stendal, A. Salomon. — Vorträge: Albert Katz-Berlin-Pankow: Der Talmud und seine Bedeutung für die Kultur der Menschheit.

204. **Stettin.** 217 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr Ehrenberg, Rabbiner Dr. Worms, S. Wiener, G. Treuenfels. — Vorträge: Dr. Heinrich Loewe: Das 19. Jahrhundert der Juden. Chefredakteur Dr. Landau-Berlin: Die Bibel in unserer Kultur. Rabbiner Dr. Vogelstein (sel. And.): Abraham Geiger. Frau Rosanowsky-Braunschweig: Musik und Religion. Rabbiner Dr. Worms: Der biblische und der Goethesche Faust.

205. **Stolp** i. Pomm. 49 Familien und 12 Einzelpersonen. Vorstand: Rabbiner Dr. Max Joseph, Vorsitzender; Fabrikbesitzer Hermann Blau, stellvertretender Vorsitzender; Alex Schlesinger, Schriftführer; Max Gottschalk, Kassierer; Zahnarzt Max Neumann, Bibliothekar; Moritz Aron, Max Wollfberg, 2. Beisitzer.

206. **Strasburg** (Westpreußen). 38 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Pick, Vorsitzender; Aron Salomon, stellv. Vorsitzender; Leopold Jablonowski, Kassierer; Julius Jacobi, Schriftführer. — Vorträge: Rabbiner Dr. Pick-Strasburg (Westpr.): Hebbels Judith und Herodes und Marianne. Dr. J. E. Poritzky-Berlin: Die Berliner Bohème. Rabbiner Dr Guttmann-Culm (Westpr.): Major Burg. Rabb. Dr. Kohn-Hohensalza: Sudermanns Johannes.

207. **Strelno.** 25 Mitglieder. Vorstand: A. Lesser, Vorsitzender; Lehrer Oestler, O. Eilenberg, Beisitzer.

208. **Stuttgart.** ca. 200 Mitglieder. Vorstand: Max Hausmeister, stellvertr. Vorsitzender. — Bibliothek mit ca. 600 Bänden.

209. **Tarnowitz.** 44 Mitglieder. Vorstand: Apotheker Th. Behnsch, Kaufmann S. Noher, Buchhalter O. Brauer, Kaufmann B. Hamburger, Lehrer Goldschmidt.

210. **Thorn.** 127 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Rosenberg, 1. Vorsitzender; Justizrat Hugo Radt, 2. Vorsitzender; Rentier Adolf Jacob, Schatzmeister; Kaufmann H. Moskiewicz, Schriftführer; Kaufmann D. Gerson, Bildhauer S. Meyer, Dr. med. Goldmann, Beisitzer. — Vorträge: Dr. Itelsohn-Berlin: Spinoza. Schriftsteller Hans Eschelbach-Bonn: Orientalisches Volksleben. Dr. Rosenberg-Thorn: Das Kind bei den Juden. Schriftsteller M. Koplowitz: Wirtschaftliche Entwicklung in Palästina. Prof. Dr. Horowitz-Charlottenburg: Das Alexandrinische Judentum im Lichte der Philosophie Philos. — Bibliothek mit 500 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Chaim.

211. **Tilsit.** 112 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Ehrlich, 1. Vorsitzender; Dr. med. Rosenkranz, 2. Vorsitzender; Kaufmann Glaß, Schatzmeister; Kaufmann J. Perlis, 1. Schriftführer; Lehrer Süßkind, 2. Schriftführer. — Vorträge: Referendar Dr. Rosenfeld-Karlsruhe: Die jüdische Jugend in Deutschland. Universitätsbibliothekar Dr. Heinrich Loewe-Berlin: Bilder aus der jüdischen Geschichte (mit Lichtbildern). Kandidat A. Friedmann-Königsberg: Das jüdische Volkslied. Rabbiner Dr. Beermann-Insterburg: Der moderne Mensch und die Religion. Schriftsteller Victor Klemperer-Charlottenburg: Jüdische Strömungen der modernen deutschen Literatur. Rabbiner Dr. Pick-Strasburg in Westpr.: Hebbels „Judith" und „Herodes und Mariamne". Dozent der Musikwissenschaft Dr. Leopold Hirschberg-Charlottenburg: Die Bibel in der Musik, 3. Teil (mit Erläuterungen am Klavier und durch Gesang). — Bibliothek mit 80 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Süßkind. — Am 25. Dezember 1910 veranstaltete der Verein, wie alljährlich, einen Familienabend zur Chanukah-Feier für die Mitglieder und ihre Angehörigen.

212. **Trier-Mosel.** 47 Mitglieder. Vorstand: Isid. Mayer, 1. Vorsitzender; J. Beermann, 2. Vorsitzender; Siegm. Loeb, Schatzmeister; Jacob Juda, Schriftführer.

213. **Tuchel.** 48 Mitglieder. Vorstand: H. Gotthilf, Vorsitzender; Lehrer Jacubowski, Schriftführer; Tierarzt und Schlachthofdirektor Moses, Schatzmeister; Kantor Levithan, Beisitzer und Bibliothekar.

214. **Ulm a. D.** 169 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt S. Moos I; J. Klein, Kassierer; Alf. Moos II, Bibliothekar; Dr. L. Hecht, Hugo Moos, Beisitzer. — Bibliothek mit 3673 Bänden.

215. **Unna i. W.** 20 Mitglieder. Vorstand: F. Buchdahl, L. Rosenberg, M. Sternfeld.

216. **Vallendar.** 30 Mitglieder. Vorstand: J. Alexander, Vorsitzender.

217. **Wanfried.** 20 Mitglieder. Vorstand: L. Ehrlich, Lehrer Wallach.

218. **Warburg i. W.** 30 Mitglieder. Vorstand: S. Block, 1. Vorsitzender; B. Nassau, 2. Vorsitzender; E. Alexander, Schriftführer und Bibliothekar; J. Hoffmeyer, Kassierer. — Vorträge: Victor Klemperer-Oranienburg: Heyse, Spielhagen und das Judentum. Rabbiner Dr. Rosenthal-Berlin: Tolstoi und die Lehre des Lebens. Dr. Poritzky-Berlin: Die Berliner Bohème. Lehrer Bachrach-Hameln: Charakterzüge des Judentums. Lehrer Alexander-Warburg: Welthistorische Bedeutung des jüdischen Volkes in Vergangenheit und Gegenwart. Ludwig Hardt-Berlin: Rezitationen. — Diskussionsabende: Rabbiner Dr. Rosenthal-Berlin: Tolstoi. Lehrer Alexander-Warburg: Die Juden in den verschiedenen Berufen. — Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer Alexander.

219. **Wesel.** 23 Mitglieder. Vorstand: Dr. Falkenstein, Vorsitzender; Jaques Daniel, Julius Elkan, Lehrer Spier, Ehrenvorsitzender.

220. **Wiesbaden.** 180 Mitglieder. Vorstand: Dr. M. Hirsch, 1. Vorsitzender; Rabbiner Dr. A. Kober, 2. Vorsitzender; Rechtsanwalt Liebmann, Schriftführer; Bankier A. Bielefeld, Kassierer; Kaufmann J. Baum, Lehrer Capell, Kaufmann Leopold Cohn, Beisitzer. — Vorträge: Dr. Poritzky-Berlin: Joseph Israels (aus Anlaß seines Todes). Dr. Levy-Berlin: Richard Wagner und das Judentum. Rabbiner Dr. Doctor-Kassel: Aus Kanaans Urzeit (mit Lichtbildern). Rabbiner Dr. Kober-Wiesbaden: Zur Jahrhundertfeier der Emanzipation der deutschen Juden. — Der Verein unterhält seit dem Jahre 1907 eine Toynbeehalle, die im verflossenen Jahre von 3763 Personen besucht wurde.

221. **Witten.** 50 Mitglieder. Vorstand: Dr. med Marx, 1. Vorsitzender; Kaufmann Max Blank, 2. Vorsitzender; Lehrer Max Mayer, Schriftführer; Kaufmann Siegmund Rosenberg, Kassierer; Stadtverordneter Josef Lindenbaum, Beisitzer. — Vorträge: Dr. Leop. Hirschberg-Charlottenburg: Die Bibel in der Musik, 2. Teil. Frau Johanna Meyer-Charlottenburg: Die jüdische Frau und Mutter, Rezitationen. Rabbiner Dr. Neumark-Duisburg: Die religiösen Hauptströmungen im Judentum des 19. Jahrhunderts und ihre führenden Vertreter. Rabbiner Dr. Norden-Elberfeld: Traubs Werk: Aus suchender Seele. Rechtsanwalt Dr. Weinberg-Dortmund: Die zionistische Bewegung.

222. **Witzenhausen.** 22 Mitglieder. Vorstand: S. Nußbaum, 1. Vorsitzender; M. Kugelmann, 2. Vorsitzender; Moritz

Jaffa, Kassierer; Herm. Katzenstein, Schriftführer; Levi Trepp, Max Nathan, Beisitzer. — Vorträge: Seminarlehrer Plaut-Münster i. W.: Was ist Zionismus. Lehrer Katz-Witzenhausen: Unser Gebetbuch. Lehrer Katz-Witzenhausen: Moses Montefiore. Lehrer Katz-Witzenhausen: Die Juden in Babylon. — Es finden im Winter alle 14 Tage Leseabende statt unter Leitung des Herrn Lehrer Katz. — Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer Katz.

223. **Wollstein** (Posen). 50 Mitglieder. Vorstand: Lehrer Becker, 1. Vorsitzender; Frau Breslauer, 2. Vorsitzende; Kaufmann Woeppler, Schriftführer; Kaufmann B. Warger, Rendant; Kantor Wilkowski, Bibliothekar; Frau H. Herzog, Fräulein Frieda Voß, Beisitzer. — Vorträge: Rabbiner Dr. Cohn-Rawitsch: Salomo ibn Gebirol. Schriftsteller Albert Katz-Pankow: Lord Byron und die Juden. Frau Oberkantor Schidorowski - Lissa i. P.: Rezitationen aus neuhebräischen Dichtungen. Dr. de Haas-Posen: Gegenwartsfragen des Judentums. Schriftsteller Albert Katz-Pankow: Juden und Christen als Förderer der hebräischen Sprache und Literatur. — Bibliothek mit 135 Bänden. Bibliothekar: Kantor Wolkowski.

224. **Wongrowitz**. 60 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Friedmann, Vorsitzender; R. Lewin, Schriftführer; Lehrer Spier, Bibliothekar; S. Kurnik, J. Foerder. — Vorträge: Berggrün-Posen: Traditionelle, synagogale Melodien. Rabbiner Dr. Lewin-Wreschen: Die Wissenschaft im Kampfe des Judentums. Rabbiner Dr. Friedmann-Wongrowitz: Moderne Fragen im Lichte der Bibel. Rabbiner Dr. Dünner - Rogasen: Zwei rätselhafte Persönlichkeiten. — Rabbiner Dr. Friedmann: Tagesfragen. — Bibliothek mit 160 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Spier.

225. **Wreschen.** 30 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. M. Lewin, Justizrat Peyser, Gemeindevorsteher L. Radziejewski, M. Zucker, S. Itzig. — Vorträge: Rabbiner Dr. J. Cohn-Rawitsch: Die Altertumsfunde im Orient und unsere Bibel. Fortlaufende geschichtliche Vorträge des Vorsitzenden über die Zeit vom babylonischen Exil bis zu den Makkabäern. Diese Vorträge waren in erster Reihe für junge Damen und Herren bestimmt. — Bibliothek mit 300 Bänden. Bibliothekar: Dr. Lewin. — Außerdem hält der Verein für seine Mitglieder 4 Zeitungen. Er ist Mitglied der Gesellschaft zur Förderung der jüdischen Wissenschaft und der jüdisch-literarischen Gesellschaft in Frankfurt a. M.

226. **Wronke.** 57 Mitglieder. Vorstand: J. Lissaar, 1. Vorsitzender; J. Back, 2. Vorsitzender; Louis Lewinsohn, Kassierer; L. Hirsekorn, Leopold Haim und Moritz Kallmann.

227. **Würzburg**. 80 Mitglieder. Vorstand: Dr. phil. Gustav Tachauer, Vorsitzender; Herrmann Engel, Kassierer; Dr.

S. B. Eschwege, Schriftführer; Dr. M. Braunschweiger, Kantor S. Lehmann, S. B. Wolf, Beisitzer. — Vorträge: Landrabbiner Dr. Lewintky-Hildesheim: Goethe und die biblischen Schriften. Landrabbiner Dr. Mannheimer-Oldenburg: Kultur und Judentum. Rabb. Dr. S. Hanover-Cöln a. Rh.: Die jüdische Rassenfrage.

228. **Zempelburg.** 49 Mitglieder. Vorstand: Lehrer Louis Levy, Kaufmann Julius Fock und Erwin Brückmann.

229. **Zweibrücken.** 28 Mitglieder. Vorstand: Bezirks-Rabbiner Dr. Eugen Meyer, Vorsitzender; Kaufmann Otto Loeb, stellvertretender Vorsitzender; Kaufmann Leopold Jean, Kassierer; Kaufmann Gustav Weil, Schriftführer; Kaufmann Isaak Weis, Vergnügungsleiter; Kaufmann Emil Heré, Kaufmann Eugen Moses, Beisitzer.

Bezirksverbände.

1. Ostpreußen.

Osterode, Allenstein, Insterburg, Tilsit, Memel, Königsberg. Sitz des Verbandes: Memel. Vorsitzender: Leon Scheinhaus.

2. Posen-Nord:

Schneidemühl, Filehne, Schönlanke, Rogasen. Sitz des Verbandes Schneidemühl. Vorsitzender: Dr. med. Mislowitzer.

3. Westfalen-Rheinland:

Hörde, Dortmund, Witten, Bochum, Gelsenkirchen-Wattenscheid-Essen a. R., Elberfeld, Unna. Sitz des Verbandes: Bochum. Vorsitzender: M. Hähnlein.

4. Westfalen-Lippe:

Brakel, Hamm, Detmold, Warburg, Lippstadt, Höxter, Steinheim, Lage, Hameln a. d. W., Paderborn, Gütersloh, Herford, Marsberg, Unna. Sitz des Verbandes: Warburg. Vorsitzender: Lehrer Alexander.

5. Thüringen:

Erfurt, Gotha, Eisenach, Nordhausen, Coburg. Sitz des Verbandes: Erfurt. Vorsitzender: D. Katzenstein-Gotha.

6. Oberschlesischer Verband.

Beuthen, Cosel, Großstrehlitz, Kattowitz, Koenigshütte, Myslowitz, Neiße, Nicolai, Oppeln, Pleß, Ratibor, Tarnowitz. Sitz des Verbandes: Kattowitz. Vorsitzender: Dr. Braunschweiger, Stellvertreter: Dr. Glogauer.

7. Westpreußen.

Konitz, Tuchel, Schlochau, Zempelburg, Pr.-Friedland. Sitz des Verbandes: Konitz. Vorsitzender: Rabbiner Dr. Weyl.

Korrespondenzen.

Bitte des Ausschusses.

An die Herren Vorstände bezw. Schriftführer der Vereine **richten** wir die ergebene Bitte, alle an sie seitens des Sekretariats **gerichteten** Anfragen sofort beantworten zu wollen. Die Vereine, **welche** die Angaben über Mitgliederzahl und einen Bericht über die **literarischen** Leistungen vermissen, dürfen dem Geschäftsführenden Ausschuß **keinen** Vorwurf darüber machen; es war von ihnen das Material trotz **mehrmaliger** Aufforderung **nicht** zu erlangen.

Rückständige Beiträge.

Die Vereine, welche mit ihren Beiträgen für das laufende Jahr noch im Rückstande sind, werden ergebenst ersucht, dieselben an den Schatzmeister des Verbandes, Hrn. **Alois F. Marcus,** in Firma Veit, Selberg & Cie., Berlin W., Französischestraße 49, baldigst einsenden zu wollen.

Der Vorstand des Verbandes der Vereine für jüdische Geschichte und Literatur in Deutschland.

Professor Dr. **Martin Philippson**-Berlin, Ehrenvorsitzender. Dozent Dr. **I. Elbogen**-Berlin, 1. Vorsitzender. Rabbiner Dr. **Frank**-Köln, 2. Vorsitzender. Schriftsteller **Albert Katz**-Pankow-Berlin, Sekretär. **Alois F. Marcus**, Schatzmeister. Justizrat Dr. **Bauer**-Augsburg, Dozent Dr **M. Brann**-Breslau, Rabb. Dr. **Braunschweiger**-Kattowitz, Kommerzienrat **Elb**-Dresden, Hauptlehrer **Herbst**-Lissa. Dr. med. **Fink**-Hamburg, Rechtsanwalt Dr. **Francken**-Aachen, Rechtsanwalt Dr. **Guggenheim**-Offenbach a. M., Fabrikbesitzer **Aron Hirsch**-Berlin, Dr **Paul Homburger**-Karlsruhe i. B., Professor Dr. **I. Horowitz**-Charlottenburg, Rabb. Dr. **Kaelter**-Danzig, Chefredakteur **I. Landau**, Fabrikant **Benas Levy**, Handelsrichter **Willibald Loewenthal**-Berlin, Kommerzienrat **Emil L. Meyer**-Hannover, Rabbiner Dr. **Samuel**-Essen, Justizrat Dr. **Fedor Stern**-Berlin, Kaufmann **Leon Scheinhaus**-Memel, Dr. med. **Wallerstein**-Gelsenkirchen, Beisitzer.

Geschäftsführender Ausschuß:

Dozent Dr. **I. Elbogen**-Vorsitzender. Schriftsteller **Albert Katz**, Sekretär, **Alois F. Marcus**, in Firma Veit, Selberg & Cie., Berlin W., Französischestraße 49, Schatzmeister. Chefredakteur **I. Landau**, Justizrat Dr. **Fedor Stern**.

Sekretariat:

Berlin-Pankow, Florastraße 58.
